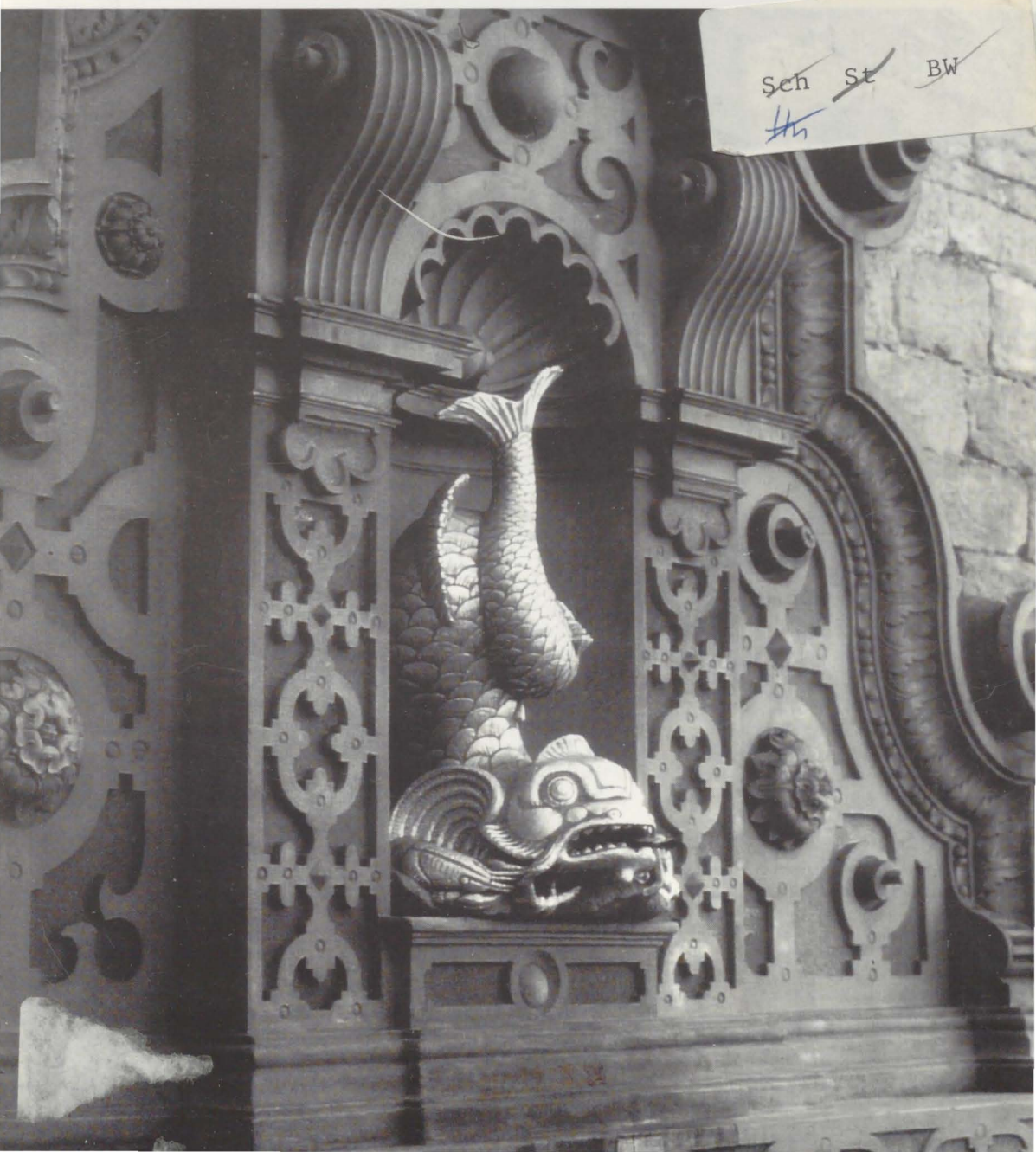


# Badische Heimat

September  
3/1994

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



# Geldanlage – gezielt und systematisch



Wer seine Ersparnisse planvoll anlegen will, braucht Klarheit über die Anlagemöglichkeiten. Möchten Sie für eine größere Anschaffung sparen? Geht es um die Gründung einer eigenen Existenz oder um die Vorsorge für die Wechselfälle des Lebens? Zu jedem Ziel gibt es die richtige Geldanlage. Wir beraten Sie gern – kompetent und individuell. Sprechen Sie mit uns.

## Wir machen den Weg frei

 **Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken**

**Unser FinanzVerbund:** Volksbanken Raiffeisenbanken, SGZ-Bank, DG Bank, Bausparkasse Schwäbisch Hall, R+V Versicherungen, Süddeutsche Krankenversicherung, Deutsche Genossenschafts-Hypothekenbank, Münchener Hypothekenbank, VR-Leasing, DIFA Deutsche Immobilien Fonds, Union-Investment

# Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.  
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,  
Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg  
Telefon (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo 14.00 – 18.00 Uhr,

Di. 8.00 – 12.00 Uhr,

Do. 8.00 – 12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

**Zahlstellen des Landesvereins:**

Postbank Karlsruhe,  
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75  
Sparkasse Freiburg,  
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01  
J. A. Krebs, Freiburg, Privatbankiers,  
Konto-Nr. 873, BLZ 680 301 00  
Spenden bitte an das  
Konto der Stadt Freiburg  
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg  
Vermerk „Spende Badische Heimat“  
bitte nicht vergessen

**Gesamtherstellung:**

G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG  
Anzeigenverwaltung:  
G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG  
G. Braun Verleger Services  
Karl-Friedrich-Straße 14-18  
76133 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 165-2 33  
Telefax (07 21) 1 65-7-3-76  
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig  
Reproduktionen:  
G. Braun GmbH

*Titelbild: Ettlingen, der Delphinbrunnen von 1612 im Schloßhof*

# Inhalt

## I. Landesverein

Auszug aus dem Protokoll der  
Mitgliederversammlung des  
Landesvereins Badische Heimat  
am 5. Juni 1994 in Karlsruhe  
*Ludwig Vögely, Karlsruhe* ..... 307

Ein festes Band umschließt die  
Badener  
Festvortrag im Bürgersaal  
des Karlsruher Rathauses  
*Helmut Engler, Freiburg* ..... 317

## II. Geschichte

Kulturpropaganda an den Reichsgrenzen  
Die Reichsfestspiele in Heidelberg und  
Marienburg  
*Meinhold Lurz, Heidelberg* ..... 325

## III. Denkmalschutz

Seit über 100 Jahren ringen Denkmalfreunde  
um die Erhaltung der Ruine Schauenburg  
an der badischen Bergstraße  
*Christian Burkhardt, Dossenheim,* ..... 357

„Aldes G'lump“? – Bauforschung an  
spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen  
Fachwerkhäusern im Stadtkreis Pforzheim  
*Christoph Timm, Pforzheim* ..... 369

## IV. Baugeschichte

Johannes Schoch, Baumeister der  
Renaissance und seine Zeit  
*Gerhard Kaiser, Ettlingen* ..... 393

## V. Wirtschaft

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des  
Mosbacher Spitals und des Gutleuthauses  
vom 15. bis 18. Jahrhundert  
*Wilhelm Seußler, Karlsruhe* ..... 405

## VI. Ortsforschung

Weingarten anno 1618 am Ende  
friedlicher Jahre  
*Wilhelm Kelch, Weingarten* ..... 425

## VII. Persönlichkeiten

Dr. Carl Lehmann (1885 - 1915)  
*Erwin Dittler, Kehl Goldscheuer* ..... 441

Wilhelm Noll und der badische Kulturkampf  
*Leonhard Müller, Karlsruhe* ..... 461

## VIII. Ehrungen

Historiker – Archivar – Biograph –  
Professor Bernd Otnad zum  
70. Geburtstag  
*Fred Ludwig Sepaintner, Freiburg* ..... 467

## IX. Buchbesprechungen

 ..... 469

# Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 5. Juni 1994 in Karlsruhe

## I. Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden für die Zeit von Juni 1992 bis Juni 1994

### 1. Den Landesverein selbst betreffend:

1. Durch den Tod des stellvertretenden Landesvorsitzenden, Herrn Lindinger, wurde die jahrelange harmonische Zusammenarbeit im Landesvorstand jäh unterbrochen. Da Herr Lindinger durch seine Betreuung nordbadischer Ortsgruppen dem Landesvorsitzenden viel Arbeit abnahm und durch seinen hervorragenden juristischen Sachverstand unersetzliche Dienste leistete, wurde sein Fehlen besonders schmerzlich fühlbar. In der Berichtszeit wurden drei Vorstandssitzungen und drei Vorstands- und Beiratssitzungen abgehalten.

### 2. Ortsgruppen:

Die Lage der Ortsgruppen muß unterschiedlich beurteilt werden. Es bestehen zwischen ihnen gravierende Unterschiede, die von Stagnation bis zur vollen Aktivität, Wachstum und kontinuierliche Arbeit reichen. Auch in dieser Berichtszeit muß festgestellt werden, daß nichts so von Dauer ist wie der Wechsel. Die Ortsgruppe Schwetzingen hat in Herrn Lindinger ihren Vorsitzenden verloren. Durch fürsorgliche Maßnahmen für die Nachfolge konnte die Interimszeit gut bewältigt und in Herrn Dr. Kronemayer ein neuer Vorsitzender gewonnen werden.

Die Ortsgruppe **Heidelberg** befindet sich in großen Schwierigkeiten, weil die Beziehungen innerhalb des Vorstandes außerordentlich schlecht sind. Der 2. Vorsitzende, der ausgeschieden ist, und der Ortsgruppenleiter fechten vor Gericht einen für die Ortsgruppe Schaden anrichtenden Zwist aus. Der Landesvorstand hat alle Hände voll zu tun, um weiteren Schaden für die alte Ortsgruppe Heidelberg zu vermeiden.

Auch die Ortsgruppe **Bruchsal** hat einen Wechsel in der Leitung zu verzeichnen. Herr Marx, der bisherige Vorsitzende, gab sein Amt Ende des Jahres 1993 auf. An seine Stelle trat dankenswerterweise Herr Jörg Teuschl, ein Mann im besten Alter, dem wir mit seinem Team viel Glück in der Führung der traditionsreichen Ortsgruppe wünschen.

Kleine Ortsgruppen haben es schwer, gegenüber örtlichen alteingesessenen und regionalen Heimatvereinen bestehen zu können.

Als Beispiel dafür sei **Bretten** genannt. Hier laufen Verhandlungen, die zahlenmäßig kleine Ortsgruppe näher an die Ortsgruppe Karlsruhe zu binden, was durch die Stadtbahn sehr erleichtert wird. Während die Ortsgruppe **Rastatt** ein vollkommen internes Eigenleben führt, spielt die Ortsgruppe **Lahr** im kulturellen Leben der Stadt eine erstrangige Rolle. Die Ortsgruppe hatte immer einen ausgezeichneten Leiter, denken Sie an Emil Bader oder Willi Hensle, zuletzt Herrn Mannschott, der nach 14 Jahren nun sein

Amt zurückgegeben hat. Er konnte es in die Hände bewährter Mitarbeiter legen, an der Spitze Herr Obert, so daß eine kontinuierliche Weiterarbeit gewährleistet ist. Wir gratulieren Herrn Mannschott auch an dieser Stelle zu der Auszeichnung mit der Ehrennadel des Landes Baden-Württemberg.

Mehr Aktivitäten wünschte sich der Landesvorstand am Hochrhein von **Lörrach** bis **Waldshut**. In Lörrach besteht weiterhin die Zusammenarbeit mit der Museumsgesellschaft, die einstmals aus der Badischen Heimat entstanden ist. In **Bad Säckingen** erhoffte der Landesvorstand nach einem eingehend geführten Gespräch mit dem Leiter der Ortsgruppe, daß wieder Leben in die Ortsgruppe kommt. Dazu ist die Komplettierung des Vorstandes und das Gewinnen weiterer Mitarbeiter notwendig. Eine Mitgliederversammlung soll weiterhelfen. Sie wurde bisher nicht einberufen.

In Waldshut hat Herr Schächtelin, der die Ortsgruppe gemeinsam mit dem Geschichtsverein Hochrhein geleitet hat, den Vorsitz des Geschichtsvereins in jüngere Hände gelegt. Als neuer Vorsitzender hat Herr Manfred Dietenberger die Ortsgruppe übernommen. Ihm sei dafür herzlicher Dank gesagt.

Alle anderen Ortsgruppen, die im Bericht nicht erwähnt wurden, arbeiten gut und ohne Schwierigkeiten. Sie seien dafür bedankt.

### 3. Mitgliederbewegung:

Mitgliederstand

1.1.1992	3410 Mitglieder
1.1.1993	3301 Mitglieder
31.12.1993	3235 Mitglieder

Mitgliederstand

per Heft 1/1994: 3177 Mitglieder,  
der sich aber laufend wieder erhöht.

Seit dem 1.1.1992 bis März 1994, also in

zwei Jahren, gingen bei 181 Zugängen und 414 Abgängen 233 Mitglieder verloren. Diese alarmierenden Zahlen sprechen für sich.

Das Fazit, das wir aus der Mitgliederbewegung zu ziehen haben, ist seit Jahren gleich geblieben. Ich habe dazu in Lahr deutliche Worte gesagt. Und meine Bitte bleibt immer die gleiche: Bringen Sie uns neue Mitglieder, damit die Badische Heimat aller Sorgen enthoben wird.

Aber ich muß an dieser Stelle noch etwas anderes ansprechen. Wir alle wissen, daß das reiche Land Baden-Württemberg sparen muß und dieses Sparenmüssen bis hinunter in die letzte Gemeindeverwaltung reicht. Die Frage ist nur, wo man sparen kann. Und da greifen die Landkreise und Kommunen zu dem probaten Mittel, da den Hobel anzusetzen, wo man am wenigsten Widerspruch zu erwarten hat. Dazu gehört wohl allemal der kulturelle Sektor des Budgets. Wenn man die dadurch bedingten Austritte von Landkreisen, Gemeinden und die von ihnen dazu gezwungenen Schulen betrachtet, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß da Leute Kündigungen veranlassen, die keine, aber auch gar keine Ahnung von der Wichtigkeit und Tätigkeit solcher Vereinigungen haben, wie die Badische Heimat eine ist. Sie werfen einen Landesverein, der sich jetzt seit 85 Jahren für Heimat-, Volks- und Landeskunde, Natur- und Denkmalschutz usw. einsetzt und von dem sie alle einmal profitiert haben, in einen Topf mit kleinen Ortsvereinen, gegen die ich, das will ich eindeutig gesagt haben, wirklich nichts habe. Sie sind alle genauso geschädigt wie wir. Aber wo bleibt die Relation? Diese Kündigungen erfolgen ohne Nachdenken in einer Oberflächlichkeit, die bestürzend ist und die ein schlechtes Licht auf jene Gemeindeverwaltungen wirft, die immer von Heimatschutz reden und dann dem Lan-



*Der Landesvorsitzende Ludwig Vögely beim Vortrag*

Foto: Heinrich Hauß



Der neugewählte stellvertretende Landesvorsitzende Dr. Volker Kronemeyer

Foto: Heinrich Hauß

desverein Badische Heimat aufkündigen, der das seit 85 Jahren tut, und das für einen geringen Beitrag, der die kostenlose Lieferung von 4 Heften enthält. Folgende Gemeinden und Schulen haben in der Berichtszeit ihre Mitgliedschaft aufgekündigt:

#### **Kündigungen – Gemeinden und Behörden**

1992: Gemeinde Hinterzarten  
Gemeinde Meißenheim  
Gemeinde Neulingen

Kreisverwaltung Lörrach  
Stadtverwaltung, Hauptamt Karlsruhe  
Stadtverwaltung, Verwaltungsbücherei Karlsruhe

1993: Oberpostdirektion, Karlsruhe  
Handwerkskammer, Freiburg  
Freiburger Wirtschaft und Touristik GmbH, Freiburg

1994: Gemeinde Reichenbach/Gengenbach  
Gemeinde Hagnau  
Staatliche Fachstelle f.d. Öffentliche Bibliothekswesen, Freiburg





*Landesrechner Rolf Kobler*

Foto: Heinrich Hauß

### **Kündigungen – Schulen**

- 1992: Schulamt Friesenheim  
 Realschule Waldshut-Tiengen  
 Grund- u. Hauptschule Titisee/Schw.  
 Grund- u. Hauptschule Weilheim  
 Grund- u. Hauptschule Wutöschingen  
 Höhere Handelsschule, Bad Säckingen  
 Volksschule Königsfeld
- 1993: Wiestorschule, Grund- u. Hauptschule, Überlingen  
 Grund- u. Hauptschule Königsfeld
- 1994: Hohenstaufen-Gymnasium, Eberbach  
 Grund- u. Hauptschule Aach  
 Schulamt Badenweiler

- Sernatingen-Schule, Grund- u. Hauptschule, Bodman-Ludwigshafen  
 Berta v. Suttner-Schule, Ettlingen  
 Grund- u. Hauptschule, Gernsbach  
 Grund- u. Hauptschule, Merzhausen  
 Mettnau-Schule, Radolfzell  
 Heimschule Lender, Sasbach  
 Karl-Tschamber-Schule, Weil  
 Zeppelin-Gewerbeschule, Konstanz

Das sind in der Berichtszeit 20 Schulen, davon nur 3 aus Nordbaden. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß in unseren Heften der Süden des Landes bis zum Bodensee viel mehr zur Geltung kommen muß. Gerade im Seegebiet muß man das Fehlen von Ortsgruppen sehr bedauern.



*Dr. Hans Tiedeken, Präsident des Deutschen Heimatbundes, Bonn, im Gespräch mit Prof. Dr. Helmut Engler*

Foto: Heinrich Hauß

Liebe Freunde, ich bitte Sie so dringend wie herzlich, verwenden Sie Ihren Einfluß auf die Gemeindeverwaltungen, um solche Aus-  
tritte in Zukunft zu verhindern.

## **II. Zusammenarbeit mit anderen Organisationen und Verbänden**

1. Der Landesvorsitzende kann für sich in Anspruch nehmen, der Initiator des Arbeitskreises Heimatpflege Nordbaden gewesen zu sein. Seit dessen Konstituierung vor 10 Jahren war er stellvertretender Vor-

sitzender von drei Regierungspräsidenten, welche den Vorsitz führten bzw. noch führen. Ich habe nun dieses Amt nach zehn Jahren abgegeben. Der Schriftführer unseres Landesvereins, Herr Notariatsdirektor Grässlin, der ebenfalls dem Vorstand des Arbeitskreises Nordbaden angehört, wird künftig die Interessen der Badischen Heimat an meiner Stelle wahrnehmen.

2. Nach wie vor ist der Landesvorsitzende vom Innenministerium berufenes Mitglied des Kuratoriums der Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Diese wichtige

Einrichtung des Landes in denkmalpflegerischer Hinsicht hat auch für Baden wertvolle Hilfe geleistet. Ich will dazu einige wenige Beispiele nennen. Gefördert und bezuschußt wurden u.a. die Eremitage in Waghäusel, das Vogtshaus in Steinen i.W., die Christus-, Jesuitenkirche und der Crupello-Brunnen in Mannheim, der Wössinger-Hof, der Schneider-Hof in Steinen-Endenburg, das Haus zum Riesen und die Peterskirche in Heidelberg, das obere Schloß in Kraichtal-Menzingen, das Gerberhaus in Bretten, der Üsenberger-Hof in Endingen und viele mehr. Alle diese Objekte konnten mit der Hilfe der Denkmalstiftung Baden-Württemberg saniert, damit erhalten und neuer Nutzung zugeführt werden. Die Stiftung hat dafür Millionenbeträge ausgegeben. Man darf gespannt sein, ob das Sparprogramm der Regierung auch die Denkmalstiftung erfaßt. Zu erwähnen ist noch, daß die Denkmalstiftung 1,5 Millionen für die Erhaltung wertvoller Objekte in Sachsen ausgegeben hat.

3. Kraft Amtes gehört der Landesvorsitzende auch dem Präsidium des Deutschen Heimatbundes in Bonn an. In der Berichtszeit fanden die Sitzungen in Frankfurt/Oder und in Tübingen statt. Die Tagung im April 1994 hatte Dresden als Ort. Das hatte seinen guten Grund, denn der DHB feierte ein Jubiläum, er wurde 90 Jahre alt und wurde damals in Dresden gegründet. Eine würdige Feier mit Ansprachen u.a. von Kanzleramtsminister Bohl, des sächsischen Ministerpräsidenten Kurt Biedenkopf und des Präsidenten des DHB, Dr. Tiedeken, wurden der Bedeutung des DHB gerecht. Der DHB ist der Dachverband sämtlicher Landesverbände, also auch der Badischen Heimat, mit über 3 Millionen Mitgliedern. Er hat ein Mitspracherecht, wenn es in der BRD um Denkmals-, Umwelt- und Naturschutz geht. So arbeitet der DHB, um nur

wenige Beispiele anzuziehen, an der Novellierung des Bundesnaturschutzgesetzes mit. Er betreibt und publiziert die Inventarisierung historischer Gärten, historischer Parks und historischer Friedhöfe, in denen auch unser Land gut vertreten ist. Er unterstützt die Bestrebungen, daß der Umweltschutz als Staatsziel im Grundgesetz verankert wird. Und er nimmt sich ganz aktueller Ereignisse an und reagiert sofort, wie folgende Pressemitteilung beweist:

Der DEUTSCHE HEIMATBUND ist entsetzt über Vorschläge zum Kahlschlag im Gemeinnützigkeitsrecht

Der DEUTSCHE HEIMATBUND, Dachverband der Heimat- und Bürgervereine und einer der ältesten Naturschutzverbände in Deutschland, vertritt die Interessen von rund 3 Millionen Mitgliedern in 8000 Vereinen. Er wendet sich entschieden gegen den Vorschlag von Bundeswirtschaftsminister Rexroth, den gemeinnützigen Vereinen im Freizeitbereich die Steuervergünstigungen zu streichen. (Inzwischen hat der Minister seinen Vorschlag zurückgezogen.)

Wenn auch die Arbeit des DHB für Sie, liebe Mitglieder, nicht unmittelbar spürbar und sichtbar wird, so wirkt sie sich doch positiv auch auf unser Land aus. Es läge vielmehr im Denkmal-, Umwelt- und Naturschutz im argen, wie sowieso im argen liegt, wenn es den DHB nicht geben würde.

### III. Ergebnisse der geschlossenen Mitgliederversammlung im Bürgersaal des Karlsruher Rathauses

1. Der Kassenbericht des Landesrechners wurde gebilligt. Der Bericht der Rechnungsprüfer bestätigte dem Landesrechner eine korrekte und übersichtliche Buchführung, die zu keinerlei Beanstandung Anlaß gab.

2. Die Entlastung des Vorstandes erfolgte einstimmig.
3. Die Neuwahl des Landesvorstandes brachte folgendes Ergebnis:  
Landesvorsitzender: Ludwig Vögely, Karlsruhe,  
stellvertr. Landesvorsitzender:  
Dr. Volker Kronemayer, Brühl,  
Schriftführer:  
Helmut E. Gräßlin, Mannheim,  
Landesrechner: Rolf Kohler, Freiburg.
4. Die bisherigen Rechnungsprüfer Herr Alois Obert, Lahr, und Dr. Paul Zimmermann, Freiburg, wurden einstimmig wiedergewählt.
5. Nach kurzer Diskussion und in der Einsicht der bestehenden Notwendigkeit beschloß die Mitgliederversammlung auf Antrag des Landesvorstandes die Erhöhung des Jahresbeitrages ab 1. Januar 1995 für Einzelmitglieder von DM 40,- auf DM 50,-, Familienmitgliedschaft von DM 50,- auf DM 60,-. Für Schüler, Studenten und Auszubildende bleibt der Jahresbeitrag von DM 25,- gleich.
6. Die Mitgliederversammlung billigte die Ernennung von Herrn Andreas Mannschott, Lahr, und Herrn Karl Wörn, Schwetzingen, zu Ehrenmitgliedern.
7. Die Mitgliederversammlung genehmigte die Ernennung folgender neu berufener Mitglieder des Beirates:  
Frau Dr. Rosemarie Stratmann-Döhler, Bad. Landesmuseum Karlsruhe, Leiterin der Abt. Kunstgeschichte,  
Frau Dr. Susanne Asche, Stadtarchiv Karlsruhe, Stadthistorikerin,  
Herr Dr. Kurt Andermann, Bad. Generallandesarchiv Karlsruhe, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein,  
Herr Dr. Gerhard Kabierske, Südwestdeutsches Archiv für Architektur der Universität Karlsruhe, ehemals Denkmalpfleger der Stadt Karlsruhe,

Herr Dr. Bernhard Oeschger, Leiter der Landesstelle für Volkskunde in Freiburg, Herr Dr. Winfried Schweinfurth, Schwetzingen, Naturschutzbeauftragter.  
Der Landesvorsitzende bedankte sich für den sachlichen und harmonischen Verlauf der gut besuchten Mitgliederversammlung.

#### IV. Die öffentliche Festversammlung

Auch die Festversammlung fand im Bürger-saal des Karlsruher Rathauses statt. Der Landesvorsitzende konnte zahlreiche Gäste begrüßen, so den Hausherrn Oberbürgermeister Prof. Dr. Gerhard Seiler mit den anwesenden Stadträten und Repräsentanten der Stadt. Ein besonderer Willkommensgruß galt dem Präsidenten des Deutschen Heimatbundes, Herrn Dr. Hans Tiedeken, Bonn, und Herrn Minister a.D. Prof. Dr. Helmut Engler, Freiburg, der die Festansprache hielt wie vor zehn Jahren bei dem 75jährigen Jubiläum der Badischen Heimat. Erfreut begrüßte der Landesvorsitzende die zahlreichen Vertreter jener Institutionen, welche die Bezeichnung „Badisch“ in ihrem Namen führen, so den langjährigen Direktor der Bad. Landesbibliothek Dr. Römer, seinen Nachfolger Dr. Ehrle mit seinen Mitarbeitern Frau Dr. Bernhardt und Dr. Schmitt. Er konnte weiter willkommen heißen vom Bad. Landesmuseum den stellv. Direktor MA Peter Schmidt, Frau Dr. Stratmann-Döhler und Herrn Dr. Metzger, und weiter den Vertreter des Bad. Generallandesarchivs Herrn Dr. Andermann. Schließlich galt sein Willkommensgruß den Herren Scheuble und Groth des Braun-Verlages, der seit dem Jahre 1914 unsere Publikationen druckt, und den Chef des „Hebel-Verlages“ Herrn Dr. Müller-Wirth. Freundlichst begrüßt wurden die Presse und das Bläserquintett des Badischen Konservatoriums Karlsruhe.

Die Mitgliederversammlung 1994 fiel mit dem 85. Geburtstag des Landesvereins Badi-



*Von links nach rechts: Oberbürgermeister Prof. Dr. Seiler, Prof. Dr. Engler, Dr. Tiedeken*

Foto: Heinrich Hauß

sche Heimat zusammen. Der Landesvorsitzende Ludwig Vögely ging deshalb bei seiner Ansprache auf die Geschichte des Landesvereins ein und zeigte auf, daß sich dessen Zielsetzung seit dem Gründungsjahr 1909 im Grundsatz nicht geändert hat, sondern lediglich den wechselnden Zeitumständen angepaßt werden mußte. Er bilanzierte die Tätigkeit in Vergangenheit und Gegenwart und hob besonders die Leistungen der Badischen Heimat im Kampf um den Erhalt der Heimat hervor. Den Bürgermeistern rief er zu, nicht nur Finanzen und Verwaltung zur Chefsache zu machen, sondern auch den Denkmalschutz, gerade in unseren Städten. Deutlich zeigte er die Versäumnisse und Mißstände auf und wies darauf hin, was besser gemacht werden kann und muß. In diesem Zusammenhang hob Ludwig Vögely eindrucksvoll

hervor, daß der Landesverein Badische Heimat nicht gegen den Fortschritt sei, sondern für dessen sinnvolle Nutzung durch den Menschen. Die moderne Entwicklung sei nicht zu bremsen, da auch der Landesverein und seine Mitglieder um die Notwendigkeit von Fabriken, Straßen und Energiebeschaffung wüßten. Er sagte: „Aber wir wissen ebenso um die Notwendigkeit, überkommene landschaftliche und kulturelle Werte zu bewahren und sie sinnvoll in die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung einzufügen.“ Diese gewachsene Kultur sei zu allen Zeiten Gegenstand der Fürsorge des Landesvereins gewesen, und aus dieser Verpflichtung wachsen auch die Aufgaben für die Zukunft: Förderung der Volkskunde und Volkskunst, Pflege der Mundarten und des großen Erbes der Kunst und Literatur. Mit

großer Sorge wies der Landesvorsitzende auf den stetigen Verlust der Landschaft hin, die in eine technisch überbaute Landschaft verwandelt wird. Mit aller Deutlichkeit stellte er fest, daß das, was von der Landschaft weg ist, unwiederbringlich verloren ist. Wenn unsere Kinder sich in 20 Jahren noch ihrer Heimat erfreuen wollen, muß diese jetzt geschützt werden. Dazu erbat er sich die Mitarbeit aller Anwesenden.

Abschließend wies der Landesvorsitzende darauf hin, daß Baden als Staat nicht mehr existiert und auf alle daraus sich ergebenden Folgen. Daraus erwächst die vermehrte Pflicht, das große historische und kulturelle Erbe an die kommende Generation weiterzugeben, und eine unabdingbare Chronistenpflicht. Das hindere aber nicht, eine neue Identität im sich bildenden Europa zu gewinnen, in das gerade wir Badener an der Südwestecke der Bundesrepublik unsere kulturelle Tradition, den politischen Umgang miteinander, unsere wirtschaftliche Kraft und ökologischen Forderungen einbringen können.

An die mit großem Beifall aufgenommene

Ansprache schloß sich traditionsgemäß die Lesung „Das Badische“ von Wilhelm Hausenstein durch den Vorsitzenden der Ortsgruppe Karlsruhe, Jörg Vögely, an.

Den Festvortrag von Minister a.D. Prof. Engler, Freiburg, bringen wir zum Abdruck. Der Landesvorsitzende bedankte sich am Ende der Veranstaltung bei allen, die zu dem Gelingen beigetragen haben, besonders bei Herrn OB Prof. Dr. Seiler für die Überlassung des Bürgersaales und das freundliche Grußwort, ebenso bei Herrn Präsident Dr. Tiedeken für seine würdigenden und die Verdienste des Landesvereins Badische Heimat herausstellenden Worte. Herzlicher Dank wurde Herrn Prof. Engler zuteil für den hervorragenden Festvortrag und für alles, was er bisher als Minister, Wissenschaftler, Helfer und Förderer des Landesvereins geleistet hat. Freundlicher Dank galt den jungen Musikern für ihre gekonnten Darbietungen. Mit guten Wünschen und Dank für alle Anwesenden schloß der Landesvorsitzende die durch das harmonische Zusammenwirken aller Beteiligten wohlgelungene Festversammlung.

# Ein festes Band umschließt die Badener

Festvortrag im Bürgersaal des Karlsruher Rathauses

*Helmut Engler, Freiburg*

I.  
„Ein festes Band umschließt die Badener.“ Das ist eine historische Aussage, ein leicht verändertes Zitat aus einem Buch, das im Jahr 1838 erschienen ist. Diese Aussage hat aber, wenn man ihre pathetische Form nicht zu ernst nimmt, auch heute noch Gültigkeit. Für die Badener ist Baden ein fester Begriff, und das ist schon deshalb nicht ganz selbstverständlich, weil dieses Baden als mehr oder weniger selbständiges Land mit den Grenzen, die wir vor Augen haben, nur von 1806 bis 1945 existiert hat. Seit 1952 ist Baden ein Teil des Landes Baden-Württemberg, und es gibt keine Anzeichen, aus denen man schließen könnte, daß jemand heute noch ernstlich daran denkt, die staatsrechtliche Existenz dieses Landes oder den Bestand seines Gebiets in Frage zu stellen.

Die erste Buchveröffentlichung, an der ich - mit einem bescheidenen Beitrag und in dienender Funktion - mitwirken durfte, war ein Dokumentationsband mit dem Titel „Der Kampf um den Südweststaat“. Der unvergeßliche Hermann Kopf, der das damalige Land Baden vor dem Bundesverfassungsgericht vertreten hatte, hat in mein Exemplar als Widmung „Zur Erinnerung an den gemeinsamen Kampf für Baden“ geschrieben, und ich habe mich wieder darüber gefreut, als ich mir kürzlich die damaligen heftigen, von vielen mit Leidenschaft geführten Auseinandersetzungen noch einmal vergegenwärtigte. Dieser Kampf ist seit langem zu

Ende. Als es nach langem Hin und Her, nach manchen taktischen Winkelzügen endlich im Jahr 1970 zum Volksentscheid in Baden kam, stimmten - anderes hatte man 18 Jahre nach der Gründung des neuen Landes nicht erwarten können - nur noch 18,1% für die Wiederherstellung des Landes Baden, 81,9% für den Verbleib in Baden-Württemberg.

Dieses neue Land hatte sich schon bis zum damaligen Zeitpunkt und hat sich auch seither gut entwickelt. Auch in der gegenwärtig noch nicht ganz überwundenen wirtschaftlichen Rezession, die ja nicht auf Deutschland beschränkt ist, steht Baden-Württemberg nicht schlecht da. Mit einiger Zuversicht können wir den kommenden Jahren entgegensehen; dafür sprechen - gelegentlicher unterschiedlich motivierter Schwarzmalerei zum Trotz - manche Indizien, so etwa die vor wenigen Tagen veröffentlichten Zahlen der letzten Steuerschätzung.

Baden-Württemberg und seinen Bewohnern geht es also nicht schlecht. Die Badener haben sich damit abgefunden, daß das Land von Stuttgart aus regiert wird, auch wenn dies - fast unvermeidlich - zur Folge hat, daß die Akzente manchmal nicht ganz gleichmäßig auf den württembergischen und den badischen Landesteil verteilt zu sein scheinen. Ob solche subjektiven Wahrnehmungen oder Vermutungen einen objektiven Hintergrund haben oder nicht: „Das Heimatbewußtsein der Badener wurde vom neuen Land keineswegs unterdrückt oder

auch nur gedämpft, die kulturellen alemannischen Ambitionen sind stärker, ausgeprägter und selbstverständlicher denn jemals seit Kriegsende." So hat es einmal - bezogen auf Südbaden - der frühere Freiburger Regierungspräsident Hermann Person ausgedrückt. An vielen Orten und bei vielen Gelegenheiten ist ein ausgeprägtes badisches „Nationalbewußtsein“ erkennbar, und daß auch die jüngere Generation dafür nicht unempfänglich ist, wird etwa dann deutlich, wenn die Zuschauer in einem vollbesetzten Fußballstadion vor einem Bundesligaspiel das Badenerlied singen. Diese Form der Identifikation mit der Heimmannschaft unterscheidet sich aufs vorteilhafteste von den manchmal geradezu brutalen chauvinistischen Kundgebungen, die sich an vielen Orten abspielen und die so gar nicht zur badischen Lebensart passen.

Wollte sich ein Meinungsforscher daranmachen, durch eine Umfrage in der Bevölkerung zu ermitteln, ob der Begriff „Baden“ oder „badisch“ eher mit einer positiven oder eher mit einer negativen Wertung verbunden ist, so erhielt er nach meiner Überzeugung einen hohen positiven Wert, und zwar sicher bei denen, die in Baden leben, sehr wahrscheinlich auch bei den Bewohnern anderer Länder und vielleicht sogar bei unseren württembergischen Schwestern und Brüdern. Damit eine solche Vermutung aber nicht falsch gedeutet wird, beeile ich mich, zur Klarstellung hinzuzufügen: Es soll keineswegs die - ohnedies nicht beweisbare - Behauptung aufgestellt werden, die Badener seien bessere, liebere oder gar schönere Menschen als andere! Vielmehr geht es nur darum, daß die Badener in ihrer überwiegenden Mehrheit **gern** Badener sind, und dazu gehört auch, daß sie - ungeachtet der zum Teil großen Unterschiede zwischen den in Baden beheimateten Volksstämmen und ungeachtet der früher häufigeren, heute meist nicht mehr so ausgeprägten Rivalitäten zwischen bestimmten Nachbarorten - die Mit-

badener als im großen und ganzen doch einigermaßen sympathische Zeitgenossen akzeptieren. Dies scheinen heute viele als selbstverständlich zu betrachten. So spricht etwa Hansmartin Schwarzmaier in der Einleitung zu dem Band „Baden - Land, Staat, Volk 1806 - 1871“ von der „badischen Wesensart, die es von jeher verstanden hat, Gegensätze auszugleichen und Widersprüche zu harmonisieren“, und er meint, man sei schon im alten Großherzogtum stolz gewesen auf die Buntscheckigkeit der politischen, sozialen, kulturellen Landkarte und darauf, daß man in Baden ‚von allem etwas‘ besaß“. Vor kurzem hatte ich die Funktion des Herausgebers eines kleinen Buches übernommen, in dem als „Große Badener“ insgesamt 28 Persönlichkeiten aus zwölf Jahrhunderten dargestellt sind, von Walahfrid Strabo, dem Reichenauer Mönch, bis zu dem Dichter Reinhold Schneider. Von manchen, die das Buch in die Hand genommen haben, habe ich gehört, daß diese Zusammenstellung von Porträts, die von einer ganzen Reihe namhafter Autoren stammen, deshalb gut aufgenommen wird, weil die Leser darin die Darstellung einer Welt finden, die nicht in erster Linie heroisch ist und pathetisch beschrieben wird, in der aber immer wieder Persönlichkeiten aufgetreten sind, die durch ihr Leben und Wirken aus der Menge herausragten und mehr oder weniger deutliche Spuren hinterlassen haben, welche sich zu einem - wenn auch recht lückenhaften - Mosaikbild der badischen Geschichte zusammenfügen, hinter dem der größere Hintergrund der deutschen und der europäischen Geschichte sichtbar wird.

## II.

Wie kam es, daß sich in Baden schon bald nach der Entstehung des Großherzogtums im Jahr 1806 ein Bewußtsein der Zusammengehörigkeit gebildet hat, das in wirtschaftlich guten, aber auch in schlechteren Tagen fort-



bestanden, sich in der Revolution von 1848/49, in der Auseinandersetzung um die Gründung eines Deutschen Reiches und in den Kulturkampfzeiten nicht abgeschwächt, sondern eher gefestigt hat, das die großen Kriege und die Zeit des Nationalsozialismus überdauert hat und auch nicht verlorenging, als das alte Land Baden im Jahr 1945 mit der Einteilung Deutschlands in Besatzungszonen als staatsrechtliche Einheit zu bestehen aufhörte? Das kann schon verwundern, wenn man bedenkt, daß die im Zuge der Neuordnung Europas im Zeitalter Napoleons zum Teil ohne, ja sogar gegen ihren Willen miteinander zum Großherzogtum Baden verbundenen Gebiete und ihre Bevölkerung in ihrer geschichtlichen Vergangenheit, ihrer Verwaltungsorganisation, ihrer wirtschaftlichen Situation, ihren geographischen Gegebenheiten und ihren Stammeseigenschaften bis hin zur Mundart große Unterschiede aufwiesen und in mancher Hinsicht heute noch aufweisen.

Daß dies auch den früheren Geschichtsschreibern Schwierigkeiten machte, beklagt schon Joseph Bader, der Verfasser der ersten „Badischen Landes-Geschichte“ im Jahr 1834: „Unser Großherzogthum ist kein Staat, der, wie etwa Hessen oder Baiern, einen besondern deutschen Volksstamm umfaßt, sondern seine Bevölkerung besteht aus Abkömmlingen theils der Allemannen oder Schwaben, theils der Franken. Ferner ist es ein ganz neuer Staat, zusammengesetzt aus drei Hauptbestandtheilen, aus dem ehemaligen Vorderösterreich, aus der Markgrafschaft Baden und der Pfalz. Diese Fürstenthümer aber selbst haben eine oft überaus dunkle und verwirrte Bildungsgeschichte, und mitten unter ihnen lag ausserdem eine Menge bald reichsstädtischer, bald geistlicher, bald adeliger Territorien. Man sieht also, wie schwer es halten müsse, in ein so buntes Gemengsel denjenigen Zusammenhang zu bringen, welchen die Darstellung einer Gesamtgeschichte erfordert.“

### III.

Eine Schlüsselfunktion bei der Integration des Badnerlandes, wie wir es heute vor Augen haben, kam der Verfassung vom 22. August 1818 zu. Schon Karl von Rotteck, der Freiburger Professor und liberale Abgeordnete - er lebte von 1775 bis 1840 -, hat diese Verfassung als „die Geburtsurkunde des badischen Volkes“ bezeichnet, und zwar eines Volkes im Sinne einer neuen und höheren politischen Einheit, als sie Breisgauer, Durlacher und Markgräfler je dargestellt hätten. Der heutige Karlsruher Oberbürgermeister Gerhard Seiler hat im Geleitwort zu Hans Fenskes Buch „175 Jahre Badische Verfassung“ im gleichen Sinn festgestellt: „Daß es bis heute eine badische Identität gibt, liegt nicht zuletzt an der Geschichte und den Auswirkungen der Verfassung von 1818, die zu ihrer Zeit einzigartig in Deutschland war.“ Daß eine - nicht etwa vom Volk beschlossene, sondern ihm vom Fürsten gegebene - Verfassung eine so starke integrierende Wirkung haben konnte, will uns heute bemerkenswert vorkommen. Die Verfassung von 1818 war ja keine demokratische und liberale in dem Sinn, daß sie dem Volk wesentliche Rechte der Mitwirkung an der Staatsverwaltung, daß sie ihm durchsetzbare Selbstbestimmung eingeräumt hätte. Wohl enthielten die §§ 7 bis 25 die Zusage von Rechten und Regelungen, die den in modernen Verfassungen enthaltenen Katalogen von Grundrechten und rechtsstaatlichen Garantien entsprechen: Gleichheit vor dem Gesetz, Freizügigkeit, Schutz des Eigentums, Unabhängigkeit der Gerichte, Pressefreiheit, Religions- und Gewissensfreiheit. Das wesentliche Ziel der Verfassung war aber die Festigung der staatlichen Einheit, die auch nach 1806 noch keineswegs gesichert war. Die Verfassung hat - wie Lothar Gall es in dem Sammelband „Badische Geschichte vom Großherzogtum bis zur Gegenwart“ (1979) ausdrückt - „den Untertanen des bisher ganz absolutistisch regierten Großherzogtums binnen kürzester

Zeit ein Einheitsgefühl und eine Form des Staatsbewußtseins, ja, so etwas wie ein Nationalgefühl vermittelt, wie es sonst nur sehr alte Staaten kannten; Preußen etwa gelang die Integration der wenig später erworbenen Rheinlande über Jahrzehnte hin nicht annähernd im gleichen Maße."

Ob die damaligen Badener wirklich Grund zum Jubel hatten, wollen wir offenlassen; wer diese Frage beantworten will, darf die Verfassung sicherlich nicht an heutigen Maßstäben messen. Die Zeugnisse aus den frühen wie aus späteren Jahrzehnten stimmen aber jedenfalls darin überein, daß die Verfassung von 1818 allgemein begrüßt wurde, sieht man einmal von einzelnen Personen oder Gruppen ab, deren Rechte eingeschränkt oder deren weitergehende Erwartungen nicht erfüllt worden waren. So schrieb der Freiburger Professor W. Weick schon 1838 in dem Buch „Freiburg im Breisgau und seine Umgebungen“ - und hier kommt nun auch das Zitat, aus dem ich den Titel dieses Vortrags übernommen habe -: „Die Erfüllung des 13ten Artikels der Bundesakte, wodurch (Großherzog) Karl seinem Volke eine landständische Verfassung gab, haben ihm den Segen und die dankbare Erinnerung aller Badener erworben .... Von nun an umschloß ein festes Band alle Landestheile; Oberländer und Unterländer, Altbadische und Neubadische bildeten ein einiges, unter dem Schutze derselben freisinnigen Verfassung lebendes Volk." Und in Heinrich Hansjakobs 1878 erschienenem Buch „Aus der Residenz“, das die Erinnerungen des aus Haslach im Kinzigtal stammenden Pfarrers und Volkschriftstellers an seine Zeit als Landtagsabgeordneter enthält, heißt es zwar weit weniger respektvoll, aber ohne Widerspruch in der Sache: „Was war das anno 1818 für ein Jubel, als der junge, in jeder Hinsicht schwache und kranke Großherzog Karl sich endlich wider Willen hatte drängen lassen, eine Verfassung zu geben, nachdem bislang, wie der damalige preußische Geschäftsträger in Karlsruhe,

Varnhagen von Ense, schreibt, am Hof das Wort Verfassung ein Greuel gewesen war! ... Man kann es den guten Untertanen, die bisher lediglich nach dem absoluten Willen des Landesfürsten regiert wurden, nicht verübeln, daß sie jubelten und dankten und segneten. Ebensowenig kann man es aber den damaligen Fürsten verargen, daß ihnen diese Verfassungen nicht von Herzen gingen. Für sie war die Sache aber lange nicht so gefährlich, wie sie glaubten, und für das Volk nicht so heilbringend, als es meinte. Im Grunde genommen" - fährt Hansjakob fort - „stehen die Volksrechte nur auf dem Papier, während die Fürsten fast in gar nichts zu kurz kamen. Schon den Nachfolger Karls in Baden, Ludwig, genierte die Verfassung wenig in seinem autokratischen Regiment." Diese Bemerkungen des bissigen Kritikers, der auch beiläufig einmal dem Prälaten Hebel bescheinigt, er sei „ein vortrefflicher Dichter, aber politisch ein großer Hof- und Schwachmann" gewesen, werden sicherlich durch manche Vorgänge in den folgenden drei Jahrzehnten bestätigt. Die im wesentlichen von Karl Friedrich Nebenius formulierte Verfassung wurde zwar zu Recht als die in ihrer Zeit liberalste Verfassung Deutschlands angesehen; man kann sie aber - das weist Lothar Gall überzeugend nach - nicht als einen Triumph der politischen Grundsätze des Liberalismus, der neuen bürgerlich-liberalen Bewegung, interpretieren. „Ihr Ziel" - sagt Gall - „war die Sicherung der Einheit und Macht des Staates in seiner bestehenden Form, nicht etwa die Idee fortschreitender Selbstbestimmung seiner Untertanen im Interesse politischer Mündigkeit und möglichst weitgehender Autonomie des einzelnen und der sozialen Gruppen. ... Die Untertanen sollten stärker als bisher in den Staat integriert, auch innerlich zu einem Teil dieses Staates werden, sich mit ihm identifizieren. Nicht aber sollte sich der Staat, der monarchisch-bürokratische Anstaltsstaat des aufgeklärten Absolutismus, gewissermaßen in

der Gesellschaft auflösen, zu einem bloßen Organ dieser Gesellschaft werden - ganz gleich, welche Gesellschaft der einzelne dabei vor Augen hatte, ob die traditionelle, ständisch gegliederte und in den alten Privilegienordnungen verhaftete Gesellschaft, die in wesentlichen Bereichen immer noch fortbestand, oder die sich eben herausbildende bürgerliche Gesellschaft, wie sie Nebenius und seinen recht zahlreichen Gesinnungsfreunden innerhalb des Staatsapparats als soziale Zielvorstellung vorschwebte. Der Staat sollte der Herr, das im Entscheidenden autonome Steuerungsorgan der Gesellschaft bleiben und nicht zur bloßen Funktion ihrer jeweils vorherrschenden Kräfte werden. Das hat die Verfassung in den einzelnen Punkten stark bestimmt und damit auch die weitere Entwicklung bis zur Revolution von 1848 sehr entscheidend beeinflußt."

Muß man etwa, wenn man dies alles bedenkt, die Feststellung, die Verfassung von 1818 sei für die Entstehung eines Bewußtseins der Zusammengehörigkeit, eines badischen Nationalgefühls, ursächlich gewesen, in Zweifel ziehen? Bleibt nur die Annahme übrig, dieses Nationalgefühl habe sich unabhängig von der Verfassung oder gar trotz der Verfassung entwickelt?

#### IV.

Die Geschichte des Großherzogtums im 19. Jahrhundert war in jeder Hinsicht wechselvoll. In den ersten Jahren nach 1806 wußte man noch nicht so recht, ob das Land, das seine Entstehung Napoleon verdankte, dauernden Bestand haben werde. Vor allem im Breisgau hatte man sich zunächst recht schwer getan, als es galt, sich nicht mehr auf das ferne Wien, sondern auf Karlsruhe auszurichten. Spätestens bei Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Österreich im Jahr 1809 zeigte sich, daß von einer wirklichen Integration der vorderösterreichischen Lande in die Rheinbundstaaten Würt-

temberg und Baden noch nicht die Rede sein konnte. Daß die Regierung gezwungen war, badische Truppen gegen Österreich aufzubieten, weckte Widerstand; manche Bürger, auch Beamte, gerieten in den Verdacht, der Politik der Regierung zuwiderzuhandeln. Manches war freilich nicht so ernst, wie es auf den ersten Blick zu sein schien: So hißten, wie Graf Kageneck (in seinem Buch „Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau“) erzählt, am 28. Mai 1809 Studenten an einem Haus am Freiburger Münsterplatz eine Fahne mit dem österreichischen Doppeladler. Das sah aus wie ein Signal zum Aufbruch, bis man den Studententreich erkannte: Der Adler hielt in seinen Fängen nicht Zepter und Schwert, sondern eine Flasche und ein Glas. Es gab aber auch Freiburger Studenten, die nach Innsbruck gingen, um am Aufstand der Tiroler teilzunehmen.

Doch allmählich wendete sich das Blatt. Napoleon wurde von Rußland und Preußen immer mehr zurückgedrängt. Nach seiner entscheidenden Niederlage in der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 bangte man in Baden um den Bestand des Territoriums, weil man wußte, daß Österreich, aber auch Bayern und Württemberg, an bestimmten Gebieten des Großherzogtums interessiert waren. Erst auf dem Wiener Kongreß wurde dann das zugesagt, was § 3 der Verfassung von 1818 festschrieb: „Das Großherzogthum ist untheilbar und unveräußerlich in allen seinen Theilen.“ Insoweit hatte die Verfassung also eine stabilisierende und damit mittelbar auch integrierende Wirkung. Die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung war zu manchen Zeiten äußerst angespannt. Eine durch anhaltendes schlechtes Wetter verursachte Mißernte im Jahr 1816 hatte eine schlimme Hungersnot zur Folge. Der schon zitierte Weick schildert das so: „Ganze Schaaren von Menschen, bleich und ausgehungert, kamen vom Schwarzwalde aufs flache Land, um Hilfe zu suchen. In manchen

Gegenden war wochenlang kein Brod zu sehen, und die Leute nahmen zu den ungewöhnlichsten und ungesundesten Nahrungsmitteln ihre Zuflucht; selbst Stroh, das verschnitten wurde, mußte zur Nahrung dienen. ... Außerdem, daß Viele der Noth erlagen, hatten diese Unglücksjahre, die man im Volke noch jetzt die ‚Hungerjahre‘ nennt, zwei nachtheilige Folgen. Zahlreiche Familien aus dem Breisgau und vom Schwarzwalde wanderten nach Amerika aus, und die mittlere und selbst sonst wohlhabende Bürgerklasse, besondes auf dem Lande, kam in eine Schuldenlast, die sie nur nach einer Reihe von Jahren wieder zu tilgen vermochte. Die Anzeigeblätter des Landes hatten während dieser Periode fast nur zwei Rubriken: Versteigerung der Güter von Auswanderern und Schuldenliquidationen."

Mißernten gab es dann auch wieder in den Jahren 1845 und 1846. Aus mancherlei Gründen breitete sich die Armut in folgenden Jahren immer weiter aus. Die Auswandererzahlen stiegen bis auf 21500 im Jahr 1854, und die Gesamtzahl der Bevölkerung, die 1846 noch 1367000 betragen hatte, ging stetig bis auf 1315000 im Jahr 1855 zurück.

Wie kann man noch von einem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, von einem badischen Nationalgefühl sprechen, wenn so viele Menschen (in den Jahren 1853 bis 1855 waren es jeweils 1-1,5% der Gesamtbevölkerung) ihrer Heimat auf immer den Rücken kehrten? Und ist es nicht das Gegenteil einer Identifizierung der Bewohner mit ihrem Land, wenn es zunächst im Jahr 1848 zu einem noch eher dilettantisch anmutenden Aufstand, dann aber 1848 zu einer immerhin für einige Wochen erfolgreichen Revolution kam, in deren Verlauf der Großherzog das Land verließ und um Bundeshilfe bat und die Aufständischen unter dem Rechtsanwalt Lorenz Brentano am 14. Mai die Regierung übernahmen, bevor die zahlenmäßig überlegenen preußischen Truppen sie aus Karls-

ruhe vertrieben und dann freilich rasch die Oberhand über das zur Revolution übergetretene badische Heer gewannen?

Ich sehe auch in diesen Vorgängen keinen Grund, die Existenz des festen Bandes, das die Badener umschließt, in Frage zu stellen. Die Anlässe, die zur Auswanderung und zur Revolution geführt hatten, waren keine spezifisch badischen. Und in den Jahren nach 1849 stand zwar auch in Baden - wie in den anderen Staaten - die Politik im Zeichen der Reaktion auf die überwundene Revolution. Hier setzte aber schon 1852 ein Umschwung ein, als Großherzog Leopold gestorben war und für den geisteskranken Großherzog Ludwig II. dessen Bruder Friedrich die Regentschaft übernahm, bevor er 1856 zum Großherzog proklamiert wurde. Seine Erziehung und sein Studium in Heidelberg und in Bonn hatten ihm Einsichten vermittelt, die ihn zu einer liberalen Grundhaltung geführt hatten, auf der seine politischen Überzeugungen beruhten. Er lehnte die Rückkehr zu einer autoritären, die Rechte des Landtags einschränkenden Politik ab und trug dadurch zu rascher Normalisierung der Verhältnisse bei. Die Aufhebung des seit der Revolutionszeit fortbestehenden Kriegszustandes am 1. September 1852 konnte als ein Schlußstrich unter die Revolution aufgefaßt werden; im Jahr 1862 folgte eine allgemeine Amnestie. Die folgenden Jahre waren wohl entscheidend dafür, daß sich fortan mit dem Großherzogtum Baden der Begriff „liberal“ verband. Dies ist neben Großherzog Friedrich, der bis 1907 regierte, einer Reihe besonnener Ratgeber zu verdanken; ich nenne besonders Franz von Roggenbach und ihm gleichgesinnte Männer wie August Lamey und Julius Jolly, denen wichtige Ministerämter übertragen wurden. In der sogenannten neuen Ära - von 1860 bis 1866 - wurden wichtige Gesetze erlassen, die die Rechts-, Wirtschafts- und Sozialordnung umgestalteten. Zu nennen sind insbesondere die Durchsetzung der Gewerbefreiheit durch Abschaf-

fung des Zunftzwanges, das Gesetz über die Gleichberechtigung der Juden, die Einsetzung des Oberschulrats, dem die staatliche Aufsicht über das Schulwesen oblag, und die Umgestaltung der inneren Verwaltung durch das Organisationsgesetz vom 5. Oktober 1863. Baden schuf als erstes deutsches Land eine eigenständige Verwaltungsgerichtsbarkeit, die die Bürger anrufen konnten, um die Rechtmäßigkeit sie belastender Verwaltungsakte nachprüfen zu lassen. Erste Instanz war der Bezirksrat, zweite ein mit Berufsrichtern besetzter Verwaltungsgerichtshof. Auch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 15. September 1864 war ein den Rechtsstaatsgedanken verkörperndes Vorbild für andere Länder.

Freiheitlichkeit und Rechtsstaatlichkeit, das sind in meinen Augen die wichtigsten Voraussetzungen für ein Klima, in dem die Bürger des Landes sich wohl fühlen können, in dem sie bereit sind, sich mit diesem Land zu identifizieren. Der badische Staat des 19. Jahrhunderts, in dem das hier erörterte badische Nationalbewußtsein entstanden ist, erfüllte diese Voraussetzungen in hohem Maß. Die Identifikation einer Bevölkerung mit ihrem Land wird aber auch durch vorbildliche Persönlichkeiten gefördert, die man dem Land zurechnet, sei es, daß sie aus dem Land stammen, oder daß sie hier gewirkt haben. Solche Persönlichkeiten, die hoch angesehen waren, gab es in Baden in großer Zahl: Männer der Wissenschaft, die an den alten Universitäten Heidelberg und Freiburg und an der Technischen Hochschule Karlsruhe, der ältesten in Deutschland, forschten und lehrten, Dichter und Maler, Musiker und Schauspieler, Erfinder, Techniker und Baumeister, Industrieunternehmer und Kaufleute, Beamte und viele untadelige Politiker. Wie groß dieses Reservoir ist, wurde mir erst so recht deutlich, als ich den Stoff für das schon erwähnte Buch durchsah, in dem Porträts von „Großen Badenern“ zusammengestellt sind. Man hat mir vor allem vorgehalten, daß in

diesem Buch manche Persönlichkeiten, die die Aufnahme verdient hätten, nicht enthalten sind. Ein solcher Hinweis auf Lücken ist für den, der deswegen getadelt wird, bedauerlich, in der Sache aber erfreulich, und am schönsten wäre es, wenn der Verlag sich eines Tages entschließen könnte, von einem solchen literarischen Pantheon Großer Badener einen zweiten Band herauszubringen. An Stoff dafür würde es jedenfalls nicht fehlen.

## V.

Was können wir als Ergebnis unserer Überlegungen festhalten?

Erstens: Nachdem das Großherzogtum Baden als ein durchaus künstliches Gebilde von Napoleons Gnaden geschaffen worden war, entstand in verhältnismäßig kurzer Zeit ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Badenern. Dies wird als Tatsache allgemein anerkannt; es ist aber schwerlich möglich, die Ursachen exakt nachzuweisen.

Zweitens: Die Verfassung von 1818 war eine gute Basis, auf der sich ein solches Einheitsbewußtsein, eine „badische Identität“ entwickeln konnte. Sie war zwar die Verfassung einer konstitutionellen Monarchie, gab aber Raum für ein hohes Maß an persönlicher Freiheit des einzelnen und bekannte sich zur Gleichstellung der gesellschaftlichen Gruppen; sie war die Grundlage der schon im 19. Jahrhundert sprichwörtlich gewordenen badischen Liberalität.

Drittens: Die spätere Entwicklung trug zwar zur Festigung des Bewußtseins von der Einheit Badens bei, baute aber auf der Basis auf, die die Verfassung von 1818 geschaffen hatte. Mit der Gründung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 schwächte sich die Funktion der Länder als Träger der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung naturgemäß ab. Aber auch die immer größere Mobilität der Menschen ließ die Bedeutung eines Gebiets von der Größe Badens

zurücktreten, und seit dem Ende der zuletzt nur noch sehr eingeschränkt bestehenden staatsrechtlichen Selbständigkeit gibt es eine förmliche Repräsentation Badens nicht mehr.

Und viertens: Auch wenn es keinen badischen Staat mehr gibt, lebt Baden fort im Bewußtsein der Menschen, die hier leben, denen die Pflege der kulturellen Überlieferung in ihrer großen Vielfalt am Herzen liegt, die sich aber auch zur badischen Liberalität, zu

einer am Grundsatz „Leben und leben lassen“ orientierten Lebensart bekennen.

Und ich füge in dieser Jubiläumsveranstaltung hinzu: Einen wichtigen und wertvollen Beitrag zur Erhaltung dessen, was sich mit dem Begriff Baden auch heute noch verbindet, leistet der Landesverein Badische Heimat mit seinen Veranstaltungen und Veröffentlichungen. Auch aus diesem Grund wünsche ich dem Landesverein langes Leben und gutes Gedeihen!

# Liebe Mitglieder



Die Mitgliederversammlung am 5. Juni 1994 in Karlsruhe hat aus zwingenden Gründen beschlossen, den Jahresbeitrag ab 1. Januar 1995 für Einzelmitglieder von DM 40,- auf DM 50,-, für Familienmitgliedschaft von DM 50,- auf DM 60,- anzuheben. Für Schüler, Studenten und Auszubildende bleibt der Jahresbeitrag von DM 25,- unverändert.

Wir bitten Sie freundlichst, die Anhebung des Jahresbeitrages ab 1995 bei Ihren Überweisungen an den Landesverein zu berücksichtigen und um rechtzeitige Verständigung Ihrer Bank bei Daueraufträgen.

Sie ersparen dadurch unserer Geschäftsstelle viel zusätzliche Arbeit.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Landesvorstand

## Kulturpropaganda an den Reichsgrenzen

Die Reichsfestspiele in Heidelberg und Marienburg

*Meinhold Lurz, Heidelberg*

Den Schlüssel zum Verständnis liefert eine Rede von Otto Laubinger, Präsident des Reichsbunds der Deutschen Freilicht- und Volksschauspiele und der Reichstheaterkammer, vom Januar 1934 in Berlin. Er unterschied damals vier Gruppen von Freilichtspielen: die Reichsfestspiele, die reichswichtigen Spiele, die Landschaftsbühnen und die Freilichtbühnen von örtlicher Bedeutung<sup>1)</sup>. Unter der Schirmherrschaft von Goebbels wurden 1934 zum erstenmal Reichsfestspiele im Heidelberger Schloßhof veranstaltet. Außerdem waren sie vor der Marienburg in Westpreußen vorgesehen, wurden jedoch abgesetzt. Zunächst zu Heidelberg.

„Der Plan, die Festspiele auf dem Schloßhof in Heidelberg wieder aufleben zu lassen und sie gemeinsam von Reich, Land und Stadt mit dem Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele als Rechtsträger zu Reichs-Festspielen zu erheben, entstand aus der Erwägung, daß im kommenden Sommer zahlreiche Ausländer, die sich durch die Greuelpropaganda des vorigen Jahres abhalten liessen, nach Deutschland zu reisen, diese Hemmung jetzt überwunden haben und im Gegenteil sehr gespannt darauf sind, das neue Deutschland unter der Führung Adolf Hitlers zu besuchen und kennen zu lernen. Diese ausländischen Gäste wollen wir in erster Linie zu den Reichsfestspielen in Heidelberg einladen, um ihnen zu zeigen, dass noch niemals in Deutschland Kunst und Kultur eine so eifrige und verständnisvolle Pflege und Förderung erfahren haben, wie im dritten Reich, und dass manche Begleitererscheinungen, die früher auch den Heidelber-

ger Festspielen anhafteten und für die dortige Stadtverwaltung Anlass waren, sie nicht fortzusetzen, heute überwunden sind. Die Reichsfestspiele sollen unter der Leitung der besten deutschen Regisseure und unter Heranziehung der ersten Kräfte des deutschen Schauspielerstandes 3 oder 4 Werke unseres klassischen Besitzstandes in mustergültiger und künstlerisch vollendeter Weise darstellen und dadurch auch eine starke Anziehungskraft auf alle diejenigen Volksgenossen ausüben, die als Künstler, Erzieher, Führer oder aus allgemeinem geistig-künstlerischen Interesse an solchen Festspielen teilzunehmen berufen sind.

Neben diesen Klassikeraufführungen soll ein Werk aus dem Schaffen der jungen nationalsozialistischen Dichtergeneration entstehen, das unseren Volksgenossen und auch den ausländischen Gästen die geistige Kraft und das künstlerische Schaffen des nationalsozialistischen Deutschland zeigt. Wir denken an Euringers ‚Deutsche Passion 1933‘ in der von dem Dichter zur Zeit bearbeiteten dramatischen Durchbildung seines als Hörspiel bereits bekannten Stoffes, die den Charakter einer grossen kultischen Dichtung haben wird<sup>2)</sup>. Gleichzeitig mit den Reichsfestspielen sollte in Heidelberg eine Ausstellung über die deutsche Romantik gezeigt werden. Die Hitlerjugend sollte sich mit Singstunden, Reigenaufführungen und Kameradschaftsfeiern beteiligen.

„Auch vor der Marienburg, diesem Symbol des deutschen Ostens, werden wir im Spätsommer dieses Jahres Reichsfestspiele veranstalten, auch hier im Zusammenwirken zwi-



*Gustav Hartung, der künstlerische Leiter der „Heidelberger Festspiele“  
von 1926 bis 1929*

schen Reich, Provinz und Stadt, wobei wiederum der Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele Rechtsträger sein wird.

Die zur Zeit geführten Verhandlungen lassen die Hoffnung zu, dass es möglich sein wird, diese Reichsfestspiele in Marienburg nicht mehr auf dem alten Platz der seitherigen Marienburgfestspiele zu veranstalten, sondern daß ein großer Thingplatz auf dem Glacis der Burg entsteht, ein Platz auf historischem, denkwürdigem Boden, der nicht nur für die Reichsfestspiele geschaffen werden soll, son-

dern allen großen Ostlandkundgebungen dient und, wie wir hoffen, auch der Stammplatz der deutschen Bauernschaft des Ostens, der Ort ihres Bekenntnisses zum Deutschtum und zum Kampf für das Deutschtum jetzt und in allen Zeiten sein wird.

Aus diesem Grund soll bei den Reichsfestspielen in Marienburg unter Heranziehung eines führenden deutschen Regisseurs und bester deutscher Schauspieler ein großes chorisches Werk dargestellt werden, welches das deutsche Gesamtschicksal aufzeigt und



auch den ausländischen Gästen, die wir aus Polen, aus Skandinavien und den Randstaaten erwarten, unmittelbar und in stärkster Lebendigkeit den Geist der Freiheit, der Ehre und der Friedfertigkeit des neuen Deutschlands offenbaren“<sup>3)</sup>).

Zur zweiten Gruppe gehörten die „reichswichtigen Spiele“. Sie fanden an drei Orten statt: auf der Heidecksburg in Rudolstadt, auf der Waldbühne bei Weissenburg und auf der Luisenburg in Wunsiedel. Der Reichsbund stellte ein Schauspielerensemble unter der künstlerischen Leitung von Intendant Egon Schmid zusammen. Zu den vorgesehenen Stücken gehörten deutsche Klassiker und Werke aus dem zeitgenössischen Schaffen. Darüber hinaus sollten die Römerbergfestspiele in Frankfurt am Main und die Festspiele des Württembergischen Staatstheaters in Stuttgart in gewohnter Weise weitergehen und ebenfalls in den Rang von reichswichtigen Festspielen erhoben werden.

Auch bei der dritten Gruppe, den „Landschaftsbühnen“, griff man auf ältere Einrichtungen zurück, die von den Landesstellen des Propagandaministeriums geprüft wurden, ob sie sich zur Selbstdarstellung des nationalsozialistischen Deutschland eigneten. An etwa 12 große Freilichtbühnen war gedacht. Laubinger nannte als Beispiele das Harzer Bergtheater, das Waldtheater in Oybin, die Festspiele in Ehrenfriedersdorf und die Festspiele in Schwäbisch Hall.

Schließlich gab es als vierte Gruppe die „Freilichtbühnen von örtlicher Bedeutung“. Sie mußten einen selbständigen Rechtsträger und ein eigenes Ensemble von Berufsschauspielern besitzen. Daher lagen sie in der Regel in der Nähe großer Städte, deren Theater zuständig waren. Die betreffende Stadt garantierte für die Wirtschaftlichkeit. Die Dienststellen des Reichspropagandaministeriums übernahmen lediglich die Werbung, unterstützt durch die Leitung der Reichs-



ZUSCHAUERRAUM — SCHLOSSHOF

*Der Heidelberger Schloßhof mit Zuschauertribüne im Jahr 1928*



*Programmheft der „Reichsfestspiele Heidelberg“ aus dem Jahr 1934, Deckblatt*

bahnzentrale für den deutschen Reiseverkehr, den Bund deutscher Verkehrsverbände und Bäder und die Direktion des Mitteleuropäischen Reisebüros.

Eine Broschüre über die Reichsfestspiele und die reichswichtigen Spiele wurde im Inland und in mehreren Sprachen im Ausland verteilt. Außerdem wiesen ein großes Werbeplakat und Kleinwerbung in den Ver-

kehrsbüchern der Reichsbahn in allen deutschen Bahnhöfen auf die Aufführungen hin. Der Bund deutscher Verkehrsverbände und das Mitteleuropäische Reisebüro stellten die Vorverkaufsstellen der Karten. Zur Förderung wurde vom preussischen Innenminister eine Lotterie mit 50 000 Losen durchgeführt. Die Hälfte des Lospreises wurde beim Kauf einer Eintrittskarte abgezogen. Die Reichs-

bahn führte Sonderfahrten zu allen Auf-  
führungen durch. Um auch der Jugend den  
Besuch zu ermöglichen, wurden bei Vorlage  
des Führerausweises der HJ oder des Ju-  
gendherbergsausweises Karten für 50 Pfg.  
verkauft. Die nationalsozialistischen Dich-  
tungen sollten vorwiegend auf den neu zu er-  
richtenden Thingstätten aufgeführt werden,  
die in Zusammenarbeit mit dem Reichsar-  
beitsdienst entstanden. Eine davon gibt es bis  
heute in Heidelberg.

Dem Selbstverständnis der Nazis zufolge -  
wie es aus Laubingers Rede hervorgeht - wa-  
ren die Festspiele der zwanziger Jahre Vorläu-  
fer der Reichsfestspiele, die bewußt an ihre  
Tradition anknüpften und sie fortsetzten. Das  
Theater hat im Heidelberger Schloß eine  
lange Geschichte<sup>4)</sup>. Schon im Barock fanden  
hier Theateraufführungen statt. Der mit einer  
Engländerin verheiratete Kurfürst Fried-  
rich V. suchte zu Beginn des 17. Jahrhunderts  
die englische Theatertradition an seinen Hof  
zu übernehmen. Sein Nachfolger Karl Lud-  
wig ließ bevorzugt Stücke von Shakespeare  
aufführen und holte dazu englische Schau-  
spielgruppen an den Heidelberger Hof. Da-  
neben wurden auch Franzosen und Deut-  
sche gespielt, z. B. „Peter Squentz“ von An-  
dreas Gryphius. Unter Kurfürst Karl II.  
(1680-1685) verschob sich das Interesse des  
Barock zur Schäferpoesie. Typische Titel des  
späten 17. Jahrhunderts lauteten „Frühlings-  
aufmunterung“, „Huldenvolle Frühlings-  
luft“ und „Raguseische Kirchweih“. Alle  
Stücke schrieb der kurfürstliche Antiquar  
und Bibliothekar Lorenz Berger. Karls  
Nachfolger Philipp Wilhelm ließ 1687 die er-  
ste große italienische Oper „La gemma  
Ceraunia“ aufführen. Die Zerstörung des  
Schlosses im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689  
und 1693 beendete die Theatertradition vor-  
läufig. Mit einer wichtigen Ausnahme: 1702,  
als Kaiser Joseph I. zu Besuch weilte, spielte  
man erstmals Freilichttheater im Schloß-  
garten.

Ab 1834 veranstalteten die Universitätsmu-

sikdirektoren Bernhard Kreutzer und Lud-  
wig Hetsch im Schloßhof Freilichtauf-  
führungen von Haydns und Händels Ora-  
torien.

Die Wiederbelebung der höfischen Tradition  
setzte erst im 20. Jahrhundert ein. Z. B. erin-  
nerte man sich 1913 in einem historischen  
Festspiel an den Einzug des Winterkönigs  
Friedrich V. mit seiner englischen Gemahlin  
in Heidelberg. 1921 wurden im Schloßhof  
Schillers „Räuber“ und Hebbels „Nibelun-  
gen“ gegeben. Dabei trat der zitierte Otto  
Laubinger als Schauspieler auf.

Im Jahr 1926 begründete dann der Heidel-  
berger Germanist und Kritiker Dr. Rudolf  
K. Goldschmit die „Heidelberger Fest-  
spiele“<sup>5)</sup>. Auf seine Initiative wurde als Träger  
am 7. Mai 1926 der „Verein Heidelberger  
Festspiele“ gegründet. Dem Vorstand  
gehörte u. a. der Heidelberger Theologe und  
Universitätsprofessor Martin Dibelius an. In  
einem Aufruf an prominente Persönlichkei-  
ten lautete das Ziel, „einige Werke von we-  
sentlicher Weltgeltung durch repräsentative  
Künstler aufführen zu lassen“. Den Aufruf  
unterschrieben u. a. Gustav Stresemann,  
Gerhart Hauptmann, Theodor Heuss, Fritz  
v. Unruh, Albert Bassermann und Otto  
Klemperer.

Dr. Paul Bourfeind erläuterte die Absichten  
der Festspiele 1926 in Richtung auf mehr  
Volkstümlichkeit. Das deutsche Theater  
„war im Laufe der Zeit an den Folgen einer  
Inzucht erkrankt, die es neben Zeit und Le-  
ben stellte. In dem Maße, wie es lebendiger  
Ausdruck der Zeit wird, kann sich die Er-  
starrung lösen. Dann wird die Bühnenkunst  
nicht mehr nur Gegenstand des Interesses ei-  
nes mehr oder minder beschränkten Aus-  
schnittes der Volksgemeinschaft sein, son-  
dern zum Gemeinschaftserlebnis aller Teile  
des Volkes werden“. Eine neue Popularität  
des Theaters bildete das Ziel, „Wiederspieg-  
lung eines Gemeinschaftserlebnisses mit den  
besonderen Mitteln der Bühnenkunst“<sup>6)</sup>.

Daneben lieferte der Lokalpatriotismus ein

weiteres Motiv. Die Stadt Heidelberg war, wie der Vereinsvorsitzende Rudolf K. Goldschmit feststellte, international in Verruf geraten. Und zwar durch „jenes pseudo-romantische Antlitz ‚Alt-Heidelbergs‘, wie es durch Studentenstücke, Operetten, Schlager und Gassenhauer in allen Erdteilen volkstümlich, oder besser publikumstümlich und durch die Ansichtskarten-Industrie und ein fragwürdiges Unkunstgewerbe noch gefördert wurde“<sup>77</sup>). Besonders zwei Operetten verdienen hier Erwähnung: Viktor Neßler hatte 1884 nach Joseph Viktor von Scheffel seinen „Trompeter von Säckingen“ mit dem berühmten Lied „Ich hab’ mein Herz in Heidelberg verloren“ geschrieben, Sigmund Romberg 1924 das Rührstück von Wilhelm Meyer-Förster „Alt-Heidelberg“ unter dem Titel „The Student Prince“ vertont. Dementgegen sollte das Image Heidelbergs wieder auf ein höheres Niveau gehoben werden. Daher forderte Goldschmit: „Bekennen wir uns zu diesem Heidelberg, das nicht nur die Studentenstadt Scheffels ist, sondern auch Raststätte Hölderlins war ... Heidelberg, worin einst die romantischen Feuer tätiger Freiheitsliebe entzündet wurden und das eine weitere Generation später der Sammelort der deutschen Politiker des neuen Deutschlands wurde, um in unseren Tagen alle Begnadung einer Vergangenheit zusammenzufassen zu neuer Arbeit an Volk und Zeit“<sup>78</sup>). Heidelberg wurde als „Repräsentation deutschen und europäischen Geistes empfunden“. Hohes künstlerisches Niveau sollte sich mit geistiger und politischer Liberalität paaren; Anspruch mit Einfachheit, Festlichkeit mit Volkstümlichkeit. Das Geistesleben sollte aus dem Elfenbeinturm der Universitäten heraustreten und den Anlaß zu einem Fest für alle bieten. „Diese Aufgabe der Festspiele kann nur gelöst werden, wenn sie ohne koketten Aesthetizismus und ohne sich abschließende unfruchtbare Weltfremdheit von allen bejaht werden, von Stadt, Bürgerschaft, Universität und freien Berufen ...“<sup>79</sup>).

Als künstlerischen Leiter engagierte man Gustav Hartung. Er war - nach Stationen in Bremen, Frankfurt a. M. und Darmstadt - von 1924 bis 1925 Intendant des Kölner Schauspielhauses und der Kammerspiele gewesen. Ab 1927 leitete Hartung das Renaissancetheater in Berlin und wurde Generalintendant des Hessischen Landestheaters in Darmstadt. Die Bühnenbilder gestaltete der bekannte Architekt Hans Poelzig, Professor an der Technischen Hochschule Berlin. Die Festspiele fanden viermal von 1926 bis 1929 statt. Vom 1. bis 22. August 1926 wurden Shakespeares „Sommernachtstraum“ (12x) mit der Musik von Ernst Krenek, Goethes „Urfaust“ und „Munken Vendt“ von Knut Hamsun gespielt. Im Sommernachtstraum traten u. a. Heinrich George als Oberon und Ewald Balser als Demetrius auf. Beide wirkten auch bei den beiden anderen Stücken mit. Heute weithin vergessen sind Fritz Valk, Albert Steinrück und Wolf Benekendorff, die damals die Hauptrollen im „Urfaust“ gestalteten. Zwischen dem 23. Juli und dem 17. August 1927 wurden Kleists „Käthchen von Heilbronn“ mit der Musik von Carl Maria von Weber sowie „Macbeth“ und der „Sommernachtstraum“ von Shakespeare aufgeführt. Heinrich George wirkte in allen drei Stücken mit<sup>10</sup>). Im Rahmenprogramm fanden in der Universität Vorträge statt. Der Germanist Friedrich Gundolf sprach über „Shakespeares Sommernachtstraum“, der Dichter Wilhelm von Scholz über „Das Theater als Fest“ und der Kulturhistoriker Richard Benz über „Heinrich v. Kleist und der romantische Gedanke“. 1928 gab es wieder das „Käthchen von Heilbronn“ und Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau“. Der Dichter sprach selbst zur Eröffnung des Festspiele in der Universitätsaula<sup>11</sup>). Der Kartenvorverkauf fand nun schon von Hamburg bis München statt. Schließlich nahm man 1929 den „Sommernachtstraum“ und „Troilus und Cressida“ von Shakespeare und „Florian Geyer“ von

# „Deutsche Passion 1933“

Uraufführung im Heidelberger Schloßhof



HB-Klischee

Das ist er mit der Dornenkrone!

Himmte. Es ist schon eine echte Tat, wenn es  
Sinn und der Schwanz des Holz die besten  
gefäuterte Tücher des großen Kreis  
Szene aus Richard Euringers Thingspiel „Deutsche Passion 1933“, aufgeführt 1934

Gerhart Hauptmann ins Programm auf. Hauptmann inszenierte sein Stück übrigens selbst. In diesem Jahr sprach zur Eröffnung in der Stadthalle Thomas Mann<sup>12</sup>). Die „Heidelberger Festspiele“ fanden ein weltweites Presseecho.

Im gleichen Jahr 1929 wurde zum erstenmal ein Dichterpriis verliehen. Man verzichtete auf ein Preisausschreiben, weil diesem erfahrungsgemäß die besten Dichter fernbleiben würden. Statt dessen nahm man Rücksprache mit Gerhart Hauptmann, Wilhelm v. Scholz, Carl Zuckmayer, Fritz v. Unruh, Otto Flake und anderen Dichtern und trat dann an drei Schriftsteller heran. Von Carl Zuckmayer erhoffte man sich ein volkstümliches Stück. René Schickele sollte ein histo-

risches Werk oder ein Drama mit moderner Problemstellung verfassen. Bei Max Mell dachte man an eine Bearbeitung eines Stoffs von Calderon für den Bandhaussaal. Als Honorar erhielt jeder der drei 5000 RM<sup>13</sup>). Doch trotz des hohen künstlerischen Niveaus und trotz des Erfolgs und der Nachfrage beim Publikum nahte das Ende. Das finanzielle Defizit war zu groß. Nur mit dem Verkauf von Eintrittskarten ließen sich die Spiele nicht finanzieren. Auch erwies sich die Trägerschaft durch einen Verein als zu schwach. Zwar stieg die Zahl der Besucher von 1926 bis 1929 um 80% an, doch gleichzeitig auch die Schulden. Besonders die NSDAP wies in der Öffentlichkeit darauf hin. Am 29. November 1929 veranstaltete sie



Shakespeares „Romeo und Julia“; Inszenierung des Jahres 1937; Balkonszene

im Saal der „Harmonie“ eine gut besuchte Versammlung, bei der Zahlen vorgelegt wurden<sup>14</sup>). Der Gesamtschuldenbetrag belief sich auf 382 000 RM. Die Stadt hatte bereits jährlich 25 000 RM als Zuschuß gezahlt. Es gab keine ordnungsgemäße Bilanz, sondern nur eine Sammlung von Belegen.

Die NSDAP-Fraktion im Stadtrat wurde beauftragt, einen Antrag mit vier Punkten einzubringen. Erstens sollte ein Kostenvorschlag erstellt werden. Zweitens sollten in Zukunft alle Personen von den Festspielen ausgeschlossen bleiben, die an dem Defizit schuld waren, besonders Intendant Gustav Hartung. Drittens sollten an den Festspielen als Leiter, Geschäftsführer und Darsteller „nur deutschstämmige Persönlichkeiten“ beteiligt werden, die „in ihrer Person und in ihrem Berufsamt, sowie durch ihre künstlerische Befähigung die Gewähr für eine einwandfreie, von deutschem Geist beseelte

Durchführung der Festspiele bieten“. Viertens sollte die Stadt keine Zuschüsse mehr vergeben, solange sie sich selbst in einer Notlage befand. Um Geld zu sparen, sollten primär Heidelberger Kräfte beschäftigt werden, und nur in Ausnahmefällen Gäste. Deren Honorare sollten niedriger als bisher ausfallen.

Auf die Versammlung und einen Pressebericht antwortete die Stadt mit einer Erklärung, wonach eine „GmbH“ gegründet werden sollte, an der sich die Stadt, der badische Staat, das Reich und der Festspielverein beteiligen sollten. Außerdem wollte man Privatleute zu Spenden aufrufen. Bis dahin waren bereits 43 000 RM gespendet worden. Die von der Stadt zugegebenen Schulden lagen jedoch bei 170 000 RM, der jährliche Zuschußbedarf bei 75 000 RM<sup>15</sup>).

Der Stadtrat beschloß einen Tilgungsplan, der ab 1930 ausgeführt wurde. In die Haus-

haltspläne für 1931 und 1932 wurden Beträge von 25 000 RM bzw. 26 000 RM eingesetzt. Damit war klar, daß es in diesen Jahren keine Festspiele geben würde. Im Dezember 1930 stellte der Festspielverein seine Tätigkeit völlig ein<sup>16)</sup>.

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten witterten einige Festspielleiter ihre Chance, in Heidelberg Fuß zu fassen: Dr. Fritz Budde (Marburg), Rudolf Harbig (Berlin) und Jost (Berlin). Der künstlerische Leiter der Marburger Festspiele und „Lektor der Sprechkunde, Vortragskunst und Theaterkunde an der Universität“, Budde, führte im Preußischen Kultusministerium ein Gespräch mit Ministerialdirektor Dr. Hübner, von dem er dem Heidelberger Oberbürgermeister Dr. Carl Neinhaus am 15. April 1933 berichtete: „In Berlin habe ich den Eindruck gewonnen, daß man bei der gegenwärtigen Lage der Überlegung wohl Aufmerksamkeit entgegenbringt, an der Westfront des Reiches, zunächst eben in Städten wie Heidelberg und Marburg, ein Theater von besonders repräsentativem Charakter aufzubauen. Es springt mehr und mehr in die Augen, daß das Theater in den Hauptstädten keine überragende Stellung mehr einnimmt und einnehmen kann, daß vielmehr die charakteristische Form des deutschen Theaters ‚unter freiem Himmel‘ an ausgezeichneten Punkten der deutschen Landschaft sich ansiedeln muß.“ Doch waren für 1933 - wie OB Neinhaus am 26. April 1933 antwortete - keine Festspiele im Schloßhof beabsichtigt<sup>17)</sup>.

Als nächster meldete sich der Heidelberger Verkehrsverein zu Wort, dessen Vorsitzender Neinhaus am 30. Oktober 1933 drängte, möglichst bald einen Ausschuß ins Leben zu rufen, um wenigstens 1934 Festspiele durchzuführen. Im Ausschuß sollten die Stadt, der Verkehrsverein und der Kampfbund für Deutsche Kultur vertreten sein. Zur Auf- führung sollte Meyer-Försters „Alt Heidelberg“ kommen. Bezeichnenderweise auf Englisch, was den Adressatenkreis belegt:

Dem Verkehrsverein ging es um die Touristen.

Dann schaltete sich am 2. November 1933 Landespropagandaleiter Franz Moraller von der Landesstelle Baden-Württemberg des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda in Karlsruhe ein. Er war zugleich Geschäftsführender Vorsitzender des Reichsbunds der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele. Nach den bevorstehenden Wahlen wollte er die Gründung der badischen „Spielgemeinschaft für nationale Festgestaltung“ selbst in die Hand nehmen.

Um die Angelegenheit voranzubringen, regte OB Neinhaus am 14. November 1933 an, eine Denkschrift über die früheren Heidelberger Festspiele auszuarbeiten, „in der insbesondere die große geistig-kulturelle Bedeutung der Festspiele und auch ihre verkehrswerberische Wirkung hervorgehoben werden muß“. Bis Januar 1934 stand bereits fest, daß die Reichsdienststellen in Berlin die Angelegenheit selbst in die Hand nehmen würden. Der künftige hohe Rang der Veranstaltung zeichnete sich ab. Am 19. Januar 1934 faßte der Heidelberger Stadtrat den Beschluß: „Da das Reich beabsichtigt, im Jahre 1934 Heidelberger Reichsfestspiele abzuhalten, genehmigt der Stadtrat grundsätzlich eine städt. Beteiligung mit 15 000 RM -“. Im Lauf der folgenden Wochen zog Goebbels das Projekt an sich. Am 3. März 1934 gab Direktor Wilhelm Karl Gerst, der Vorsitzende des „Reichsbunds der Deutschen Freilicht- und Volksschauspiele“, die Entscheidung des Propagandaministers über die aufzuführenden Stücke bekannt. Vom 15. Juli bis 15. August sollten täglich außer Montag Aufführungen stattfinden.

Aus Veröffentlichungen vom März 1934 gehen Absichten und Hintergründe hervor. Die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ kommentierten am 5. März 1934: „Wir haben also allen Grund, darüber erfreut zu sein, daß gerade Heidelberg für die Reichsfestspiele ausersehen wurde, denn sie heben die

kulturelle Bedeutung der Stadt von neuem hervor, machen abermals den Namen Heidelbergs weithin bekannt und sind dadurch wie durch den hoffentlich starken Besuch ein wichtiges Moment für den Fremdenverkehr. Wir können wohl hoffen, daß angesichts der Oberammergauer Passionsspiele in diesem Jahr auch der Zustrom der Ausländer nach Deutschland wieder stärker als in den beiden letzten Jahren sein wird." Als nationalsozialistisches Gegenstück zu den Oberammergauer Passionsspielen wurde Richard Euringers „Deutsche Passion 1933" ins Programm aufgenommen. Das Heidelberger Fremdenblatt vom März 1934 kommentierte: „Bei der Wahl von Heidelberg war neben dem sozusagen naturgegebenen Bühnenhaus des weltberühmten Schlosses der Gedanke entscheidend, daß die Ausländer die in Deutschland selbst unser neugewordenes Volk erleben möchten, in der von ihnen besonders geliebten und gern besuchten Stadt Heidelberg sich von der Pflege der Kunst im neuen Deutschland überzeugen können." Damit war eine Zielgruppe klar umrissen: die ausländischen Touristen. Dieser Einschätzung entspricht eine Stelle in Goebbels' Tagebüchern. Am 11. April 1933 notierte er: „Man hält uns für gute Politiker, aber schlechte Kunstfreunde. Die Zukunft wird erweisen, wie gründlich man sich da geirrt hat."

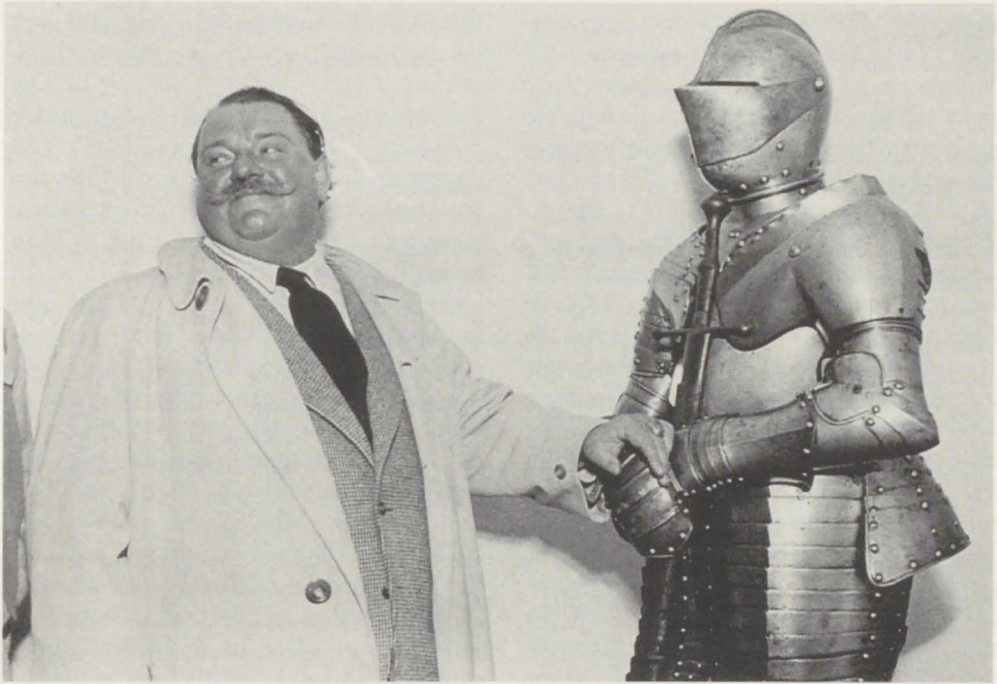
Die Kulturpropaganda sollte sich aber ebenso an die Deutschen und speziell an die Jugend richten. Darüber stand im Heidelberger Volksblatt vom 24. März 1934: „Während die Heidelberger Festspiele in früheren Zeiten der hohen Eintrittspreise wegen nur eine Sache für begüterte Leute waren, sollen sie jetzt nach dem Willen der maßgebenden Stellen zu wirklichen Volksfestspielen werden. Als Plätze sind zunächst die Thingstätte auf dem Heiligenberg und der Marktplatz in Aussicht genommen. Zwei große Abende für die Hitler-Jugend im Rahmen der Festspiele stehen für den 23. Juli

(Götz von Berlichingen) und den 30. Juli (Deutsche Passion von Euringer) bereits fest. Mit den Festspielen verbindet die HJ eine umfangreiche Schulungsarbeit, wahrscheinlich wird der Arbeitsdienst vom 11. bis 13. August eine Werkmodell-Ausstellung zeigen." Das Kunsterlebnis eines solchen Theaterbesuchs inszenierten die Propagandisten des Dritten Reichs als kultischen Akt, gleichsam wie einen Gottesdienst. Die nationalsozialistische Tageszeitung „Volksgemeinschaft" begrüßte die Veranstaltungen am 5. März 1934: „Uns sollen die Reichsfestspiele nicht Unterhaltung, sondern Weihestunden werden!"

Im Jahr 1934 wurden - vom 15. Juli bis 15. August - der „Götz" (7x); Kleists „Der zerbrochene Krug" zusammen mit „Lanzelot und Sanderein" (9x); der „Sommernachts Traum" (9x) und Euringers „Deutsche Passion 1933" (5x) aufgeführt. Der „Sommernachts Traum" wurde jetzt mit der Musik von Henry Purcell untermalt<sup>18</sup>). Schillers „Räuber" (3x) waren vorgesehen, wurden jedoch kurzfristig abgesetzt. Unter den Schauspielern finden wir Heinrich George, Alexander Golling, Marianne Hoppe, Berta Drews und andere heute noch bekannte Namen. Otto Laubinger wollte anfangs selbst den „Götz" inszenieren, übernahm dann aber die „Räuber". Die Regie der übrigen Stücke lag in Händen von Dr. Hanns Niedecken-Gebhard. Er war Intendant in Münster und Gastregisseur in Berlin, hatte außerdem bei den Händelfestspielen in Göttingen Opern einstudiert. Mit der Herausgabe eines Festspielbuchs wurde Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser beauftragt.

Auf den ersten Blick schien es dem chauvinistischen Selbstverständnis des Dritten Reichs zu widersprechen, daß zwei nicht-deutsche Stücke aufgeführt wurden. Eine arisch-indogermanische Erklärung erschien nötig. In der „Volksgemeinschaft" hieß es denn auch am 29. Juni 1934: „... die beiden Werke nicht deutscher Dichtung, die im Pro-





Heinrich George mit der Rüstung des „Götz“

gramm der Reichsfestspiele aufgenommen wurden, sind in nordischer Geisteshaltung durchaus faßbar, ja erscheinen deutschem Wesen verwandt. Deutsche haben schon immer ein tiefes Verständnis für Shakespeares Dramen gehabt. Das altflämische Spiel ‚Lanzelot und Sanderein‘ erwächst aber überhaupt aus dem mittelalterlichen deutschen Raum<sup>19)</sup>. Obwohl man sich offensichtlich am Programm der Festspiele in den zwanziger Jahren orientierte, wurden diese jetzt totgeschwiegen; statt dessen auf die Aufführungen von 1834 ff. verwiesen und der deutsche Charakter der Stücke betont. Jedes der aufgeführten Stücke sollte deutsche Tugenden vorführen. In der zitierten Zeitung hieß es weiter: „Das Programm der Reichsfestspiele, in den übrigen dramatischen Dichtungen von deutschem Schöpferum völlig beherrscht, entspricht durchaus unserem Zeit-

gefühl und Zeitgeschmack. Bei deutlicher Ablehnung einer idyllischen, süßlichen, kitschigen oder gemachten Romantik, können wir uns auch heute des Zaubers in Shakespeares ‚Sommernachtstraum‘ erfreuen, der im Schloßhof zu selten glücklicher Geltung kommen wird. Beim ‚Götz‘ und bei den ‚Räubern‘ spricht uns besonders die starke Gesinnung, die kühne Kraft an. An Kleists ‚Zerbrochenem Krug‘ erfrischt uns der handfeste deutsche Humor. Das Spiel von ‚Lanzelot und Sanderein‘ entspricht unserem Wunsche nach schlichter Natürlichkeit. Die ‚Deutsche Passion 1933‘ von Euringer aber ist aus dem Geist unseres Aufbruchs überhaupt erstanden<sup>20)</sup>.

Von diesem Zusammenhang aus läßt sich die Aussage jedes einzelnen Stücks begreifen. Nehmen wir als Beispiel den „Götz“. In der gleichen Zeitung „Volksgemeinschaft“ hieß

es am 15. Juli 1934: „Je öfter wir die grausamen Tatsachen unserer Geschichte den Volksgenossen zu Bewußtsein bringen, desto tiefer werden sie - sind sie dazu auch nur im geringsten bereit - die Ehrfurcht vor dem Wirken, vor den Werken des Führers und seiner Getreuen gewinnen ... Wer um die Zwietracht im deutschen Volke weiß und dennoch für seine Eintracht, Einigkeit, Einheit wirkt und lebt, der ist rechter Kämpfer seiner Nation ... Duster ist im ‚Götz‘ der Kampf im deutschen Reiche gezeichnet, aber in der Tragik noch sieghaft ersteht in dieser Dramatisierung der ‚Geschichte eines der edelsten Deutschen‘ der Glaube an die große Persönlichkeit, an Führertum, wie an Ehre und Treue der Gefolgschaft.“ Kurzum, die Bauernkriege wurden mit der Weimarer Republik gleichgesetzt; Götz glich dem Führer; Heinrich George repräsentierte Hitler. George, den man schon damals die „personifizierte Brutalität“ nannte, wurde übrigens in der Zeitungspropaganda gelobt, er strahle Güte, Wärme und Menschlichkeit aus. Außer dem Götz spielte er 1934 den Franz Moor und den Dorfrichter Adam. Fritz Alberti erschien gleich in fünf tragenden Rollen: als Gerichtsrat Walter, Kaiser Maximilian, Egeus, Graf Moor und als toter Vater in der „Deutschen Passion“.

Über ein anderes Stück des Jahrs 1934 hieß es im „Heidelberger Volksblatt“ vom 14. Juli 1934: „Schillers ‚Räuber‘ atmen den Geist der Sturm- und Drangperiode, sie sind der ewige Aufschrei stürmender Jugend gegen Knechtschaft, Willkür und die Mißstände einer erstarrten Zeit.“ Auch hier also die Parallele zur Weimarer Republik und zum Dritten Reich, das sich als Aufbruch in eine neue Zeit begriff.

Noch ein Beispiel. Hans Baumann, ein Hitlerjunge, hatte das Märchen „Einer findet sein Königreich“ verfaßt, das von den Ohlendorf-Schattenspielen in der Schloßkapelle aufgeführt wurde. Darin wurde gezeigt, wie ein Prinz sein Königreich nicht bei Prinzes-

sinnen und Königen findet, sondern in einem bescheidenen Leben und bei einem Handwerk<sup>21</sup>).

Am unmittelbarsten kam die Propaganda in Euringers „Deutsche Passion 1933“ zum Ausdruck, dem Gegenstück zu den Oberammergauer Passionsspielen. Christus wurde zum deutschen Frontsoldaten des 1. Weltkriegs uminterpretiert, von dem das Heil des Dritten Reichs ausgehen sollte: „Das künstlerische Grundmotiv ist die Gestalt des deutschen Frontsoldaten, um dessen Haupt sich wie eine Dornenkrone der Stacheldraht aus dem Drahtverhau des Schützengrabens windet. Der unbekanntete tote Soldat steht aus dem Grabe auf, um sein Land vom Elend und Verrat zu befreien und das Volk zur Selbstbesinnung zu erwecken, um die Kräfte der Arbeit und des Aufbaues zu entfalten“<sup>22</sup>). In einem anderen Pressebericht lautete die Inhaltsangabe: „Der ‚Inhalt‘ ist der Sieg des toten, in Wahrheit unsterblichen Frontsoldaten über das scheinlebendige Treiben der Nachkriegszeit. Ihr gespenstischer Taumel wird durch den ‚deutschen Geist‘ symbolisiert, das große Geschehnis der deutschen Neuwerdung durch das Ringen typischer Gestalten - den ‚namenlosen Soldaten‘, den ‚Arbeitslosen‘, den ‚Bonzen‘, den ‚Schieber‘ usw. - versinnbildlicht“<sup>23</sup>). Anstelle individueller Charaktere traten typisierte, schablonenhafte Repräsentanten von Berufen und Verhaltensweisen auf. Z. B. ein Kriegskrüppel, ein Bauer, ein Prolet, ein Unternehmer und ein Künstler. Sie alle müssen sich zwischen den Extremen entscheiden. Auf der einen Seite steht der wiederauferstehende Frontsoldat, auf der andern der böse Geist der zwanziger Jahre, der den Überlebenden des Weltkriegs eine Welt flimmernden Glanzes, des Wohllebens, des Prunks, der Sittenlosigkeit und Unzucht vorgaukelt. Das deutsche Volk ist anfangs zersplittert und schwankend. „Langsam findet sich das Volk, es ist geläutert. Da drehen sich die Räder in den Werkstellen, da greift der Bauer nach sei-

dem Pflug, des Arbeitslosen Hände regen sich, ein glänzend Schwert reckt sich zum Himmel, es kommt das Dritte Reich, vor dessen echter Größe die schillernde Welt des bösen Geistes zerplatzt und ihn hinabreißt in die Tiefe, aus der er kam. Da steigen die Zeichen des neuen Reichs, die Hakenkreuzfahnen, an den Masten hoch, hell leuchten die Siegrunen im Feld, der Chor der Massen setzt ein, die Hände heben sich zum deutschen Gruß. Und der Funke echter Begeisterung, der auf die Besucher des Spieles übersprang, zündete! Spontan erheben sie sich, erheben ihre Hände. Es ist wie ein heiliges Gelöbnis an heiliger Stätte ...<sup>24)</sup>.

Der Verfasser Richard Euringer, geboren 1891, war im 1. Weltkrieg Jagdflieger gewesen. Anschließend studierte er Kunstgeschichte und Volkswirtschaft, ehe er in der Inflation sein Studium abbrechen mußte. Er wurde erst Holzknecht, dann Arbeiter auf einem Sägewerk und Lehrling auf einer Bank, bis er als Dichter Erfolg hatte. Euringer veröffentlichte den historischen Roman „Die Fürsten fallen“, das Kriegsbuch „Fliegerschule 4“, den Zeitroman „Die Arbeitslosen“, den Erzählungsband „Tummelpack“ und das Schauspiel „Der neue Midas“. Die „Deutsche Passion 1933“ wurde zunächst als Hörspiel am Gründonnerstag, 13. April 1933, über alle deutschen Sender ausgestrahlt. 1934 erhielt Euringer dafür den Stefan-George-Preis. Dann arbeitete er das Stück für den Heidelberger Thingplatz um, der jedoch nicht rechtzeitig fertig wurde<sup>25)</sup>. Nach neuerlicher Umarbeitung wurde es im Schloßhof aufgeführt. Dabei benutzte man Mikrophone und ein Mischpult, mit dessen Hilfe der Sprache und musikalischen Untermalung Klangfarben gegeben wurden. Was Euringer bezweckte, geht aus seinen dreizehn Thingspielthesen hervor, die am 5. Juli 1934 veröffentlicht wurden. Thingspiele waren kultische Handlungen, nicht einfach Theateraufführungen. Statt historische Stoffe und Sagen vorzuführen, sollte der All-

tag selbst zur Sage werden. Nicht das Werk irgendeines Dichters sollte vorgeführt, sondern ein Festtag gefeiert werden. Dabei sollten nicht prominente Stars im Vordergrund stehen, sondern das Volk sich auf der Bühne wiederfinden. Speziell um die Nachfolge der Gefallenen des 1. Weltkriegs ging es: „Totenkult ist Thingstatsache. Die Gefallenen stehen auf und aus Steinen schreit der Geist“<sup>26)</sup>. Im kultischen Spiel wurde das Blutopfer des Weltkriegs wiederholt, um angebliches Recht zu sprechen und zu fordern. Eine Kritik erübrigt sich: Die revanchistische Absicht ist offensichtlich.

Die Inszenierung eines Thingspiels unterschied sich deutlich von der eines Theaterstücks. Im Heidelberger Volksblatt vom 7. Juni 1934 heißt es: „Man darf natürlich das Thingplatzspiel nicht mit einem Freilichttheater verwechseln. Hier herrschen andere Ziele und infolgedessen auch andere Gesetze. Das Spiel im Thingplatz fordert einen pathetisch gefüllten Stil, der getragen ist ebenso von der Intensität des Sprechers wie der Massen. Schon der Beginn ist wesentlich verschieden von dem der bisherigen Festspiele. Es gibt hier kein Publikum in früherem Sinn, die Zuschauer sammeln sich in einer Bannmeile außerhalb des Platzes und der Einzug dieser Schaugemeinde mit festlicher Musik bildet schon den Beginn des Spieles. Es ist gleichsam ein Hinpilgern, das die Massen in Sammlung und Konzentration versetzt. Auf diesen Einmarsch, der wie ein Prolog wirkt, folgt der Einzug der Spielgemeinde, d. h. aller Spieler unter den Klängen einer starken, feierlichen Musik. Nach diesem Introitus hebt das Spiel an, d. h. die einzelnen Spieler werden durch Beleuchtung aus der Dunkelheit heraus gehoben, wie überhaupt die Lichteffekte im Gegensatz zur Guckkastenbühne hier eine wesenhaft symbolische Bedeutung haben. Weil Spieler und Zuschauer z. T. sehr weit voneinander entfernt sind, zwingt der Raum ebenso wie das dichterische Gestalten zu einem Monumen-



*Heinrich George als „Götz“. Werbefrospekt des Jahres 1936*

talspiel: die feierliche Geste und das pathetisch gesprochene Wort bekommen hier wieder im Gegensatz zum Theater allererste, erhöhte Bedeutung."

Zum parasakralen Weiheakt paßten die vorgeschriebenen Verhaltensweisen der Besucher. Man durfte auf dem Thingplatz nicht laut sprechen, nicht pfeifen, nicht rauchen. Wenn die politischen Führer kamen, stand man auf. An- und Abmarsch waren auf vor-

geschriebenen Wegen durch Ordner geregelt. Es war verboten, den Thingplatz vor Ende des Stücks zu verlassen, auch wenn es regnete. Mit dem aktuellen Bezug der Handlung und dem Schauplatz Heidelberg hing ein weiteres politisches Motiv zusammen. Revanchistische Absichten klangen ebenfalls an, als die nationalsozialistische Zeitung „Der Führer“ am 22. Juni 1934 den Blick vom Heiligenberg kommentierte: „Weit

schweift der Blick von dort oben in die Rheinebene hinaus bis hin zu den blaudämmernden Bergen der Haardt, über die unsere Grüße zu den hartbedrängten Brüdern an der Saar fliegen. Auch sie kommen zum Reichsting nach Heidelberg, dem Hinterlande der Saar, um deutsche Kunst gemeinsam als unsere liebsten Gäste zu erleben." Bekanntlich fand ein halbes Jahr später am 13. Januar 1935 die Volksabstimmung in der Saar statt, bei der sich 90,8% der Bevölkerung für die Rückgliederung an Deutschland aussprachen. Eine Woche zuvor wurde am 6. Januar 1935 in einer Ecknische des Heidelberger Rathauses ein Saardenkmal enthüllt. Es zeigte den in der Saar noch an Ketten gefesselten deutschen Adler. Zwei Wochen nach der Abstimmung wurde im Zusammenhang mit der Richtfestfeier der immer noch nicht fertiggestellten Thingstätte am 26. Januar 1935 ein Saarspiel „Wacht im Berg“ von Theo Jörg aufgeführt. Es stellte dar, wie sieben deutsche Bergleute einen Schacht, dessen Decke aufgrund der Gleichgültigkeit französischer Ingenieure einzustürzen droht, mit ihren Armen stützen. Sie dienten als Symbol für die deutsche Kraft und den Kameradschaftsgeist, der die deutsche Erde stützt. Heidelberg's Oberbürgermeister Dr. Carl Neinhaus nahm in seiner Ansprache am gleichen Abend ebenfalls Bezug zur Volksabstimmung in der Saar<sup>27</sup>). Anderswo, z. B. im nahen Weinheim a. d. B., waren schon 1934 Saarspiele aufgeführt worden.

In der Pressekritik an Euringers Thingspiel stand im Vordergrund, daß die „Deutsche Passion 1933“ auf dem Thingplatz besser als im Schloßhof wirken würde. Auch sei der entscheidende Schlußchor zu schwach angekommen und habe nicht überzeugend auf die Besucher gewirkt. Allerdings hing die geringe Wirkung auch damit zusammen, daß zu den Reichsfestspielen Gäste kamen, deren intellektuelles Niveau und kritische Potenz Vorbehalte gegenüber allzu vordergründiger Propaganda bewirkten.

Inszeniert waren die Aufführungen jedenfalls mit allen Effekten, die der romantische Schloßhof zuließ. Dazu eine Pressebesprechung des „Götz“: „Grandios aber, unvergeßliche Erlebnisse, die Massenszenen: ein nächtlicher Heerzug mit dumpfem Trommelklang, das musikalisch und tänzerisch reizvoll belebte Bamberger Bankett, die Bauernkriegsszenen mit dem brennenden Schloß, und vor allem die Huldigung vor Maximilian auf dem Augsburger Reichstag! Das ist über alle Wirkungen des Kulissentheaters hinaus, da spielt der Raum mit in all seiner Herrlichkeit“<sup>28</sup>).

Auch Schirmherr Goebbels zeigte sich beeindruckt. Über den 3. August 1935 heißt es in seinem Tagebuch: „Abends ‚Götz‘ im Heidelberger Schloßhof. Traumhaft schön. Es überrieselt einen kalt. Großer ...scher George. Ich sitze abends noch bis 3<sup>h</sup> nachts mit den Künstlern zusammen.“

Heidelberg sollte zu einem Bayreuth des Schauspiels werden. Diesem hochgesteckten Ziel entsprach der propagandistische Aufwand, mit dem die Reichsfestspiele in Szene gesetzt wurden.

Zum Rahmenprogramm gehörten Auftritte der HJ auf dem Karlsplatz, im Hof des Marstall und dem Universitätsplatz. Dabei kamen Volkslieder, Reigen, Tänze und Laienspiele zur Aufführung. Da 15 000 Angehörige der Hitlerjugend erwartet wurden, setzte die Heidelberger HJ eine eigene Streife ein, die für Ordnung sorgte. Der Freiwillige Arbeitsdienst führte „altdeutsche Schwerttänze“ auf. Die „Ohlendorf-Schattenspiele“ gastierten in der Schloßkapelle mit Märchen von Ruth Schaumann, aber auch Goethes „Urfaust“, Justinus Kerners „Totengräber von Feldkirch“ und Stücken von Mitgliedern der Hitlerjugend. Im Rathaus wurde eine Ausstellung „Nationalsozialistische Thingstätten im Bau“ gezeigt. Im Kurpfälzischen Museum bereitete Richard Benz eine Romantiker Ausstellung vor.

Über Sinn und Zweck der Festspiele und der

Ausstellung äußerte Otto Laubinger in seiner anfangs zitierten Rede vom Januar 1934: „Es wird eine wesentliche Aufgabe der Reichsfestspiele und dieser Ausstellung sein, sichtbar werden zu lassen, daß die deutsche Romantik, die mit der Geschichte Heidelbergs eng verknüpft ist, von der liberalistischen Zeit falsch gewertet wurde. Sie war in Wirklichkeit das erste Zurückbesinnen zu den Quellen deutschen Volkstums. Aus den Schriften der politischen Romantiker ist zum ersten Mal die Sehnsucht nach einer germanischen Demokratie, nach dem totalen Staate, der sich auf völkischen Grundsätzen aufbaut, erkennbar“<sup>29)</sup>).

Damit der propagandistische Zweck alle Schichten der Bevölkerung erreichte, sollten auch Angestellte und Arbeiter mit Minimal-einkommen die Gelegenheit geboten bekommen, zu den Aufführungen zu gehen. Bei einer Besprechung mit Vertretern der 50 größten Betriebe Heidelbergs kündigte OB Neinhaus am 25. Juli 1934 an, Mitarbeiter, die weniger als 150.- RM im Monat verdienen, sollten Karten für 1.- RM erhalten, eventuell sogar kostenlos.

Der propagandistische Aufwand war schon 1934 enorm. Ab dem 13. Juli berichtete der Reichssender Stuttgart mehrfach am Tag über die Proben, sowie über den Sinn und Zweck der Reichsfestspiele. Es fand wie bei den Reichsparteitagen eine „Sternfahrt zu den Reichsfestspielen Heidelberg 1934“ statt, deren Teilnehmer eine Plakette trugen. Am Eröffnungstag wurden die Häuser der Stadt beflaggt. Lautsprecherwagen fuhren in die Umgebung und verteilten Prospekte. Am Tag der Eröffnung ließ man 1000 Gasballons steigen, an denen Gutscheine für eine Ermäßigung von 50% des Eintrittspreises hingen. Zur Eröffnung kam Goebbels. Natürlich wurde er bei seiner Fahrt vom Mannheimer Flugplatz zum Heidelberger Hotel und von dort zum Schloß von der Bevölkerung und politischen Formationen jubelnd begrüßt. Einheiten der SS, SA, HJ und des

BDM waren dazu angetreten. SS flankierte die von Fackeln erhellten Parkwege im Schloß. Eine SA-Standartenkapelle spielte den Badenweiler-Marsch.

Die Reichsfestspiele in Marienburg sollten eine Woche nach dem Ende der Heidelberger beginnen, wurden jedoch abgesetzt. Analog der Heidelberger Kulturpropaganda auf dem Schloß wählte man die Marienburg als Schauplatz das „Bollwerk deutschen Geistes und deutscher Kraft im Osten des Reiches“. Anstelle von Euringers Thingspiel wurde zeitweise ein Werk von Hans Kayser zur Aufführung vorgesehen. Die Heidelberger „Volksgemeinschaft“ kommentierte am 15. Juli 1934: „Sowohl die Heidelberger, wie auch die Marienburger Festspiele haben nicht nur repräsentativen Charakter, sondern sie sind Bekenntnisse des neuen Reiches, deren Echo in alle Welt hinaus dringt.“

Bei den Reichsfestspielen des Jahres 1935, die vom 14. Juli bis 18. August in Heidelberg durchgeführt wurden, gab es das „Käthchen von Heilbronn“ (10x) mit Angela Salloker, Paul Wagner und Horst Caspar; „Was ihr wollt“ (8x) mit Horst Caspar, Heinrich George und Angela Salloker; „Minna von Barnhelm“ (6x) mit Horst Caspar, Käthe Dorsch und Gustav Gründgens, und natürlich wieder den „Götz“ mit George, Horst Caspar und Paul Wagner. George inszenierte nun bereits selbst den „Götz“.

Am 22. Juni 1935 wurde die endlich fertiggestellte Thingstätte eingeweiht, wozu abermals Goebbels kam<sup>30)</sup>. Am 20. Juli fand das erste Thingspiel „Der Weg ins Reich“ von Kurt Heynicke statt.

Aus dem künstlerisch hochwertigen und progressiven Theater der zwanziger Jahre war kulinarisches Theater mit politisch-propagandistischer Zielsetzung geworden.

Ein Teil des Zielpublikums geht daraus hervor, daß die Texte im Festspielbuch in Deutsch, Englisch, Holländisch und Französisch abgedruckt wurden<sup>31)</sup>. Mittlerweile war

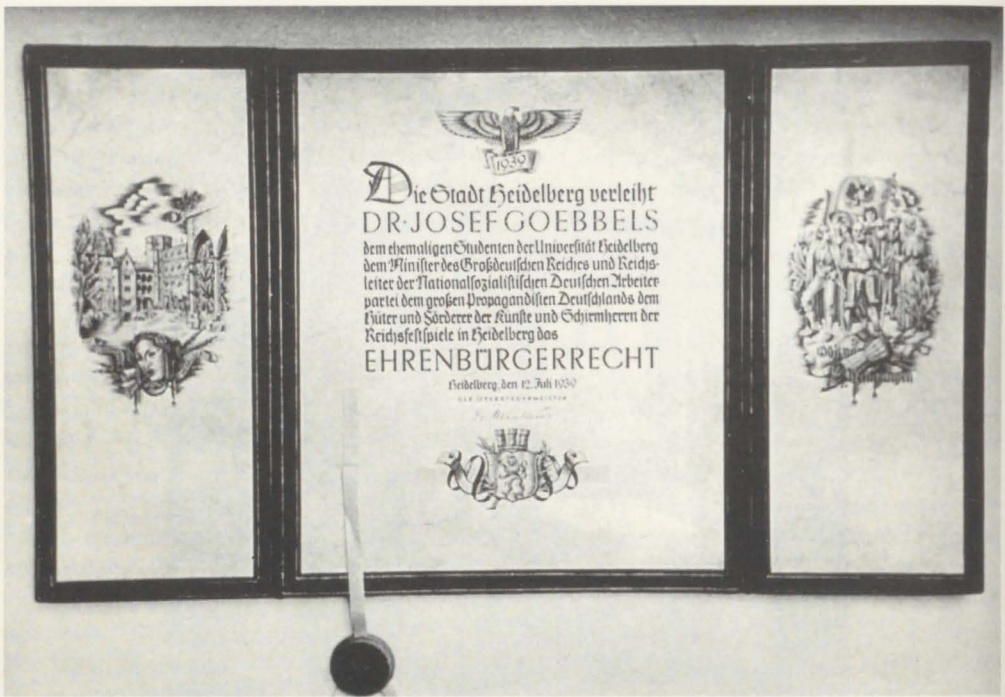


*Reklame für die Reichsfestspiele vor dem Heidelberger Hauptbahnhof im Jahr 1938*

der Umbau des Bandhaussaals im Schloß vollendet. Man nannte den Raum stolz „Königssaal“ und ließ zu seiner Ausstattung Möbel aus dem Mannheimer Schloß.

Der „Götz“ lieferte nun schon den festen Bestandteil, um den sich die anderen Stücke gruppierten. Als Grund nannte OB Neinhäus am 21. Januar 1936, daß er „in der Landschaft verwurzelt ist und zu uns gehört“<sup>32</sup>). Aus den Reichsfestspielen waren

George-Festspiele geworden. Außerdem wurden vom 12. Juli bis 30. August 1936 gespielt: Hebbels „Agnes Bernauer“ (15x), Shakespeares „Komödie der Irrungen“ (10x) und von Paul Ernst „Pantalon und seine Söhne“ (7x). Unter den heute noch geläufigen Schauspielern finden wir Werner Hinz, Gustav Knuth, Karl Heinz Schroth, Lina Carstens, Will Quadflieg und natürlich Heinrich George.



*Ehrenbürgerurkunde für Reichspropagandaminister Goebbels vom 12. Juli 1939. Links der Schloßhof mit dem Schriftband „Reichsfestspiele Heidelberg“, rechts „Götz von Berlichingen“*

Der Anlaß, gerade „Agnes Bernauer“ aufzuführen, bestand darin, daß Friedrich Hebbel 100 Jahre zuvor vom 2. April bis 12. September 1836 an der Heidelberger Universität studiert hatte. In seinem Tagebuch beschrieb er die „prachtvollen Ruinen des Heidelberger Schlosses“. Damit war der lokale Bezug hergestellt. In „Agnes Bernauer“ demonstrierte Hebbel laut „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ vom 13. Juli 1936 „die Verpflichtung, die das Individuum der Gemeinschaft gegenüber hat“. Es hieß weiter: „Diese Hebbelsche Ethik ist gerade für unsere Zeit doppelt gültig. Auch für uns gilt die absolute Priorität des Staates gegenüber dem Einzelschicksal.“

Paul Ernst (1866-1933) beschrieb in seinem Stück die Geschichte von Pantalon, einem hohen Beamten in Venedig um 1700, und seinen beiden Söhnen, die sich täuschend äh-

lich sehen. Beide verlieben sich in Mädchen, die nicht zu ihnen passen. Doch nach einigen Verwirrungen findet schließlich jeder eine geeignete Frau. Kommentar der Heidelberger Neuesten Nachrichten vom 12. August 1936: „Die Selbstbesinnung eines jeden ist das eigentümliche Deutsche an diesem Stück, der verborgene Gehalt dieser kleinen Komödie ...“. Über den Dichter als solchen hieß es am 11. Juli in der gleichen Zeitung: „Paul Ernst war Zeit seines Lebens ein Kämpfer, ein Streiter für alles Deutsche wider marxistische und nihilistische Ideologie.“

Der angestrebte künstlerische Rang der Reichsfestspiele hatte sich bis Anfang 1936 gefestigt. Bei der Kundgebung zur Reichstheaterwoche in München bezeichnete Goebbels am 11. Mai 1936 die Bayreuther Bühnenfestspiele und die Reichsfestspiele in Heidelberg als die beiden großen



künstlerischen Veranstaltungen des Reichs<sup>33</sup>). Man erinnerte sich jetzt auch wieder an den 1929 gestifteten Festspielpreis<sup>34</sup>). Von Stücken, die eigens für Heidelberg geschrieben wären, erhoffte man sich einen weiteren Werbeeffect. Allerdings wurde der Preis 1937 in eine Stiftung umgewandelt, aus der jährlich 4000 RM ausgeschüttet wurden. Dafür sollte eine dramatische Dichtung entstehen, die sich zur Aufführung im Schloßhof oder auf der Thingstätte eignete. Mittlerweile hatte man auch bei der Auswahl der Stücke Erfahrungen gesammelt, die OB Neinhaus am 24. Oktober 1936 in einem Schreiben an den Geschäftsführer der Reichskulturkammer Franz Moraller, der nach Laubingers Tod 1935 Präsident des Reichsbunds der Deutschen Freilicht- und Volksschauspiele geworden war, zusammenfaßte. Ihm schienen „Werke aus der deut-

schen Geschichte für die Wiedergabe im Schloßhof besonders geeignet zu sein, vor allem wenn ihre Handlung in dem gleichen Zeitalter spielt, in dem die wichtigsten Bauten des Schlosses errichtet wurden“. Dadurch schien die Einheit von Schauplatz und Handlung gewährleistet. Shakespeares „Was ihr wollt“ und „Komödie der Irrungen“ hatten sich als weniger passend erwiesen; wohl aber der „Götz“, das „Kätzchen von Heilbronn“ und „Agnes Bernauer“. Andererseits wollte man durch wenigstens ein Stück von Shakespeare dem hohen Ausländeranteil speziell aus den angelsächsischen Ländern Rechnung tragen. Neinhaus dachte an den „Sommernachtstraum“, „König Lear“ und „Macbeth“. Im April 1937 regte Neinhaus an, Heidelberg offiziell den Titel „Stadt der Reichsfestspiele“ zu verleihen. Moraller unterstützte den Antrag und ihm wurde statt-



*Inszenierung des „Schinderhannes“ bei den Schloßspielen des Jahres 1958. V.r.n.l.: Hans Christian Blech, Carl Zuckmayer, Doris Schade*

gegeben<sup>35</sup>). Im übrigen wurde das Jahr 1937 zum „Jahr der deutschen Festspiele“ erklärt. Auch suchte Neinhaus zu erwirken, daß Hitler außer zu den Bayreuther Bühnenfestspielen auch nach Heidelberg käme. Dies geschah jedoch nicht. In seiner Ansprache zur Eröffnung am 20. Juli 1937 erklärte OB Neinhaus: „Erst in unseren Tagen erhebt die in vergangenen Jahrhunderten unter ungeheuren Opfern vergeblich erstrebte Volkwerdung der Deutschen und wird somit, wahrhaft spät genug, ein im Leben jedes Volkes notwendiger Prozeß der Verschmelzung und Formung vollzogen, den andere Völker schon vor Jahrhunderten vollbringen konnten ... Zum ersten Mal in der deutschen Geschichte ergreift dieser Prozeß bewußt sämtliche Gebiete des völkischen Lebens, das politische sowohl wie das kulturelle und wirtschaftliche, die ja nur verschieden getönte Lebensäußerungen des gleichen einheitlichen Volkes sind; die Vereinzelung und Verselbständigung, die Absolutierung dieser einzelnen Zweige des gleichen geschlossenen Lebensbaumes ist von jeher das hervorstechendste Kennzeichen jeder Verfallzeit gewesen, ihre Zusammenschau und Zusammenfassung, ihre Durchdringung mit den sie alle zugleich nährenden tiefen Wurzelkräften das hervorragendste Merkmal der umwertenden Lehre und Staatskunst des Führers“<sup>36</sup>). Im Grußwort von OB Neinhaus zum Festspielbuch 1937 heißt es: „Möge der Erfolg den ‚Heidelberger Reichsfestspielen‘ auch weiterhin treu bleiben; dann wird sich in den Reichsfestspielen eine jener großen kulturpolitischen Aufgaben erfüllen, die uns an der Westgrenze des Reiches zur Wahrung und Vertiefung deutschen Geisteslebens gestellt sind.“ In einem erhaltenen, korrigierten Entwurf dieses Grußworts steht am Schluß noch, daß die Stadt eine jener großen kulturpolitischen Aufgaben zu erfüllen habe, „die uns an der Westgrenze des Reiches zur Wahrung und Verkündung deutscher Kultur übertragen sind“<sup>37</sup>).

In den Wochen vom 20. Juli bis 15. August 1937 wurden vier Stücke aufgeführt: Kleists „Amphitryon“ (5x) mit Bernhard Minetti, Gustav Knuth, Lina Carstens und Walter Richter; „Romeo und Julia“ (13x) mit René Deltgen und Gisela Uhlen; natürlich wieder der „Götz“ (7x) mit George, und abermals „Pantolon und seine Söhne“ (2x) mit René Deltgen.

Thingspiele gehörten jetzt schon nicht mehr zum Programm der Reichsfestspiele. 1936 hatte man im Blick auf die Olympiade und die Einweihung der Dietrich-Eckart-Bühne in Berlin ganz darauf verzichtet. 1937 wurde zwar „Der Feldherr und der Fähnrich“ von Walter Erich Schäfer aufgeführt; jedoch schon am 3. Juli 1937, also lange vor Beginn der Reichsfestspiele. Erst nach ihrem Ende kam am 26. September 1937 Georg Böttchers „Oratorium der Arbeit“ zur Aufführung. Ohnehin hatte Goebbels schon am 23. Oktober 1935 die Verwendung des Begriffs „Thing“ in der deutschen Presse untersagt. Die Thingstätte hieß seit 1936 „Feierstätte Heiligenberg“<sup>38</sup>). Nachdem auch das „Frankenburger Würfelspiel“ von Eberhard Wolfgang Möller in Berlin im Zusammenhang mit den Olympischen Spielen nicht den erhofften Erfolg gebracht hatte, hörte die Thingbewegung 1936 auf<sup>39</sup>).

Parallel mit den Reichsfestspielen wurde im Kurpfälzischen Museum eine Ausstellung „Heidelberg und die Angelsachsen“ gezeigt. Abgesehen von der langen Geschichte der Engländer in Heidelberg, ging es darum, die indogermanische Bluts- und Geistesverwandtschaft zu demonstrieren. Die „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ kommentierten am 3. August 1937: „Es bleiben, wenn Schönheit und Wohlwollen sie umglänzen, die lebendigen Beziehungen von Herz zu Herzen, von Geist zu verwandtem Geist!“ Die Ausstellung schloß mit der nationalsozialistischen Selbstdarstellung der Stadt auf Tafeln über die Autobahn, den Ehrenfriedhof und die Feierstätte. Im Mannheimer

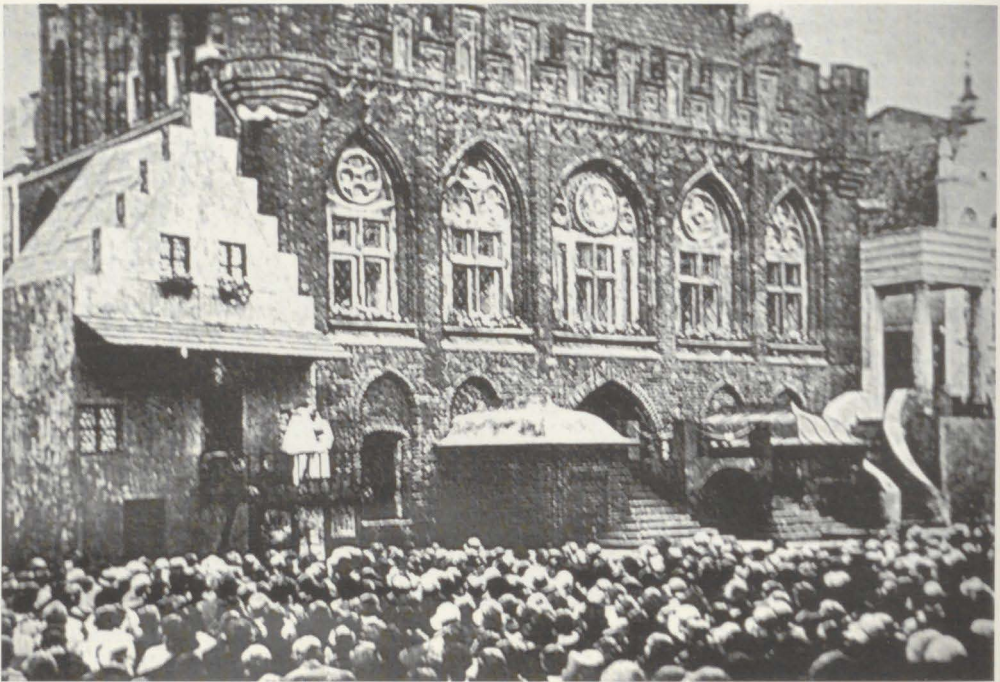


*Marienburg. Blick von den hohen auf die niederen Lauben und das alte Rathaus, dem Schauplatz von „Bartholomäus Blume“*

Theatermuseum gab es eine Ausstellung „Das Theater im Freien“ zu sehen, in der besonders die badischen Freilichtbühnen vorgestellt wurden.

Das Jahr 1938 brachte einige Neuerungen. Inzwischen war das Schwetzingen Rokokothater umgebaut und am 10. Oktober 1937 neu eröffnet worden. Hier wurde an zehn Abenden Mozarts „Zauberflöte“ gegeben. Die Aufführungen im Heidelberger Schloßhof hatten unter Witterungsumständen gelitten. Daher versah man die Tribüne jetzt mit einem Dach. Ursprünglich sollte 1938 wieder der „Sommernachtstraum“ gespielt werden, für den Richard Strauss eine neue Musik komponierte. Da jedoch der 150. Geburtstag Eichendorffs gefeiert wurde, ersetzte man ihn durch „Die Freier“, die als „deutscher Sommernachtstraum“ galten<sup>40</sup>). Eichendorff hatte sein Stück zwar erst 1833 veröffentlicht, darin jedoch seine Heidelberger Erlebnisse des Jahres 1807/08 verarbeitet. Am 31. Juli 1938 fand eine Eichendorff-

Feier statt, bei der ursprünglich Heinrich Schlusnus singen sollte, dann jedoch Heinrich George Gedichte rezitierte. Georges Bedeutung für die Reichsfestspiele läßt sich überhaupt kaum überschätzen. Man erwog, im Schloß einen Heinrich-George-Raum einzurichten, der auf Dauer als Museum gedient hätte<sup>41</sup>). Die Reichsfestspiele waren eben der „Götz“, und der „Götz“ war George. Gemeinsam mit seiner Frau Berta Drews spielte er regelmäßig in dem Stück. Seine Identifikation mit der Rolle ging so weit, daß er seinen Sohn, der am 23. Juli 1938 geboren wurde, Götz nannte. Am 5. August war in Heidelberg wieder einmal Premiere. Neben Georges Saft- und Kraft-Akten gab es in Heidelberg aber auch künstlerisch hochwertiges Theater zu sehen. In den Wochen zwischen dem 17. Juli und dem 21. August 1938 wurden aufgeführt: „Faust 1“ (7x) mit Werner Hinz als Faust, Werner Krauß als Mephisto, Maria Wimmer als Gretchen und Lina Carstens als Frau Marthe; „Der Wider-



Goethes „Egmont“ vor dem alten Rathaus von Marienburg, Szenenfoto

spenstigen Zählung“ (11x) mit Karl Heinz Stroux, Fita Benkhoff, Gustav Knuth und Paul Kemp; außerdem die „Freier“ (4x) und der „Götz“ (11x).

Gleichzeitig mit den Reichsfestspielen wurden im Kurpfälzischen Museum zwei Ausstellungen gezeigt: „Heidelberg im Kranz der deutschen Freilichtbühnen“ und „Handzeichnungen Heidelberger Romantiker“.

Im Jahr 1939 zeichnete sich bereits das Ende ab, noch ehe am 1. September der 2. Weltkrieg ausbrach. Ein deutliches Indiz besteht in den Rollenbesetzungen. Nun fehlten plötzlich die bekannten Namen. Die zweite Wahl, offenbar weil sie billiger war, trat auf. Noch am bekanntesten waren Hans Hermann-Schaufuß, Paul Kemp, Gerda Maria Terno und Fred Liewehr. George war Intendant des umgebauten Schiller-Theaters in Berlin geworden. Gegeben wurden vom 12. Juli bis 20. August 1939 Schillers „Räuber“

(13x), noch einmal Eichendorffs „Freier“ (5x) und Shakespeares „Sommernachts Traum“ (21x) jetzt mit der Musik von Bernhard Eichhorn nach Motiven von Carl Maria v. Weber. Zeitweise war noch ein Stück von Gerhart Hauptmann - entweder „Florian Geyer“ oder „Schluck und Jau“ - vorgesehen, entfiel dann aber.

Die Zuschauerzahlen stiegen zwar bis 1939 kontinuierlich an, indem noch 1939 3 000 Besucher mehr als 1938 kamen<sup>42</sup>), doch nahm der Ausländeranteil deutlich ab. Damit entfiel eine wichtige Zielgruppe der Propaganda. Goebbels besuchte zwar auch 1939 die Eröffnung, nahm jedoch schon am Abend zuvor im Schwetzingen Schloß an einer Festlichkeit mit anschließender Aufführung von Glucks komischer Oper „Die Pilger von Mekka“ und seinem Ballett „Don Juan“ teil. Um Goebbels enger an Heidelberg zu binden, verlieh ihm der Stadtrat die

Ehrenbürgerwürde. In der Urkunde vom 12. Juli 1939 heißt es: „Die Stadt Heidelberg verleiht Dr. Joseph Goebbels, dem ehemaligen Studenten der Universität Heidelberg, dem Minister des Großdeutschen Reiches und Reichsleiter der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, dem großen Propagandisten Deutschlands, dem Hüter und Förderer der Künste und Schirmherrn der Reichsfestspiele in Heidelberg das Ehrenbürgerrecht.“

Das Kurpfälzische Museum zeigte 1939 Heidelberger Kostbarkeiten aus Universitätsinstituten und Privatsammlungen, darunter die Manessische Liederhandschrift.

Der 2. Weltkrieg brachte das Ende. Um die Tradition nicht ganz abreißen zu lassen, veranstaltete die Stadt 1940 im Schloßhof eine Aufführung von Hermann Stephanis Freiheitsoratorium „Der Feldherr“, das in einer Umarbeitung von Händels „Judas Makabäus“ bestand<sup>43</sup>). Dabei traten die Heidelberger Chorvereinigungen auf, insgesamt 1100 Mitwirkende. In einem Schreiben von OB Neinhaus heißt es dazu: „Vor allem aber will die Aufführung dieses Tonwerkes dem durch den Sieg im Westen ausgelösten Dankgefühl unseres Volkes gegenüber dem Führer und der Wehrmacht Ausdruck verleihen.“ Das Oratorium sollte am Vorabend der Rückgliederungsfeiern von Elsaß und Lothringen in Straßburg und Metz wiederholt werden.

Noch 1941 hoffte OB Neinhaus, daß in Heidelberg wie in Bayreuth und Salzburg für Soldaten und Rüstungsarbeiter weitergespielt werden könnte. Am 28. Januar 1941 schrieb er an Reichsdramaturg Dr. Schlösser: „Ich bin überzeugt, daß das Erlebnis der Heidelberger Landschaft und der im Schloß zum Ausdruck gelangenden deutschen Geschichte allein schon den Soldaten- und Rüstungsarbeitern viel geben kann, und daß es möglich sein wird, durch Auswahl geeigneter, auch bei Tageslicht aufzuführender Stücke gerade diesen Festspielgästen tiefe

und bleibende Eindrücke zu vermitteln.“ Schlösser antwortete am 21. Februar 1941: „Abgesehen davon, daß der Unsicherheitsfaktor in Heidelberg doch erheblich größer als in Salzburg und Bayreuth sein dürfte, ist die Besetzungsfrage wegen der vordringlichen Truppenbetreuung und Auslandsbespielung kaum befriedigend zu lösen. Auch liegt der Zauber der Heidelberger Aufführungen hauptsächlich doch wohl in den Stimmungen des abendlichen und nächtlichen Schloßhofes. Nachmittagsvorstellungen wären ein Surrogat, das ich gerade unseren Soldaten und Rüstungsarbeitern nicht vorsetzen möchte.“ Doch wollte man in Heidelberg die Hoffnung auf eine Fortsetzung nach Kriegsende nicht aufgeben, und noch 1942 wurde eine neue Tribüne für den Schloßhof geplant.

Nachzutragen bleibt der Plan, in Heidelberg ein monumentales Festspielhaus zu bauen. Schon seit der Jahrhundertwende wurde die Verlegung des Hauptbahnhofs um 1,3 km nach Westen geplant. Zur Gestaltung der frei werdenden Gleisanlagen führte die Stadt 1939 einen Ideenwettbewerb durch. Dazu forderte sie vier Architekten zu Entwürfen auf: Paul Bonatz, German Bestelmeyer, Hans Freese und Konstanty Gutschow. Freeses Plan wurde zur Ausführung vorgesehen. An der Stelle des alten Bahnhofs sah er den Bau des neuen Festspielhauses vor. Noch 1942 wurden Ansichten und Grundrisse gezeichnet. Drahtzieher dieses Projekts war abermals Oberbürgermeister Dr. Carl Neinhaus (1888–1965). Er war von 1929 bis 1945 und dann wieder von 1952 bis 1958 Oberbürgermeister von Heidelberg und nach dem 2. Weltkrieg zugleich Landtagspräsident von Baden-Württemberg. Geschickt nutzte er persönliche Kontakte zu Albert Speer aus, dessen Baubüro 1941 und 1943 zwei Generalbebauungspläne für Heidelberg erstellte. Während Neinhaus' zweiter Amtsperiode wurde 1955 bei der Verlegung des Hauptbahnhofs ein Plan ausgeführt, der nach Aus-

sage des zuständigen Stadtplaners Claus Georg Schöning bewußt auf den Plan zurückgriff, den Konstanty Gutschow im Wettbewerb von 1939 für Heidelberg gezeichnet hatte. Gutschow hatte im Dritten Reich - wie die anderen drei erwähnten Architekten - zum Baustab von Albert Speer in Berlin gehört. Ihm war die Neugestaltung von Hamburg als „Führerstadt“ übertragen. Ab 1943 war Gutschow verantwortlicher Baurat des Arbeitsstabes für den Wiederaufbau der zerstörten deutschen Städte<sup>44</sup>).

Die Geschichte der Reichsfestspiele in Heidelberg belegt, daß der Reichsbund für Freilicht- und Volksschauspiele zwar für die organisatorische Abwicklung mit zuständig blieb, daß jedoch 1934 Goebbels die Sache an sich zog und persönlich die Entscheidungen fällte. Goebbels kannte den Schauplatz persönlich, denn er hatte in Heidelberg Germanistik studiert und wurde hier 1922 promoviert. Er setzte die Auswahl der aufgeführten Stücke fest, entschied über die Zahl der Aufführungen und Spielzeiten, übernahm die Schirmherrschaft und kam außer 1937 jedes Jahr selbst. Goebbels' Einfluß im Reichsbund ist nicht weiter verwunderlich, denn er war laut Satzung dessen Schirmherr. Der Reichsbund suchte zunächst Funktionen zu delegieren. Anfangs war 1934 noch der Intendant der Städt. Bühne Heidelberg Kurt Erlich mit der Vorbereitung und Durchführung beauftragt. Zur Planung wurde ein Kuratorium unter Leitung Otto Laubingers gegründet<sup>45</sup>). Die Heidelberger Kompetenzen schrumpften, als beim Reichsbund in Berlin eigens ein Intendant der Reichsfestspielleitung, Ingolf Kuntze, eingesetzt wurde. Sie schrumpften noch mehr, als ein Beirat ins Leben gerufen wurde, dem der Reichsstathalter und Gauleiter von Baden, Robert Wagner, Ministerpräsident Walter Köhler, Reichsdramaturg Dr. Rainer Schlösser, die Präsidenten der Reichsschrifttumskammer Jost und der Reichsmusikkammer Raabe, sowie Vertreter von Stadt und Partei

angehörten. Die Abwicklung der Propaganda geschah anfangs noch über den Landesstellenleiter des Reichspropagandaministeriums in Karlsruhe Franz Moraller, der dann jedoch Präsident des Reichsbunds für Freilicht- und Volksschauspiele und Reichskulturwalter wurde. Ab 1937 wurde die Werbung von einem Mitarbeiter des zuständigen Ministeriums in Berlin bearbeitet, der dazu zeitweise nach Heidelberg kam. Kurzum, es fand eine Zentralisierung statt, eine Verlagerung der Kompetenzen auf höhere Verwaltungsinstanzen und dabei trotz scheinbarer Klärung eine zunehmende Verunklärung.

Zwar war der Reichsbund offiziell Träger der Veranstaltungen, doch holte er sich dazu Geld bei Reich, Staat und Stadt<sup>46</sup>). Der Zuschuß des Landes Baden belief sich 1934 und 1935 jeweils auf 20 000 RM, 1936 auf 10 000 RM, 1937 auf 25 000 RM. Die Stadt Heidelberg zahlte 1934 40 000 RM, 1935 35 000 RM, 1936 wieder 40 000 RM, 1937 und 1938 abermals 40 000 RM. Die Besucherziffern ließen sich zunächst gut an. Im Schloßhof gab es auf einer Tribüne 1642 Sitz- und 350 Stehplätze, im Bandhaussaal des Schlosses 624 Sitz- und 150 Stehplätze. Im ersten Jahr 1934 kamen rund 16 000 Zuschauer, im zweiten Jahr 30 000. 1936 bewirkte schlechtes Wetter geringere Besucherzahlen als erhofft. Aus dieser Bilanz ergab sich für 1937 folgende Kostenaufteilung. Der vorgesehene Etat belief sich auf 208 500 RM. Er setzte sich aus 77 500 RM vom Reich, 25 000 RM vom Land Baden, 25 000 RM von der Stadt Heidelberg und 82 000 RM aus Eintrittsgeldern zusammen. In der Finanzierung dürfte ein entscheidender Grund für das Ende der Reichsfestspiele zu finden sein. Das Unternehmen blieb ein erheblicher Zuschußbetrieb des Reichs, das seit Sommer 1938 bereits gezielt den 2. Weltkrieg vorbereitete und hierzu die finanziellen Reserven mobilisierte. Als sich zudem der Zuschwund aus dem Ausland immer deutlicher

abzeichnete, verloren die Reichsfestspiele eine ihrer ursprünglichen Zielrichtungen.

Ein weiterer Grund für das Ende bestand darin, daß seit dem 11. März 1938 - als Österreich deutsch wurde - mit den Wiener Festwochen und den Salzburger Festspielen neue Konkurrenz erwuchs. Goebbels' Tagebücher belegen, daß er sich seitdem persönlich sehr für Salzburg interessierte und gezielt Mozart-Festwochen einrichtete.

Natürlich veranlaßten die Reichsfestspiele Autoren, eigens Stücke für diesen Anlaß zu verfassen. Z. B. reichte eine Marie-Luise Risch aus Stuttgart 1935 ein „Grenzmark-schauspiel“ ein, das die „Einigkeit, Treue und gute Grenzwatch“ predigte<sup>47)</sup>. Es spielte in „jener Zeit deutscher Zerrissenheit (15. Jahrhundert), welcher kein Adolf Hitler geschenkt worden ist“.

Schon 1934 kam der Plan auf, auch Opern aufzuführen. Doch sollten die Reichsfestspiele nach Meinung von OB Neinhaus „deutschen Dichtern und deutscher Schauspielkunst“ vorbehalten bleiben<sup>48)</sup>.

Nicht alles lief glatt ab. Anfangs kam es noch vor, daß zu viele Besucher herbeigehtolt wurden, um die Zuschauerreihen zu füllen. Dadurch entstanden Probleme. So z. B. am 31. Juli 1934. Um 18.30 Uhr sollte eine Aufführung von Euringers „Deutscher Passion 1933“ beginnen, um 20 Uhr der „Götz“. Für die „Passion“ hatte man HJ und BDM aus dem weiteren Umkreis herangezogen. Schließlich war der Schloßhof von mehreren tausend Menschen derart überfüllt, und die Zugänge und jeglicher Raum so eng zugestellt, daß die Schauspieler nicht mehr auftreten konnten, weil kein Platz blieb. Mehrere hundert Mitglieder der Heidelberger HJ mußten abgezogen werden, ehe das Stück beginnen konnte. Dadurch aber verlor man wertvolle Zeit. Die abziehende HJ kollidierte mit den Festgästen, die George sehen wollten. Es entstand ein „unheimliches Gedränge“, wie es im Polizeibericht vom 3. August 1934 heißt<sup>49)</sup>. Dabei kam es zu „Anwür-

fen gegen die Polizei, wie auch zum Teil zu sehr scharfen und unliebsamen Äußerungen über diese Zustände seitens der Besucher“. Das Rote Kreuz mußte in jenem Jahr in 176 Fällen Hilfe leisten: 43 Ohnmachten, 67 Schwächeanfällen, 61 Verletzungen sowie fünf Verrenkungen und Verstauchungen.

Nach Ende des Dritten Reichs legte man eine relativ kurze Schamfrist ein, ehe 1950 „Wie es euch gefällt“ mit Angela Salloker, dem Käthchen von einst, aufgeführt wurde. 1954 gab die Städtische Bühne im Schloßhof „Agnes Bernauer“ und „Was ihr wollt“; 1955 „Die Räuber“ und „Die Freier“. 1958 spielte man Zuckmayers „Schinderhannes“. Handelte es sich bis dahin um lokale Aufführungen, entstand 1965 wieder die Anregung zu überregionalen Festspielen. Es dauerte bis 1974, ehe die „Heidelberger Schloß-Spiele“ gegründet wurden<sup>50)</sup>. Nun kam es doch noch zu Operaufführungen, ob Mozarts „Entführung aus dem Serail“ oder Donizettis „Liebestrank“. Am häufigsten wird jedoch Sigmund Rombergs Vertonung des Rührstücks von der unglücklichen Liebe des Prinzen zum Gastwirtstöchterlein gegeben: aus Meyer-Försters „Alt-Heidelberg“ wurde „The Student Prince“. Er nimmt heute die Rolle des „Götz“ ein, an den man sich nicht mehr herantraute. Auch Shakespeares „Sommertraum“ wurde wieder aufgeführt, nun zum erstenmal mit der Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Die Auswahl der Stücke, besonders der Vorrang des in Englisch gegebenen „Studentenprinzen“ belegt, daß das Zielpublikum teilweise das gleiche geblieben ist wie in den dreißiger Jahren. Seit vier Jahren heißen die Theaterwochen übrigens „Heidelberger Schloßfestspiele“.

Auch in Marienburg besaßen die Reichsfestspiele Vorläufer. Allerdings reichen sie nur bis in die zwanziger Jahre zurück.

Nach den Befreiungskriegen hatte die mittelalterliche Ordensburg eine neue Bedeutung als Nationaldenkmal angenommen. Triebfeder war Theodor von Schön, seit 1816 Ober-

präsident zunächst Westpreußens, ab 1824 auch Ostpreußens. 1829 wurden beide Provinzen unter seiner Leitung vereinigt. Schön wollte aus der Marienburg eine preußische Walhalla machen; ein „Pantheon der Provinzen Preußens“, wie es in einem Landtagsbeschuß des Jahres 1831 heißt<sup>51</sup>). In der Burg sollten die preußischen Landtage abgehalten werden. Immerhin gelang es, Friedrich Wilhelm IV. für die Burg zu begeistern. Sie gehörte zu den vier von ihm geförderten Restaurierungsobjekten des Mittelalters, außer der Burg Hohenzollern, der Burg Stolzenfels und dem Kölner Dom<sup>52</sup>). Für den späteren König von Preußen wurde 1822 im großen Remter des Hochmeisters eine Festversammlung gegeben, bei der ein Sprecher im historischen Kostüm auftrat<sup>53</sup>). Zu jener Zeit verfaßte Eichendorff seine 1830 veröffentlichte Geschichte Heinrich von Plauens mit dem Titel „Der letzte Held von Marienburg“.

Unter Kaiser Wilhelm II. wurde die Marienburg zur Residenz. Im Winterremter richtete man ihm eine Wohnung ein. Er hat die Burg etwa fünfzigmal besucht. An die Kaisermanöver schlossen sich Feste auf der Burg an. Deren Höhepunkte bildeten Festzüge, z. B. am 5. Juni 1902 mit Mitgliedern des Deutschen Ordens aus Österreich und der Deutschordensballei Utrecht, sowie deutschen und englischen Johannitern, und vier preußischen Offizieren im Kostüm der Ritter des Deutschen Ordens<sup>54</sup>).

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde aus der Marienburg u. a. ein Denkmal der Schlacht bei Tannenberg, die im August 1914 für die Deutschen siegreich ausgegangen war. Noch 1918 erhielt das zum Mühlgraben hin gelegene Tor den Namen Hindenburgs. Zu Hindenburgs 80. Geburtstag wurde 1927 bei dem Tor ein Turm wiedererrichtet, der ebenfalls seinen Namen trug. Außerdem wurde Hindenburg Ehrenbürger der Stadt, die jetzt ein Ziel von Grenzlandfahrten bildete<sup>55</sup>).

Im Dritten Reich suchte Alfred Rosenberg

die Marienburg für seine Lehren zu vereinbaren. Im Jahr 1934 trug er im großen Remter eine Art nationalsozialistischer Verfassungslehre vor, die auf dem Ordensgedanken gründete. Zwischen dem Führer und seinem Volk sollte das Treueverhältnis des Ritterordens herrschen. Noch 1939 spielte das „Volksrittertum“ in Rosenbergs „Thesen unserer Weltanschauung“ eine Rolle<sup>56</sup>).

Im Frühjahr 1937 wurde die Marienburg zur „Burg des deutschen Jungvolks“ erklärt, in der Reichsjugendführer Baldur von Schirach alljährlich den neuen Jahrgang symbolisch in die „Hitler-Jugend“ aufnahm<sup>57</sup>). Die Feier wurde im Rundfunk übertragen.

In Marienburg Festspiele aufzuführen, wurde im Jahr 1921 angeregt. Zu diesem Zeitpunkt galt die Marienburg als „geistiger Mittelpunkt des deutschen Ostens“ und „Sinnbild deutscher Kultur im Osten“<sup>58</sup>). Die Erinnerung an das Mittelalter diente dabei zum Vorwand, das Deutschtum zu pflegen. Diesem Ziel widmete sich der am 3. Juli 1921 gegründete Marienburgband: „Er will das Verständnis für die Marienburg und die Kenntnis der Geschichte und Eigenart des Ordenslandes und seiner Bevölkerung verbreiten und vertiefen und so das Deutschtum stärken“<sup>59</sup>). Der Bund wollte nach dem Vorbild von Zoppot und Bayreuth Festspielwochen organisieren, die ersten im Jahr 1922. Die Anregung ging von Dr. Dütschke aus Neufahrwasser aus. Carl Lange aus Oliva griff sie im Juli 1921 auf: „Die Tore der Marienburg sollen in dieser Festspielwoche dem Volk geöffnet werden, damit die Kraft, die aus ihren Mauern wie ein Strom uns durchflutet, der Gesundheit und dem Wiederaufbau unseres Vaterlandes dient“<sup>60</sup>). Den Charakter der Festspiele stellte sich Carl Lange, einer der Initiatoren, volkstümlich mit allerlei Aktivitäten vor: „Es ist ein Festspiel und ein Festzug, ein Volksfest mit Wettkämpfen deutscher Art geplant. In den Nachmittagen werden Volkstänze, Chorgesänge, Instrumentalmusik als Musterveranstaltungen



deutscher Art veranstaltet. Ferner finden Vorträge über das Wesen der Marienburg und Führungen im gleichen Sinne statt. Dabei wird die Staats- und Innengeschichte des deutschen Ritterordens besonders berücksichtigt. Es ist an den Burghof als Freilichtbühne gedacht. Einer der Unterhaltungsabende wird ein Sängerefest auf der Marienburg bringen." Das Vorbild des Festzugs und des Volksfests lieferten der Trachtenzug und das Volksfest der Kärnter während einer Schutzbundtagung in Klagenfurt: „Hier zeigte sich eine alle Parteien und Kreise überbrückende Volksgemeinschaft"<sup>61</sup>). Ein Bekenntnis zum Deutschtum einschließlich Österreichs war abgelegt worden. Die nächste Tagung des Schutzbunds sollte in der Marienburg stattfinden. Schließlich schlug Lange noch vor, ein Preisausschreiben für ein Festspiel zu veranstalten. Dabei sollten ostdeutsche Dichter bevorzugt werden, „da sie durch ihre inneren Beziehungen zur Heimat dafür berufen sind"<sup>62</sup>).

Den Auftrag, ein Marienburg-Festspiel zu verfassen, erhielt schließlich 1927-28 Ernst Hammer (1878-1950) aus Marienfelde. Hammer schrieb im Laufe seines Lebens über 30 Dramen über historische Stoffe, u. a. über Judas Ischariot, Klytemnästra, Genevieve, Yorck und Schill<sup>63</sup>). Für den Marienburgbund entstanden „Bartholomäus Blume“, die deutsche Passion „Tannenberg“, das Preußendrama „Heinrich von Plauen“ und „Herkus Monte“. Davon wurde jedoch nur „Bartholomäus Blume“ aufgeführt, und zwar zuerst am 24. und 25. Juni 1928. Die Hauptrolle spielte Hans Mühlhofer (Berlin). Etwa 30 Berufsschauspieler wirkten mit, außerdem 500 Bürgerinnen und Bürger der Stadt. Die Regie übernahm der Oberregisseur der Zoppoter Wagnerfestspiele Hermann Merz. Das Stück spielte am historischen Ort des Geschehens, dem Platz vor dem alten Rathaus. Bernhard Pawelcik, früher Erster Bürgermeister von Marienburg, faßte die Handlung 1950 zusammen<sup>65</sup>).

Nach vierjähriger Belagerung und Verteidigung der Stadt sehnen sich die Bürger im Jahr 1460 nach Rettung und Frieden. Doch Bürgermeister Bartholomäus Blume setzt sich entschieden für ein weiteres Ausharren ein. Da bekennt ein Knecht, daß er den Feinden eine schwache Stelle in der Stadtmauer verraten hat. Ein vernichtender Sturm der Belagerer steht bevor. In dieser Situation gibt der tapfere Bürgermeister mit seinem Stadtrat in Erkenntnis der Aussichtslosigkeit den Kampf auf. Er übergibt die Stadt. Darauf halten die Sieger Gericht über den Bürgermeister. Er wird zum Tod des Vierteilens verurteilt. Die Bürgerschaft wird begnadigt. Blume nimmt von seiner Familie und den Bürgern Abschied und geht den Opfergang. Die Aktualität des historischen Geschehens kam zunächst darin zum Ausdruck, daß Marienburgs früherer Erster Bürgermeister Pawelcik noch 1950 forderte, das Stück am „Erinnerungstag der großen ost- und westpreußischen Volksabstimmung“ (11. Juli 1920) wieder aufzuführen<sup>65</sup>). Damals hatten im südlichen Ostpreußen nur 2%, in Westpreußen 7,5% der Stimmberechtigten für den Übergang an Polen gestimmt. Es handelte sich mithin um ein Symboldatum des Deutschtums. Marienburg lag in jenem Teil Westpreußens, der 1920 deutsch geblieben war. Vor der Marienburg wurde in Richtung der Stadt ein Abstimmungsdenkmal errichtet.

Hinzu kam der Vorbildcharakter der Märtyrerfigur Bartholomäus Blumes. In der kritischen Situation wählt er nach dem Vorbild Christi den eigenen Opfertod, um das Leben seiner Mitbürger zu schonen und sie zu retten. Daher bezeichnete Pawelcik das Stück noch 1950 als das „feierliche kultische Spiel vom tapferen Leben und mutiger Aufopferung dieses deutschen Bürgermeisters"<sup>66</sup>). Religiöse Motive wurden bewußt profaniert. Es handelte sich nicht einfach um eine Theateraufführung, sondern um eine kultische Handlung, durch die die prodeutsche Hal-

tung der Zuschauer verstärkt wurde. Die Marienburgfestspiele waren laut Pawelcik „Bekennnis und Gelöbniß, Volksgottesdienst und Volksfeier“ in einem. Sie galten als „Festspiele der Ostmark“<sup>67)</sup>.

In diesem Sinn ließ sich das Stück noch 1950 in revanchistischem Geist interpretieren. Pawelcik zitierte die beiden Herolde:

„Deutsche Nation, Gott sei dir gnädig!

Bleibe getrost in deinem Leide!

Siehe, die Tage fliehen dahin und die Jahre sind ein Vergehen.

Aber der Geist lebt und verjüngt die Zeit“<sup>68)</sup>.

Der gleiche Pawelcik hatte schon 1930 über die hinter dem Festspiel stehende Absicht analog geäußert: „Wie einst die berühmtesten Festspiele der Welt, die Oberammergauer Passionsspiele, in schwerer Zeit erwachsen, so sind auch die Marienburg-Freilichtfestspiele auf dem Boden der Not, der schweren Volksabstimmungskämpfe West- und Ostpreußens im Jahre 1920, entstanden“<sup>69)</sup>. Etwas später hieß es: „Diese Festspiele der Ostmark sind nicht nur für das Theater bedeutsam, sondern sie sollen frei von allen innenpolitischen und konfessionellen Tendenzen das Deutschtum gerade in dieser vom Reiche abgetrennten, Danzig nächstgelegenen deutschen Stadt, stärken und festigen“<sup>70)</sup>.

In den folgenden Jahren wurden die Stücke gewechselt. 1929 gab man Hans Francks „Volk in Not“. Es folgte vom 21. bis 23. Juni 1930 Goethes „Egmont“ mit der Musik Ludwig van Beethovens. Den Egmont spielte Karl Ebert aus Darmstadt, das Klärchen Gustl Pünkösdy aus Wien. Die musikalische Leitung hatte G. E. Lessing aus Danzig. In den Jahren 1931 und 1932 wiederholte man „Bartholomäus Blume“. 1931 wurde die Aufführung mit der 700-Jahr-Feier des Ordensstaats zusammengelegt. Hindenburg, der 1930 und 1931 die Schirmherrschaft übernahm, kam am 14. Juni 1931 nach Marienburg. Die Hauptrolle des Bartholomäus Blume spielte in diesem wie auch im folgen-

den Jahr Karl Wüstenhagen aus Hamburg. Zeitweise wurde zusätzlich an eine Aufführung des „Faust“ gedacht, die jedoch nicht zustande kam<sup>71)</sup>.

War bis dahin vor dem alten Rathaus gespielt worden, verlegte man den Schauplatz 1933 an das Abstimmungsdenkmal vor der Burg. Der Dichter Max Halbe hatte als Dank für die ihm 1925 zuerkannte Ehrenbürgerschaft das Historiendrama „Heinrich von Plauen“ verfaßt. Es spielte um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also etwa zeitlich mit dem „Götz“; nur eben in der sächsischen Amtshauptstadt Plauen an der Ostgrenze des Reichs. Wieder übernahm Karl Wüstenhagen die Titelrolle. 1934 fand keine Aufführung statt. Die Gründe sind nicht gesichert überliefert. Rainer Zacharias vermutete, sie hingen mit dem politischen Kurswechsel zusammen<sup>72)</sup>. Rainer Stommer wies darauf hin, daß mit dem Bau der erwähnten Thingstätte am Hindenburgtor vor der Burg begonnen worden war, dieser jedoch im September 1934 wegen Mangel an Thingspielen unterbrochen wurde<sup>73)</sup>.

1935 folgte wieder Goethes „Egmont“. Außerdem sollte auch wieder „Bartholomäus Blume“ gegeben werden, wurde jedoch abgesetzt. Für das Jahr 1936 ist überliefert, daß Goethes „Götz“ mit Karl Wüstenhagen in der Titelrolle zur Aufführung kam. Die Zahl der Zuschauer belief sich in den Jahren von 1928 bis 1936 auf anfangs 8000 bis 10 000, dann schließlich auf 22 000. Noch immer handelte es sich lediglich um Marienburg-Festspiele. Ihr vergleichsweise bescheidener Charakter, die Pause im Jahr 1934 und die Auswahl der Stücke wurden von Hartmut Boockmann mit Rücksichten auf den deutsch-polnischen Vertrag vom 26. Januar 1934 erklärt<sup>74)</sup>. Dieser sah beiderseitigen Gewaltverzicht und Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten des Nachbarn vor. Tatsächlich bestätigten Unterlagen im Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, daß vom Reichspropagandaministerium entsprechen-

de Rücksichten genommen wurden, um Polen nicht unnötig zu provozieren. Die Gründe für den Plan, parallel mit Heidelberg auch in Marienburg schließlich doch noch Reichsfestspiele abzuhalten, beruhen zunächst in der historischen Rolle. Das Schicksal der Burg eignete sich, einen historischen Vergleich zur Weimarer Republik zu ziehen. In einer Veröffentlichung von 1933 heißt es: „... es kommt der damaligen Zeit mit ihrem Ringen um den deutschen Begriff eine sehr seltsame Aktualität zu. Gescheitert ist diese Adelsrepublik christlichen Inhaltes und deutscher Nation nicht im Kampfe mit den Polen, sondern im Kampfe mit ihresgleichen ...“<sup>75</sup>). Und zwar soll das deutsche Volk an der Illusion gescheitert sein, beim polnischen Staat handelte es sich um einen Rechtsstaat im deutschen Sinne. Der Ordensstaat brach aufgrund der Unfähigkeit der Landesherren zusammen, „eine bodenständige, erdgebundene Synthese zwischen staatlichem Wohl und dem inneren Gesetz der deutschen Menschen zu finden“<sup>76</sup>). Der Autor Wilhelm v. Kries hob hervor, daß es ein Fehler der Ordensleute war, sich auf Handel und Kommerz einzulassen, indem sie schon im 14. Jahrhundert das Außenhandelsmonopol für sich beanspruchten und dadurch den Widerstand des Bürgertums in den Städten und des Adels auf dem Land, besonders der freien Hansestadt Danzig, heraufbeschworen. Der deutschen Art - begriffen im Sinn der Ideologie des Dritten Reichs - liegt nicht der Handel, sondern das Leben des Geists, für den als Belege die Staatsbildung im Osten, das deutsche Recht und die Philosophen Kant und Schopenhauer sowie der Astronom Kopernikus zitiert werden. Bezogen auf die Reichsfestspiele heißt dies, daß der Lebensraum im Osten mit den Waffen des Geists erobert werden sollte. Die Wahl von Marienburg lieferte ein Symbol für den deutschen Gebietsanspruch: „Damit wurde zum Ausdruck gebracht, daß der politische Mittel-

punkt des um Pommerellen erweiterten Ordensstaates nunmehr im Weichsellande lag“<sup>77</sup>).

Die für das Jahr 1933 herausgearbeiteten Motive spielten bei den geplanten Reichsfestspielen durchaus eine Rolle, wie das Programmheft des Jahrs 1937 belegt: „Marienburg trägt eine Tradition, die das 700jährige Lebensschicksal des deutschen Ostens verkörpert. Die besten Söhne unseres Volkes haben für dieses Land gekämpft und geblutet. Die Marienburg ist ihr Vermächtnis, für uns das Erbe einer großen Vergangenheit, das wir in Ehrfurcht verwalten wollen. Im Dienste dieser Aufgabe stehen die Marienburg-Festspiele. Sie wollen aus der ewigen Kraftquelle unseres Volkstums schöpfen, wie einst zur Zeit des machtvollen Ordensstaates heute in anderen Formen deutsches Kulturgut ausstrahlen und damit eine kulturelle Mission für unser Grenzland-Volk und für unsere Auslandsdeutschen erfüllen“<sup>78</sup>). Daß dies mehr als nur hohle Worte, vielmehr ernst zu nehmende Absichten waren, belegt ein Schreiben des im Reichspropagandaministerium zuständigen Referenten Dr. Krieg an Goebbels vom 25. März 1937: „Die Marienburger Festspiele sind in einer etwas anderen Form als der vorgelegten schon seit mehreren Jahren durchgeführt worden, um dadurch zu einer Zeit des Jahres den Deutschen Westpreußens, der abgetrennten Gebiete und Danzigs eine Möglichkeit und einen Anlaß zu geben, sich zu einem künstlerisch hochwertigen Festspiel in Marienburg zu versammeln und so mit deutschem Theater und deutscher Festgestaltung wieder in Berührung zu kommen. Hierin liegt die besondere Bedeutung der Veranstaltung und die besondere Bedeutung des für die Veranstaltung gewählten Ortes. Von Marienburg aus wird leichter als z. B. von Danzig aus eine kulturpolitische Einwirkung auf die abgetrennten ehemaligen deutschen Ostprovinzen möglich sein, die unter allen Umständen ausgenutzt werden muß. Die Ausstrahlung

von kulturpolitischen Veranstaltungen an die polnischen Westprovinzen von Westpreußen aus ist sehr groß und findet einen außerordentlich lebhaften Widerhall<sup>79)</sup>). Damit wurde zugegeben, daß sich die Nazis nicht an den von ihnen 1934 geschlossenen Vertrag hielten, sondern ihn gezielt verletzten.

Im Jahr 1937 nahmen die Marienburg-Festspiele einen anderen Charakter an, indem sie durch die Unterstützung des Reichspropagandaministeriums und Goebbels' Schirmherrschaft faktisch zu Reichsfestspielen aufgewertet wurden, allerdings ohne diesen Titel zu führen. Zum erstenmal wurde in der Burg gespielt. Die Anregung ging von Regierungspräsident von Keudell aus. Er entwarf am 23. März 1937 ein Programm für die Tage vom 26. bis 30. Juni. Es begann mit einem Konzert des Philharmonischen Orchesters in des Hochmeisters großem Remter. Vor dem alten Rathaus sollte Hammers Ordensfestspiel „Bartholomäus Blume“ aufgeführt werden, bei einer Matinee das Collegium Musicum von Prof. Diener aus Berlin in der Burg auftreten. Für eine Abendveranstaltung waren Rezitationen zeitgenössischer Dichter vorgesehen. Schließlich sollte zum Abschluß in der Burg das Deutsche Requiem von Brahms aufgeführt werden.

Die Festspielwoche war von 1937 an jährlich geplant. Der Termin im Juni lag zwischen Heu- und Körnerernte, mit Rücksicht darauf, daß es sich bei Ostpreußen - der Rest Westpreußens wurde im Dritten Reich zu Ostpreußen gezählt - um eine Agrarprovinz handelte. Zur Eröffnung erhoffte man sich die Anwesenheit Hitlers, der am 26. Juni mit „600 alten Kämpfern“ auf der Marienburg weilen sollte<sup>80)</sup>.

Eine entscheidende Programmänderung ergab sich dadurch, daß zwischen dem 18. und 20. Juni 1937 dreimal der „Götz“ mit Heinrich George und Berta Drews sowie nicht weniger als 600 Komparsen aufgeführt wurde. Wie in Heidelberg hatte George auch die künstlerische Gesamtleitung. Da die

Aufführungen im Burghof stattfanden, hing ihr Gelingen vom Wetter ab. Die zweite Vorstellung war davon bereits beeinträchtigt, die dritte mußte gar nach einer Stunde wegen starkem Regen abgebrochen werden. Immerhin waren die beiden ersten Vorstellungen mit je 2500 Zuschauern ausverkauft. Für die kommenden Jahre plante man die Bühne um 90° zu drehen, damit 3400 bis 4000 Zuschauer Platz fänden<sup>81)</sup>. Doch wurde ab 1937 nicht mehr weitergespielt. Es hatte nämlich Unregelmäßigkeiten bei der Finanzierung gegeben.

Das Reichspropagandaministerium übernahm die Kosten des Philharmonischen Konzerts, des Schauspiels und der Abendveranstaltung mit dem Königsberger Collegium Musicum. Sie beliefen sich auf 15 000 RM. Das Reichsinnenministerium schloß weitere 5000 RM zu. Stadt, Kreis und Provinz leisteten eine Ausfallgarantie von 10 000 RM. Träger der Veranstaltung war nach wie vor der Marienburgbund. Bei seiner Abrechnung vom 28. Juli 1937 ergab sich ein Fehlbetrag von über 15 000 RM, einem Drittel der Gesamtkosten<sup>82)</sup>. Zur Deckung der dringenden Verbindlichkeiten mußte ein Darlehen aufgenommen werden. Im folgenden Jahr fehlte auch dem Reich das nötige Geld. Der Einsatz der Legion Condor in Spanien kostete 1938 das Propagandaministerium hohe Summen. Dennoch gingen die Überlegungen noch bis 1939 weiter<sup>83)</sup>.

Neben dem finanziellen Defizit wirkte sich in Marienburg negativ aus, daß die Salzburger Festspiele ab 1938 unter der persönlichen Obhut von Goebbels als Mozart-Festspiele inszeniert wurden. In einer Publikation über das Propagandaministerium waren 1940 Reichsfestspiele nur noch für Heidelberg und Salzburg vorgesehen<sup>84)</sup>.

Außerdem war die unmittelbare Kriegsvorbereitung im Sommer 1938 bereits in vollem Gang. Man plante kurze Angriffskriege mit Überraschungssiegen. Schon im August 1938 wurden beim Heer Propagandakompa-

nien eingerichtet. Die Kriegsrüstung band nicht nur das Geld für andere Zwecke, sondern ließ die Kulturpropaganda der Reichsfestspiele als überflüssig erscheinen. Goeb-

bels kommentierte am 21. August 1938 in seinem Tagebuch: „Damit ist unsere kriegsmäßige Arbeit ins Rollen gekommen.“

---

### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Vgl. Deutsche Festspiele 1934. Otto Laubingers Programmrede, in: Theater-Tageblatt. Deutscher Theaterdienst Nr. 1347/48, Donnerstag, 25. Januar 1934. Stadtarchiv Heidelberg (StA HD) Nr. 215, Fasz. 5. Besonders Herrn Peter Herbold gilt der Dank für freundliche Hilfe. Die Bearbeitung des Themas wurde durch Frau Bärbel Rudin M. A. veranlaßt, der Text als Vortrag bei den 2. Kieselbronner Gesprächen gehalten.

<sup>2)</sup> Zit. n. ebd.

<sup>3)</sup> Zit. n. ebd.

<sup>4)</sup> Vgl. Carl W. Speyer, Zur Geschichte des Theaters im Heidelberger Schloß, in: Heidelberger Festspiele 1926, 31. Juli bis 22. August, Programmheft Heidelberg 1926, S. 12-16.

<sup>5)</sup> Vgl. Meinhold Lurz, Tradition der Heidelberger Schloß-Spiele, in: Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 155, 10. Juli 1975.

<sup>6)</sup> Dr. Paul Bourfeind, Vom Sinn des Festspiels, in: Heidelberger Festspiele 1926, Programmheft Heidelberg 1926, S. 5.

<sup>7)</sup> Rudolf K. Goldschmit, Heidelberg als Festspielstadt, in: Festspielbuch Heidelberger Festspiele 1928, 21. Juli - 15. August, S. 6-7.

<sup>8)</sup> Zit. n. ebd. S. 7-8.

<sup>9)</sup> Zit. n. ebd. S. 12.

<sup>10)</sup> Festspielbuch Heidelberger Festspiele 1927, 23. Juli - 17. August.

<sup>11)</sup> Festspielbuch Heidelberger Festspiele 1928, 21. Juli - 15. August.

<sup>12)</sup> Festspielbuch Heidelberger Festspiele 1929, 20. Juli - 14. August, S. 49.

<sup>13)</sup> Unterlagen im StA HD Nr. 214 a, Fasz. 5-6.

<sup>14)</sup> Heidelberger Neueste Nachrichten Nr. 281, 30. November 1929.

<sup>15)</sup> Lt. Unterlagen im StA HD Nr. 214 a, Fasz. 6.

<sup>16)</sup> StA HD Nr. 214 a, Fasz. 2.

<sup>17)</sup> StA HD Nr. 215, Fasz. 5.

<sup>18)</sup> Reichsfestspiele Heidelberg 1934. Festspielbuch 1934.

<sup>19)</sup> Sammlung von Zeitungsausschnitten in StA HD Nr. 215, Fasz. 1.

<sup>20)</sup> Volksgemeinschaft Nr. 174, 29. Juni 1934.

<sup>21)</sup> Vgl. Hakenkreuzbanner Nr. 308, 9. Juli 1934.

<sup>22)</sup> Volksgemeinschaft Nr. 190, 15. Juli 1934.

<sup>23)</sup> Der Deutsche Nr. 162, 15. Juli 1934.

<sup>24)</sup> Hakenkreuzbanner Nr. 343, 30. Juli 1934.

<sup>25)</sup> Vgl. Meinhold Lurz, Die Heidelberger Thingstätte. Die Thingbewegung im Dritten Reich: Kunst als Mittel politischer Propaganda. Dokumentation hg. v. Schutzgemeinschaft Heiligenberg, Heidelberg 1975, S. 63-73. Rainer Stommer beschrieb die Heidelberger Ereignisse wegen der Verlegung als „Ein verpatzter Höhepunkt - ein vertuschter Eklat“ (Rainer Stommer, Die inszenierte Volksgemeinschaft. Die „Thing-Bewegung“ im Dritten Reich, Marburg 1985, S. 73-79). Dies ist jedoch sicher übertrieben. Die Verlegung der Thingstätten-Ausstellung von der Stadthalle in das Rathaus bedeutet allenfalls eine Aufwertung. Die Aufführungen der HJ fanden - im Gegensatz zu Stommers Meinung - sehr wohl statt. Die Heidelberger Thingstätte wurde nicht rechtzeitig fertig, weil man wider Erwarten in geringer Tiefe auf hartes Gestein gestoßen war.

<sup>26)</sup> Zit. n. Der Führer Nr. 182, 5. Juli 1934.

<sup>27)</sup> Vg. M. Lurz, Die Heidelberger Thingstätte a. a. O. S. 105-106.

<sup>28)</sup> General-Anzeiger Ludwigshafen a. Rh. Nr. 164, 17. Juli 1934.

<sup>29)</sup> Vgl. Anm. 1.

<sup>30)</sup> Vgl. M. Lurz, Die Heidelberger Thingstätte a. a. O. S. 110-155.

<sup>31)</sup> Reichsfestspiele Heidelberg 1935. Festspielbuch Heidelberg 1935.

<sup>32)</sup> Sitzung des Beirats für kulturelle Angelegenheiten, StA HD Nr. 215, Fasz. 6.

<sup>33)</sup> Lt. Schreiben von OB Neinhaus an den Badischen Minister des Kultus und Unterricht vom 19. Mai 1936. StA HD Nr. 215, Fasz. 6.

<sup>34)</sup> Vermerk von Bgm. Wetzel vom 8. Oktober 1935. StA HD Nr. 215, Fasz. 6 a.

<sup>35)</sup> Schreiben von OB Neinhaus an Reichskulturwalter Franz Moraller vom April 1937. StA HD Nr. 215, Fasz. 6.

<sup>36)</sup> Zit. n. Heidelberger Neueste Nachrichten Nr. 167, 21. Juli 1937.

<sup>37)</sup> StA HD Nr. 215, Fasz. 11.

<sup>38)</sup> Vgl. M. Lurz, Die Heidelberger Thingstätte, a. a. O. S. 39.

<sup>39)</sup> Vgl. Rainer Stommer, Die inszenierte Volksgemeinschaft, a. a. O. S. 127-142.

<sup>40)</sup> Heidelberger Neueste Nachrichten Nr. 164, 16. Juli 1938.

<sup>41)</sup> Vgl. Heidelberger Neueste Nachrichten Nr. 190, 16. August 1938.

<sup>42)</sup> Lt. Bericht in Heidelberger Neueste Nachrichten Nr. 115, 19. Mai 1939.

<sup>43)</sup> Lt. Unterlagen in StA HD Nr. 215, Fasz. 7.

<sup>44)</sup> Vgl. Meinhold Lurz, Erweiterung und Neugestaltung der Heidelberger Stadtmitte. Pläne vor, während und nach dem Dritten Reich zur Verlegung des Hauptbahnhofes und zur Neugestaltung der frei werdenden Gleisanlagen im Bereich der heutigen Kurfürstenanlage, in: Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte. Eine Schriftenreihe der Stadt Heidelberg, hg. v. Günter Heinemann, Heft 1/1978, S. 18-19, 37-46, 61-63

<sup>45)</sup> Lt. Unterlagen in StA HD Nr. 215, Fasz. 10.

<sup>46)</sup> Lt. Unterlagen in StA HD Nr. 215, Fasz. 6-6 a.

<sup>47)</sup> Schreiben an OB Neinhaus vom 11. April 1935; in StA HD Nr. 215, Fasz. 6.

<sup>48)</sup> Schreiben von OB Neinhaus an Dr. Ernst Leopold Stahl, München, vom 23. Juli 1935.

<sup>49)</sup> StA HD Nr. 215, Fasz. 6.

<sup>50)</sup> Vgl. Meinhold Lurz, Tradition der Heidelberger Schloß-Spiele, in: Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 156, 11. Juli 1975.

<sup>51)</sup> Zit. n. Hartmut Boockmann, Das ehemalige Deutschordensschloß Marienburg 1772-1945. Die Geschichte eines politischen Denkmals, in: Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte Bd 1, Göttingen 1972, S. 115. Über die Marienburg-Festspiele erscheint demnächst eine weitere Veröffentlichung des Verfassers mit dem Titel „Die Marienburg-Festspiele. „Stützung des Deutschtums in Westpreußen“, hg. v. Bärbel Rudin.

<sup>52)</sup> Vgl. ebd. S. 130.

<sup>53)</sup> Vgl. ebd. S. 121.

<sup>54)</sup> Vgl. ebd. S. 143.

<sup>55)</sup> Vgl. ebd. S. 150-151.

<sup>56)</sup> Vgl. ebd. S. 154-155.

<sup>57)</sup> Vgl. ebd. S. 156.

<sup>58)</sup> Zitat Dr. Dütschke, zit. n. Carl Lange, Eine Festspielwoche des Ostens, in: Ostdeutsche Monatshefte 2. Jg. 1921, Hefte 4, Juli 1921, S. 182.

<sup>59)</sup> Zit. n. Bernhard Pawelcik (Hg.), Marienburg, 1918 bis 1923. Ein kommunaler Rückblick auf das erste Jahrfünft der Nachkriegszeit, Marienburg o. J. S. 100.

<sup>60)</sup> Lange a. a. O. (Anm. 58) S. 182.

<sup>61)</sup> Zit. n. ebd. S. 182.

<sup>62)</sup> Zit. n. ebd. S. 182.

<sup>63)</sup> Lt. Friedrich Albert Meyer, Ernst Hammer - Tragik um die Sendung eines westpreußischen Dramatikers, in: Westpreußen-Jahrbuch 1951/52,

S. 66-68. Der Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, gilt der Dank des Verfassers für freundliche Hilfe.

<sup>64)</sup> Bernhard Pawelcik, Die Marienburgfestspiele, in: Westpreußen-Jahrbuch 1/1950, S. 32-33.

<sup>65)</sup> Ebd. S. 33.

<sup>66)</sup> Zit. n. ebd. S. 33.

<sup>67)</sup> Zit. n. ebd. S. 31.

<sup>68)</sup> Zit. n. ebd. S. 33.

<sup>69)</sup> Bernhard Pawelcik (Hg.), Marienburg, Berlin 1930. S. 39.

<sup>70)</sup> Zit. n. ebd. S. 40.

<sup>71)</sup> Lt. Rainer Zacharias, Aus Marienburgs kulturellem Leben, in: Neues Marienburger Heimatbuch, Herford 1967, S. 435-439. Vgl. Fritz Leser, Marienburg als Festspielstadt, in: Der Ostpreuß. Heimatjahrbuch für den Kreis Marienburg 1936, Pillkallen/Königsberg o. J. S. 42-44. Carl Lange, in: Ostdeutsche Monatshefte 18/1937, S. 306-307.

<sup>72)</sup> Zacharias ebd. S. 437.

<sup>73)</sup> Rainer Stommer, a. a. O. (Anm. 25) S. 224. Der Verfasser dankt Herrn Dr. Rainer Stommer, Dortmund, für freundliche Hilfe. Die Ungenauigkeiten in Stommers Text wurden stillschweigend korrigiert.

<sup>74)</sup> Boockmann a. a. O. (Anm. 51) S. 151, Anm. 178.

<sup>75)</sup> Wilhelm v. Kries, Der Korridor als deutsches Problem, in: Friedrich Heiss und A. Hillen Ziegfeld (Hg.), Deutschland und der Korridor, Berlin 1933, S. 57.

<sup>76)</sup> Ebd. S. 59.

<sup>77)</sup> Bildunterschrift zu Marienburg im Bildteil des Buchs; Titel „Das Gesicht des Ostlandes“.

<sup>78)</sup> Zit. n. Programmhefte „Marienburg-Festspiele 1937 in der Marienburg 18. 19. 20. Juni“.

<sup>79)</sup> Bundesarchiv Koblenz (BA KO), R 55, Nr. 724, S. 140-141.

<sup>80)</sup> Lt. Schreiben von Regierungspräsident von Keudell an den Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda vom 23. März 1937, in: BA KO, R 55, Nr. 724, S. 131-132.

<sup>81)</sup> Lt. Aktenvermerk von Dr. Krieg vom 6. Juli 1937.

<sup>82)</sup> Vgl. Unterlagen in BA KO, R 55, Nr. 724.

<sup>83)</sup> Vgl. Unterlagen im Bundesarchiv, Abteilung Potsdam, Nr. 50.01/445 (Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda).

<sup>84)</sup> Vgl. Georg Wilhelm Müller, Das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Berlin 1940, S. 27-28, Joseph Wulf, Theater und Film im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Gütersloh 1964, S. 56-57.

## Seit über 100 Jahren ringen Denkmal- freunde um die Erhaltung der Ruine Schauenburg an der badischen Bergstraße

Christian Burkhart, Dossenheim

Im Jahr 1982 begann eine Gruppe von Burgenfreunden aus Dossenheim und Umgebung unter Anleitung der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg mit Sicherungsarbeiten an der Ruine Schauenburg. Diese hat sich inzwischen im Raum Heidelberg-Mannheim zu einem beliebten Ausflugsziel entwickelt, und die Bevölkerung verfolgt interessiert den Fortgang der bestandserhaltenden Maßnahmen. Was aber den wenigsten, die die Ruine heute besuchen oder in der regionalen Tagespresse über die Bemühungen der Dossenheimer Burgengruppe lesen, noch bekannt ist: Die „Schauenburger“ sind nicht die ersten, die sich um die Anlage bemühen.

### Beschreibung der Anlage

Die Schauenburg ist die baulich und geschichtlich bedeutsamste von vormals sieben mittelalterlichen Wehranlagen auf der heutigen Dossenheimer Gemarkung. Sie liegt nördlich des Ortes, in ca. 270 m Höhe NN, auf einem Sporn am Südwesthang des Ölbergs, über dem Eintritt des Kalkofentals in die Ebene, wo die alte Bergstraße vorüberführt. Die nach Süden, Westen und Norden steil abfallende Kuppe ergab eine günstige topographische Situation für den Burgenbau. Von einem breiten und tiefen Graben umgeben, war die Burg zur östlichen Bergseite hin, von woher im Falle eines Angriffs alleine der Zugang erfolgen konnte, durch eine mächtige, gewinkelte Schildmauer geschützt.

Deren zur Angriffsseite deutene Spitze wurde durch einen eingebundenen Bergfried zusätzlich verstärkt. Charakteristisch für das Erscheinungsbild der ansonsten aus Bruchsteinen des an der Baustelle anstehenden Quarzporphyrs errichteten Anlage, sind die besonders im Bereich der Bergfried-Schildmauer verwendeten, sorgfältig behauenen Sandsteinquader, die im Fundament sowie an den Ecken und Kanten, darüber hinaus aber auch wahllos in der Mauerschale und sogar im Füllmauerwerk vorkommen. Offenbar handelt es sich um Spolien einer älteren Burg - vielleicht einer Vorgängeranlage an gleicher Stelle - die, beachtet man den fortschrittlichen Grundriß der Schauenburg, etwa im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts durch diese ersetzt wurde. Die Schauenburg reiht sich somit zwanglos in die Entstehungszeit der benachbarten Bergsträßer Höhenburgen (z. B.: Burg Strahlenberg über Schriesheim, um 1237) ein.

Auf der Nordseite der ovalen Kernburg liegen neben den als Kapelle und Abortturm gedeuteten Fundamenten die Mauerreste des großzügig dimensionierten, einst mehrstöckigen Palas. Funde von Architekturteilen, bunt glasierten gotischen Halbzylinder-Ofenkacheln, ornamentierten Fußbodenfliesen und Fensterglas belegen seine vormals repräsentative Gestaltung und Ausstattung. Diese Mauerreste zählen wegen ihres in der Technik des *opus spicatum* oder Fischgrätverbandes aufgeführten Kerns mit zu den ältesten Teilen der Burg.



*Die Ruine Schauenburg aus der Perspektive eines Drachenfliegers*

Foto: Michael Black 1993

Jünger scheinen die Wirtschaftsgebäude der Südseite zu sein, darunter wohl die 1339/41 genannte Burgküche und das Backhaus. Jünger als die Kernburg und der südöstliche Torzwinger mit dem Wachhaus sind auch die äußere Ring- bzw. Zwingermauer und die Anlagen der südöstlich vorgelagerten Vorburg mit wenigstens einem, nach Südosten vorspringenden Schalenturm und den erst 1420 und 1431 genannten Burgmannenhäu-

sern sowie der nachträglich vor das äußere Burgtor gesetzte Torbau mit der über drei Brückenpfeiler führenden Zugbrücke. Wer durch dieses Tor gegangen war, mußte noch drei Zwischentore passieren, ehe er in die höhergelegene Kernburg kam. Die Wasserversorgung der Burgbewohner erfolgte mittels einer Wasserleitung aus tönernen Rohren, die von einer weit oben im Kalkofental entspringenden Quelle gespeist wurde. Über



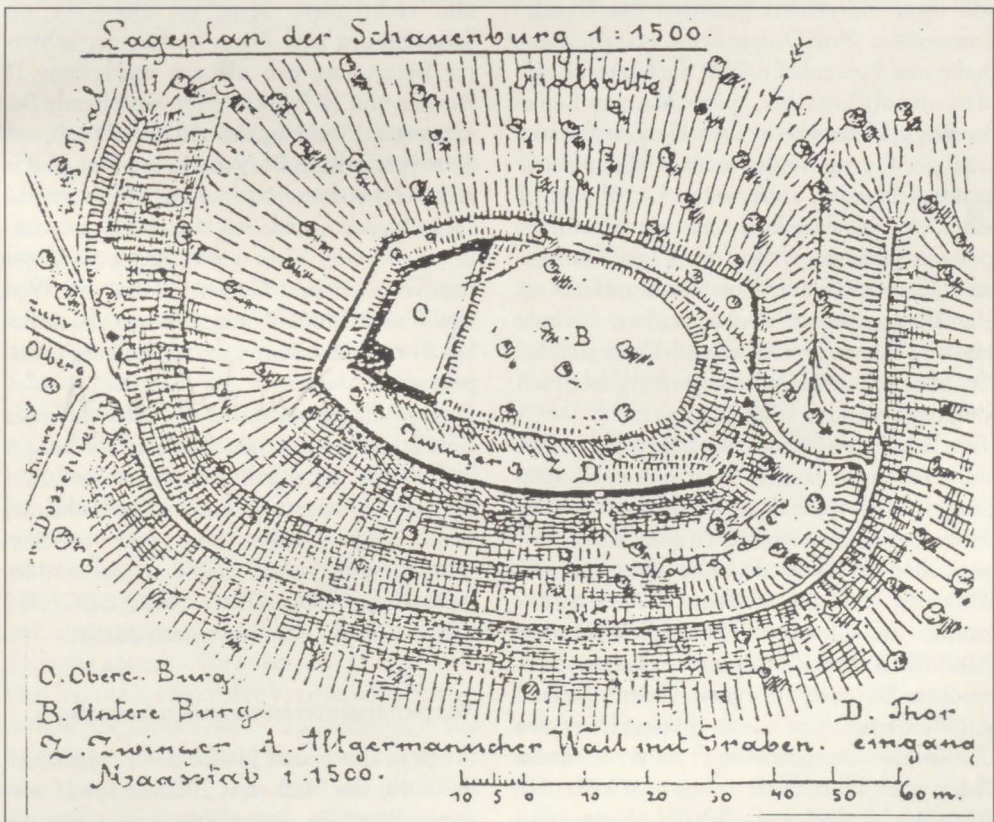
die Lage einer Zisterne, in der Wasser für Notzeiten gesammelt wurden, gibt es bislang nur Vermutungen.

### Geschichtlicher Überblick

Die Existenz der Burg ist erstmals 1130 durch den sich nach ihr nennenden Edlen Gerhard von Schauenburg urkundlich belegt. Dieser gehört zum Familienkreis derer von Backnang, Wolfsölden und Winnenden, die mit den Grafen von Calw in enger, wahrscheinlich verwandtschaftlicher Beziehung standen, und dürfte kurz vor 1130 im Anhang des Pfalzgrafen Gottfried von Calw

(1075-1131) vom mittleren Neckar an die Bergstraße gekommen sein. Hier mußten sich die Wolfsöldener wohl zunächst gegen den Lorsch Klöstervogt Berthold von Hohenberg-Lindenfels durchsetzen, der, wie einzig der Codex Laureshamensis überliefert, um 1130 in einer erbitterten Fehde gegen den Speyrer Bischof Siegfried von Wolfsölden, den Bruder des ersten Herrn von Schauenburg, mit Feuer und Schwert aus seinen Burgen vertrieben wurde.

Neben jenem Speyrer Bischof (1126-1146) stellte die Familie im 12. Jahrhundert auch noch einen Abt des Klosters Lorsch (Sighart, 1167-1198). Letzteren bezeichnet der



Julius Naebers „Lageplan“ der Ruine Schauenburg aus dem Jahr 1891

Lorscher Chronist als Verwandten der Wittelsbacher. Nicht selten findet man Angehörige der verschiedenen Linien in den Urkunden der staufischen Kaiser und Könige, wobei sie häufig, wohl wegen ihrer Gerichtsrechte, den Grafentitel führen. Heiratsverbindungen mit Töchtern aus den Häusern der Grafen von Burgeck im 12. und der Grafen von Lauffen im frühen 13. Jahrhundert belegen ihren gesellschaftlichen Rang. Möglicherweise stammt ein Teil ihrer Bergsträßer Besitzungen aus dem Erbe der Grafen von Lauffen. Im 13. Jahrhundert galten sie nach den Wittelsbacher Pfalzgrafen als das vornehmste Geschlecht des Lobden-gaus. Im Schild führten sie damals das Wap-penbild eines nach (heraldisch) rechts stei-genden, gekrönten und bewehrten Löwen. Zu ihrer Herrschaft gehörten die Gemar-kungen der Orte Dossenheim, Handschuhs-heim und Neuenheim. Nur die letzteren bei-den sind als Lorscher, später Mainzer Lehen bezeugt. Dossenheim und die Burg waren adeliges Eigengut oder wurden dem Kloster schon frühzeitig entfremdet. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts in wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten, wie Verpfändungen und Übergriffe auf Wormser Kaufleute an der Bergstraße nahelegen, starben sie bald nach 1277 aus. Ihre Grablege dürfte sich bei St. Michael auf dem Heiligenberg bei Hei-delberg befunden haben.

Ihre Erben, die Herren von Magenheim, ver-äußerten nach langen Verhandlungen 1303 Burg und Herrschaft an Kurpfalz. Für seine Erwerbung, die damals „seit ältesten Zeiten“ als Lehen der Speyrer Kirche galt, mußte der Pfalzgraf 1312 die lehensherrliche Zustimmung des dortigen Bischofs einholen. Nur für kurze Zeit Burgmannlehen eines reichen Wormser Bürgers namens Johann Holderbaum, der dem Pfalzgrafen den Kaufpreis vorgestreckt hatte, kamen Burg und Herrschaft schon 1319 an den Mainzer Erzbischof. Dafür hatte sich Ludwig der Bayer aus dem Hause der Wit-

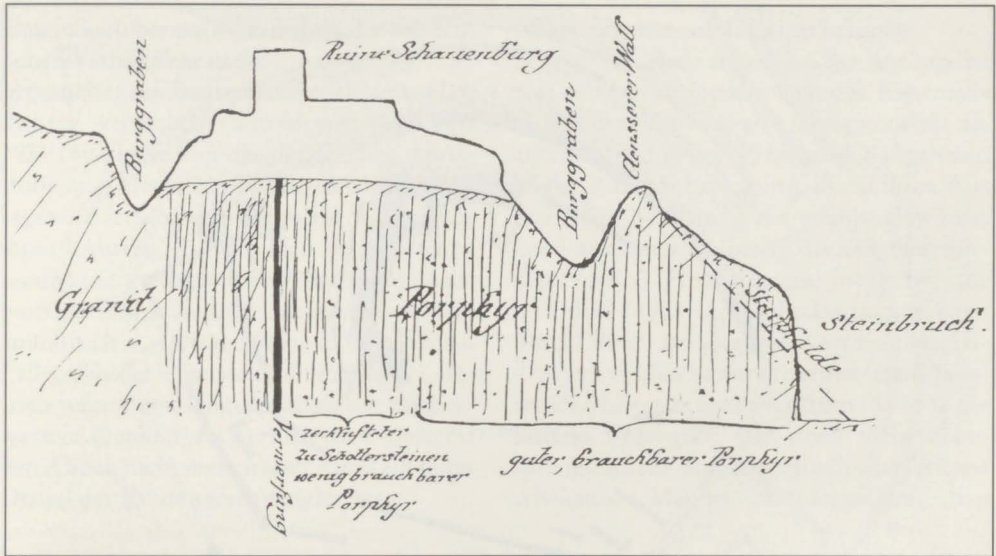
telsbacher Pfalzgrafen eingesetzt - wohl zum Dank für die kurmainzische Unterstützung bei seiner Wahl zum deutschen König im Jahr 1314.

Während der Mainzer Zeit erheblich erwei-tert, um- und ausgebaut und als Verwal-tungszentrum der Mainzer Vogtei Schauen-burg mit wechselnden Gefolgsleuten des Erzbischofs (Strahlenberger, Erbacher, Handschuhsheimer) besetzt, wurde der Burg im 15. Jahrhundert die Nähe zur pfalzgräfli-chen Residenz Heidelberg zum Verhängnis. Als sich der schon lange schwelende Kon-fликт zwischen Kurpfalz und Kurmainz im April 1460 zum offenen Krieg entwickelte, ließ Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche die Dörfer Handschuhsheim und Dossenheim durch den Vogt von Heidelberg plündern und verbrennen, bevor er selbst vor die Schauenburg zog. Nach fünftägiger schwe-erer Belagerung gab die aus wenigstens 18 Reitern und 30 Fußknechten bestehende Be-satzung am Sonntag, dem 20. April 1460, auf. Friedrich ließ die Burg niederbrennen und in sechs- bis siebenwöchiger Arbeit bis auf die Grundmauern schleifen. Reiche Beute, dar-unter 40 Fuder Wein und mehr als 50 Wagen mit Vorräten und Gegenständen von Wert sowie auch 10 000 Bäume aus dem abgeholz-ten Burgwald, ließ er nach Heidelberg trans-portieren.

Danach diente die Ruine der Dossenheimer Bevölkerung über Jahrhunderte als billiger Steinbruch. So sollen etwa Teile der alten, um 1480 wiederaufgebauten Dossenheimer Kirche mit Steinen von dort errichtet worden sein, woran eine lateinische Bau-inschrift an ihrem Turm - „1460 CECIDIT SCHAVENBURG“ - erinnern dürfte.

### **Wirtschaftsinteressen haben Vorrang**

Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhun-derts war die 1460 vom „Pfälzer Fritz“ zer-störte Burg die meiste Zeit vom Grün des Waldes verdeckt. Dann wurde die Ruine jäh



Schematische Darstellung der geologischen Verhältnisse bei der Ruine Schauenburg aus dem Jahr 1902 (Gemeindearchiv Dossenheim, A 352)

aus ihrem Dornröschenschlaf herausgerissen: Am südwestlichen Ende des Burgbergs begannen die Dossenheimer mit dem Abbau des als Schotter für den Straßenbau begehrten Quarzporphyrs.

1891 liefen die Denkmalfreunde der Umgebung, allen voran der Mannheimer Altertumsverein, gegen den direkt unterhalb der Schauenburg von der Gemeinde eröffneten „Schloßbruch“, der in ihren Augen eine ernste Gefahr für die Ruine darstellte, Sturm.

Im gleichen Jahr veröffentlichte Julius Naeher, der damals um die Schauenburg herum noch „einen altgermanischen Ringwall“ festgestellt haben will, erstmals einen „Lageplan“, der jedoch den Grundriß der Anlage nur unzureichend wiedergibt, fehlt auf ihm doch die gesamte Vorburg.

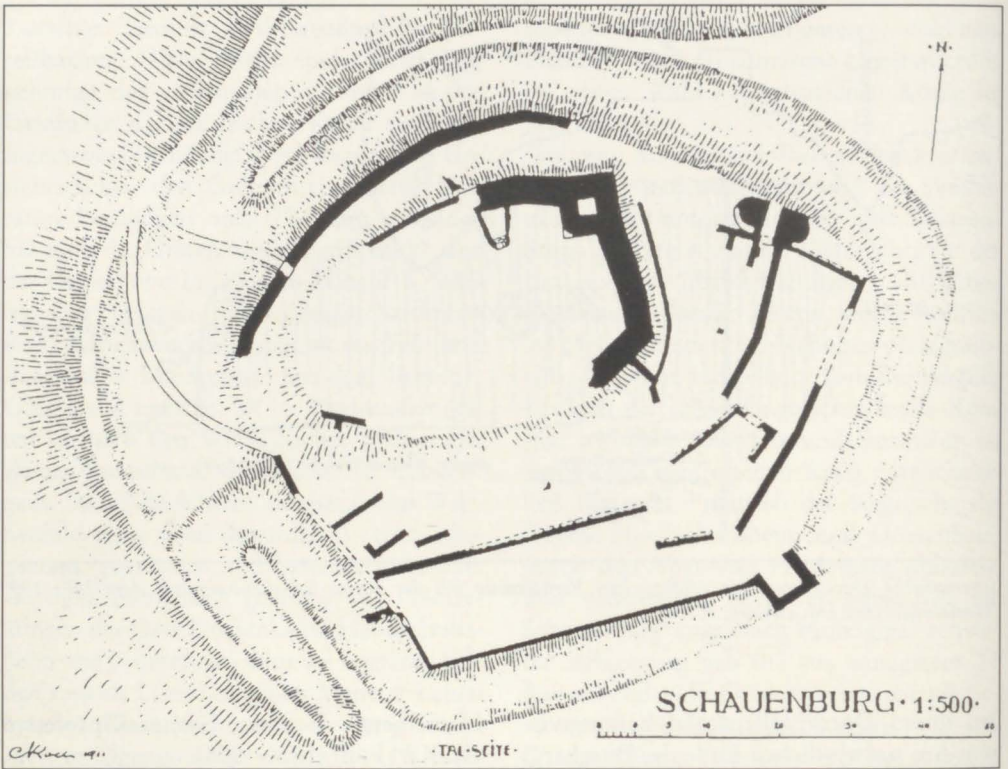
Den Versicherungen der Verwaltung der Gemeindeporphyrwerke Dossenheim, die Burgruine Schauenburg liege „ungünstig für den Bruchbetrieb“, sei aber „im nächsten Jahrzehnt nicht bedroht“, mißtraute auch der verdiente Erforscher der Geschichte des

Heidelberger Raumes, Gymnasialprofessor Dr. Karl Pfaff (1856-1908).

In der 1902 erschienenen zweiten Auflage seines Hauptwerkes „Heidelberg und Umgebung“ warnte er deshalb die Zeitgenossen, sie könnten noch zu ihren Lebzeiten Zeugen werden, „daß auch die ehrwürdige Schauenburg vom Erdboden verschwindet - wenn nicht baldigst auch in Baden Gesetze geschaffen werden, die diese (...) Kulturdenkmäler der Bergstraße zu schützen (...) vermögen.“

Auf sein Betreiben wurden im gleichen Jahr Teile der Anlage freigelegt und eingemessen. Der Grundriß wurde vom städtischen Geometer Kramer zeichnerisch in einem Plan festgehalten. Dieser Plan, der einzige authentische, der die Ruine noch in vollem Umfang abbildet, wird heute von der Archäologischen Abteilung des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg aufbewahrt.

Eine Verfügung des Großherzoglichen Bezirksamts in Heidelberg vom Sommer 1902, die der Gemeinde die Fortsetzung der



Karl Pfaffs Grundriß der Ruine Schauenburg in der 1913 veröffentlichten Reinzeichnung Carl Kochs

Sprengarbeiten untersagte und für die Befolgung „jedes Mitglied des Gemeinderats einzeln persönlich verantwortlich“ zu machen drohte, zeigte nicht die geringste Wirkung, und auch alle folgenden Bemühungen, die auf dem für die Gemeinde Dossenheim so wertvollen Quarzporphyr, dem „Gold der Bergstraße“, stehende Ruine zu retten, schlugen fehl.

Schon um 1904/06 - die 1891 festgelegten Bruchgrenzen waren schon längst überschritten - fielen weite Teile der Vorburg dem Gesteinsabbau zum Opfer, so daß der Weg zur höhergelegenen Kernburg durch Drahtgitter und Seile geschützt werden mußte, um zu verhindern, daß Besucher der Ruine in den Steinbruch hinabstürzten.

Obleich dann seit 1908 der badische Staat selbst den Steinbruch von der Gemeinde ge-

pachtet hatte, scheinen vereinzelt noch bis 1923 Mauerteile durch Sprengarbeiten im Schloßbruch abgerutscht zu sein. Wie der alte Dossenheimer „Steinbauer“ Hermann Fischer sen. (Jahrgang 1897) noch zu berichten weiß, standen derweil unten schon die Dossenheimer mit ihren Fuhrwerken bereit, um die behauenen Steine aufzusammeln, die für ihre Weinbergmauern hervorragend geeignet waren.

Nachdem es Karl Pfaff nicht mehr vergönnt war, den von ihm in Auftrag gegebenen Plan der Ruine Schauenburg selbst zu veröffentlichen, fertigte Dipl.-Ing. Dr. Carl Koch vom Bezirksbauamt Heidelberg erst 1911 eine Reinzeichnung dieses Plans, die dann 1913 erstmals im Kunstdenkmälerband des Amtsbezirks Heidelberg abgedruckt wurde. Zu diesem Zeitpunkt war der Grundriß auf dem

Plan jedoch bereits kein Abbild der tatsächlichen Verhältnisse mehr.

Mitarbeiter des Badischen Bezirksamts Heidelberg versuchten unterdessen noch bis 1931 (wohl nur von der behaglichen Amtsstube aus) Gerüchten nachzugehen, die besagten, die Schauenburg weise nicht mehr ihren früheren, 1911 im Plan festgehaltenen Umfang auf, erhielten aber immer die Antwort, die Ruine werde durch die Arbeiten im Steinbruch „selbstverständlich in keinem Fall gefährdet“. Tatsächlich wurde der Betrieb jedoch erst eingestellt, als die minderwertige Qualität des verbliebenen Gesteins den Abbau nicht mehr lohnte - und ein gutes Drittel der Ruine verschwunden war.

### NS-Kultstätte soll Gewinn bringen

Da die Gemeinde angesichts der dringenden sozialen Herausforderungen des Krisenjahres 1929 nicht bereit war, wenigstens für die allernotwendigsten Erhaltungsmaßnahmen an der Ruine Schauenburg, die in ihren Augen „eine Bedeutung nie erlangen“ würde, Geld auszugeben, sprang der „Gemeinnützige Verein“ (Heimatverein) in die Bresche und ließ 1931 erste Freilegungsarbeiten durchführen. Im Zuge der von Reichspräsident von Hindenburg verordneten Notstandsarbeiten erreichte er dann für 1932 die weitere Freilegung der noch nicht abgesprengten Teile der Ruine durch eine Gruppe arbeitsloser Männer aus Dossenheim, die,



*Die einst über den Graben der Ruine Schauenburg führende Holzbrücke*

Foto: August Kraft, um 1934

wie der heute über achtzigjährige Dossenheimer Hans Riedling, in diesem „freiwilligen Arbeitsdienst“ eine Chance sahen, rascher eine neue Anstellung zu finden.

Die Hauptarbeit bestand darin, den Zwingerbereich von Gestrüpp und Schutt zu befreien. Eine hölzerne Brücke über den Burggraben, die den Besuchern der Ruine das Betreten des Burginneren dann wieder auf dem alten Torweg ermöglichen sollte, gelangte jedoch wegen ihrer ungeklärten Finanzierung erst im Frühjahr 1934 zur Ausführung.

Schon im August 1933 war unterdessen das eigentliche Ziel, das der Vorstand des „Gemeinnützigen Vereins“ mit den Arbeiten an der Schauenburg verfolgte, in einem Brief an die Gemeindeverwaltung offenbar geworden: Ein „Ehrenmal für die Toten des neuen Deutschland“ und die „Ehrenstätte der Badischen Kriegsddivisionen“ sollten dort entstehen. Von der Anziehungskraft, die ein solches „Heiligtum“ auf den Fremdenverkehr haben würde, versprach man sich nicht zuletzt auch „Vorteile [für] das wirtschaftliche Dossenheim“.

Diese Pläne durchkreuzte dann aber der Zweite Weltkrieg, in dessen Verlauf auch die Holzbrücke über den Burggraben wieder demontiert und von der notleidenden Bevölkerung als Brennholz verfeuert wurde.

Die während der von Oberregierungsbaurat Dr. Ludwig Schmieder vom Bezirksbauamt Heidelberg beaufsichtigten Arbeiten aufgefundenen Fundgegenstände waren ab 1934 für wenige Jahre in einer heimatkundlichen Ausstellung des Dossenheimer Heimatvereins im Schulgebäude zu sehen, sollen dann aber in den Wirren der Nachkriegszeit verlorengegangen sein. Nur ein kleiner Teil der Funde von damals, darunter auch solche aus der Altertümersammlung des Dossenheimer Hauptlehrers Nagel (1869-1940), gelangte inzwischen auf Umwegen in das 1978 von Ludwig Hilsheimer (1906-1985) im „Alten Rathaus“ gegründete Dossenheimer Heimatmuseum. Nicht weniger schlimm als der

Verlust so vieler Grabungsfunde: Die freigelegten Mauerreste waren nur unzureichend konserviert worden und verfielen.

### Hoffnung auf mehr Fremdenverkehr

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs hatte man in Dossenheim verständlicherweise zunächst andere Sorgen als die Erhaltung der inzwischen wieder vollständig von dornigem Gestrüpp überwucherten Schauenburg. Nachdem sich dann aber 1958 das Staatliche Amt für Denkmalpflege in Karlsruhe grundsätzlich bereit erklärt hatte, bestandserhaltende Maßnahmen durch die Gemeinde zu bezuschussen, sobald Mittel dafür frei seien, begann eine kleine Gruppe junger Leute zusammen mit einem alten Vorarbeiter der 32er-Grabung noch im September 1959 mit „Aufräumungsarbeiten“.

Vor allem die Gebäudereste der Kernburg, die noch immer von meterhohen Schuttmassen bedeckt waren, wurden freigelegt. Dabei machte man einige bemerkenswerte Funde: In dem 1460 offenbar durch Feuer zerstörten Palas entdeckte man einige hundert grün und gelb glasierte Scherben gotischer Halbzylinder-Kacheln des 14. und 15. Jahrhunderts, die 1960 von dem damaligen Dossenheimer Theologiestudenten Helmut Kraft in mühevoller Kleinarbeit gereinigt und zusammengesetzt wurden. Die Stücke, die zum sogenannten „Tannenberg-Typus“ gehören, sind heute im Heimatmuseum der Gemeinde ausgestellt und beeindrucken vor allem durch die ungeheuerere Vielfalt ihrer Schmuckmotive: gegenständliche Tier- und Pflanzendarstellungen, gotische Maßwerkfiguren und heraldische Symbole. Erwähnenswert ist auch die Vielzahl der damals aufgefundenen ornamentierten Bodenfliesen: ein Dutzend verschiedene Muster, überwiegend Variationen stilisierter Eichenblätter und Kreissegmente, die vom zweiten Drittel des 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts verlegt worden waren.



Alois Ridingers „Grundplan der Schauenburg“ aus dem Jahr 1960 (Heimatmuseum Dossenheim)

Der damals zuständige Denkmalpfleger, Hauptkonservator Prof. Dr. Emil Lacroix aus Karlsruhe, war jedoch über die 1960 „fast schon in einem unübersichtlichen Ausmaß“ fortgeschrittene Freilegung der Mauerreste und die damit verbundenen Bodeneingriffe bestürzt und forderte nun energisch den Beginn der alleine zuschufähigen Sicherung des aufgehenden Mauerwerks. Dazu kam es

aber nicht mehr, und die aufgedeckten Mauerreste waren somit schutzlos dem Verfall preisgegeben.

Auch die 1961 vom damaligen Gemeindebürgermeister gegründete „Vereinigung der Freunde der Schauenburg“, die sich insbesondere auch im Hinblick auf die 1966 anstehende 1200-Jahr-Feier der Gemeinde für die (allen Grundsätzen der Denkmalpflege

zuwiderlaufende) Aufstockung des Bergfrieds, den Wiederaufbau der Holzbrücke sowie die Einrichtung eines Burgcafés „zur Steigerung des Fremdenverkehrs“ einsetzte, brachte keine neuen Impulse mehr.

Ein Burgenfreund aus den Reihen des Heimatvereins, der schon damals den angerichteten Schaden erkannte, war der 1985 viel zu früh verstorbene Alois Ridinger, der die freigelegten Mauerzüge an Ort und Stelle einmaß und einen neuen, vollständigeren Plan der Ruine zeichnete, welcher heute ebenfalls im Heimatmuseum der Gemeinde Dossenheim zu betrachten ist.

### Profi-Lob für Hobby-Denkmalpfleger

Erst Ende der siebziger Jahre ließ dann der beklagenswerte Zustand der Ruine im örtlichen Heimatverein Stimmen laut werden, endlich geeignete Maßnahmen zur Erhaltung der Schauenburg zu ergreifen.

Mit unermüdlichem Eifer machten sich bald darauf auf Anregung von Hermann Fischer jun. und Eugen Reinhard Mitglieder des Heimatvereins Dossenheim, verstärkt durch einige Ruinenfreunde aus der Nachbarschaft, unter fachlicher Anleitung der Denkmalpfleger aus Karlsruhe ab 1982 an die Sicherung von Ringmauer, Bergfried-Schildmauer, Palas und Zwingermauern, wofür die damals von Ludwig Weiser geleitete Gruppe von der baden-württembergischen Landesregierung schon vor fünf Jahren als „vorbildliche kommunale Bürgeraktion im Jahr 1989“ ausgezeichnet wurde.

Trotz anfänglichen Mißtrauens der Denkmalpflege (das angesichts der Vorgeschichte nur allzu verständlich ist) haben sich die „Schauenburger“, wie 1993 von Oberkonservator Dr. Dietrich Lutz von der für den Regierungsbezirk Karlsruhe zuständigen Außenstelle des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg zu erfahren war, „bewährt“: Ihr freiwilliger Wochenend-Einsatz hat die längst überfälligen Maßnahmen zur

Erhaltung dieses herausragenden Bergsträßer Kulturdenkmals erst möglich gemacht und sichtbare Erfolge gezeitigt, die, so Dr. Lutz, „die anfänglichen Erwartungen bei weitem übertreffen“ und als „beispielhaft“ für jüngere Burgengruppen an anderen Orten gelten können.

Während die bestandserhaltenden Maßnahmen im Bereich der Kernburg schon erfreulich weit gediehen sind, weisen die schon vor Jahrzehnten aufgedeckten, aber nur unzureichend oder gar nicht konservierten Fundamente im Bereich des äußeren Burgtors auf der Ostseite der Anlage inzwischen besorgniserregende Schäden auf. Ihre Sicherung sollte deshalb nicht mehr allzu lange aufgeschoben werden.

Als wirklich gelungen könnte man das verdienstvolle Unternehmen bezeichnen, wenn es dann am Ende, in Fortsetzung der bisherigen guten Zusammenarbeit aller daran Beteiligten - Burgengruppe, Gemeinde und Landesdenkmalamt - noch möglich wäre, der Öffentlichkeit eine angemessene Gesamtdokumentation des Geleisteten vorzulegen. Leider wurde solches bei allen vorangegangenen Maßnahmen immer versäumt.

---

### Literaturverzeichnis (chronologisch)

J. Naehrer, Die Baudenkmäler der unteren Neckar-  
gend und des Odenwaldes Heft 2, Heidelberg  
1891, S. 10 & Bl. 3.

K. Pfaff, Heidelberg und Umgebung, Heidelberg  
1902, S. 327-329.

M. Huffschild, Zur Geschichte von Dossenheim.  
In: Mannheimer Geschichtsblätter 4. Jg. (1903)  
Heft 5, Sp. 118-124.

A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des  
Großherzogtums Baden, Heidelberg 1905,  
Sp. 814-816.

Th. Wilckens, Drei dem Untergang verfallene  
Burgen, Kronenburg, Schauenburg und Angel-  
loch. In: Mannheimer Geschichtsblätter 7. Jg.  
(1906) Heft 12, Sp. 243-246.

E. Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens  
(Der Lobdengau), Karlsruhe 1908, S. 332/Nr. 645.



# ROMBACH REGIO FÜR KENNER



Der Kalender zur Fernsehserie  
12 Landschaftsaufnahmen  
und 12 Szenenfotos  
34x32,5 cm  
DM 29,80  
ISBN 3-7930-0699-9



## Rombach-Kalender 1995


»Die Fallers.

Eine Schwarzwaldfamilie«

Zwölf hervorragende Aufnahmen des bekannten Fotografen Hans W. Karger zieren großformatig und in Farbe jeden Monat des Kalenders zur Fernsehserie, die der Südwestfunk seit Anfang Mai 1994 in Baden-Baden und an Originalschauplätzen im

Schwarzwald dreht. Auf der Rückseite eines jeden Monatsblattes ist eine Szene aus den Dreharbeiten zur Fernsehserie zu sehen, welche den Gedanken des Titels der Fernsehserie in stimmungsvolle Bilder überträgt: »Eine Schwarzwaldfamilie«.

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung

**ROMBACH**  **VERLAG**

Bertoldstraße 10, 79098 Freiburg

- Die Schauenburg bei Dossenheim. In: Mannheimer Geschichtsblätter 13. Jg. (1912) Heft 6, Sp. 140-141.
- Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden Bd. 8/2 (Amtsbezirk Heidelberg). Bearb. von A. v. Oechelhaeuser, Tübingen 1913, S. 25-28.
- C. Bronner, Odenwaldburgen. Ein kunstgeschichtlicher Führer 2. Teil, Mainz 1927, S. 82-84.
- J. Münch, Ruine Schauenburg an der Bergstraße. In: Frisch auf! Mitteilungen des Odenwald-Klubs Ortsgruppe Mannheim-Ludwigshafen e.V. 9. Jg. (1929) Heft 1, S. 2-7.
- H. Kraft, Eichenblätter und Fabeltiere. Interessante Funde auf der Dossenheimer Schauenburg. In: Heidelberger Tageblatt, vom 19./20. November 1960, S. 8.
- R. Conzelmann, Dossenheim. Die Geschichte einer 1200jährigen Bergstraßengemeinde, Dossenheim 1966.
- Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung Bd. 2 (Die Stadt Heidelberg) und die Gemeinden des Landkreises Heidelberg, hrsg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit den Städten und Landkreisen Heidelberg und Mannheim, Stuttgart 1968, S. 447-452.
- J. Fresin, Die Burgen der südlichen Bergstraße. In: Badische Heimat 48. Jg. (1968) Heft 3, S. 305-306.
- K. Strauss, Die Kachelkunst des 15. und 16. Jahrhunderts ..., 2. Teil (neue Folge), Basel 1972, S. 16-17, S. 112 und Tafel 8.
- W. Wackerfuß, Das Wappen der Herren von Schauenburg (Bergstraße). In: Der Odenwald 21. Jg. (1974) Heft 4, S. 135-136.
- Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden Bd. 5 (Regierungsbezirk Karlsruhe), hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Stuttgart 1976, S. 348-350.
- Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands Bd. 6 (Baden-Württemberg), hrsg. von M. Müller & G. Taddey, Stuttgart 1980, S. 153-154.
- Th. Steinmetz, Eine Burgenansicht aus dem Kriegsbuch des Philipp Mönch von 1496 - Die Schauenburg bei Dossenheim? In: Der Odenwald 29. Jg. (1982) Heft 1, S. 22-26.
- D. Lutz, Einige Bemerkungen zum Ruinenerhalt. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 14. Jg. (1985) Heft 2, S. 96-102.
- Th. Steinmetz, Ein neuer Beitrag zur Baugeschichte der Starkenburg und anderer Burgen an der südlichen Bergstraße. In: Geschichtsblätter für den Kreis Bergstraße 19. Jg. (1986), S. 147-149.
- H. Buchmann, Burgen und Schlösser an der Bergstraße, Stuttgart 1989, S. 206-209.
- D. Lutz, Vom Umgang mit Ruinen. In: Burgen und Schlösser 31. Jg. (1990) Heft 2, S. 96-102.
- Ch. Bühler, Burgen der Kurpfalz. Bergstraße und Neckartal, Heidelberg 1990, S. 61-66.
- Th. Steinmetz, Die Schauenburg und ihre Baugeschichte. In: Heimatverein Dossenheim, Heft 10 (1990), S. 9-18.
- Ch. Burkhart, Die Herren von Schauenburg an der Badischen Bergstraße. Ein Beitrag zur Genealogie und Besitzgeschichte der Bewohner der Schauenburg im 12. und 13. Jahrhundert. In: Heimatverein Dossenheim, Heft 10 (1990), S. 20-32.
- L. Weiser, Restaurierungsarbeiten auf der Schauenburg. In: Heimatverein Dossenheim, Heft 10 (1990), S. 33-41.
- H. Buchmann, Die Bergstraße - eine Landschaft der Burgen und Schlösser. In: J. Schütz (Hrsg.) Der Rhein-Neckar-Kreis, Stuttgart 1991, S. 163.
- Ch. Burkhart, Karl Pfaff zum Gedenken. Zum 85. Todestag des Grabungsleiters der ersten Ausgrabungen an der Ruine Schauenburg. In: Heimatverein Dossenheim, Heft 12 (1992), S. 41-47.
- E. Landgraf, Ornamentierte Bodenfliesen des Mittelalters in Süd- und Westdeutschland 1150-1550 (Forschung und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 14/1-3) Stuttgart 1993; Bd. 14/3, S. 238.
- J. Pressler (Red.), Burgen und Schlösser im Rhein-Neckar-Dreieck. Alles Wissenswerte über 125 Burg- und Schloßanlagen in Nordbaden, Südhessen und der Vorderen Pfalz, Schwetzingen 1993, S. 30-31.
- Ch. Burkhart, Karl Pfaff und die Ruine Schauenburg, in: Rhein-Neckar-Zeitung (Heidelberg), vom 14./15. Mai 1994, S. 33.
- Ch. Burkhart, Nach fast 60 Jahren wiederentdeckt. Längst verlorengelaubte Funde von der Ruine Schauenburg dieser Tage dem Dossenheimer Heimatmuseum übergeben. Rhein-Neckar-Zeitung (Heidelberg), vom 20. Mai 1994, S. 6.
- Ch. Burkhart, Die Ruine Schauenburg bei Dossenheim an der Bergstraße. Geschichte - Verfall - Erhaltung. In: Burgen und Schlösser 35. Jg. (1994) Heft 2, S. 65-76.

# „Aldes G`lump“?

Bauforschung an spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fachwerkhäusern  
im Stadtkreis Pforzheim

*Christoph Timm, Pforzheim*

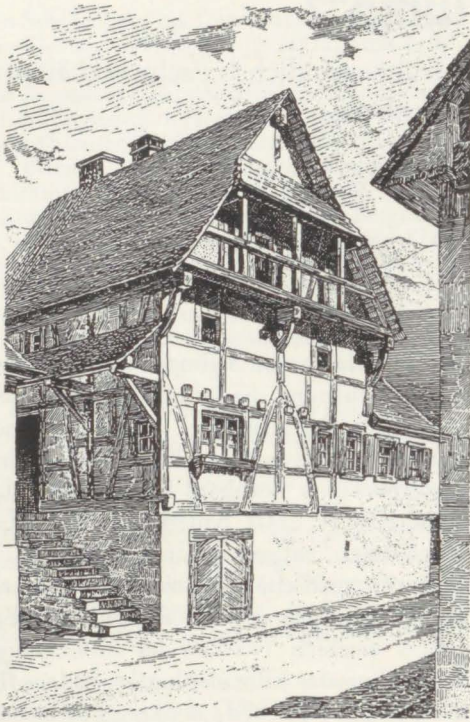
## Zum Stand der Forschung

Der vom „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. geführte „Pfälzische Erbfolgekrieg“ (1688-1697) hatte bekanntlich für die Kurpfalz und die Markgrafschaft Baden-Durlach am Ende des 17. Jahrhunderts verheerende Auswirkungen. Ganze Ortschaften wurden von französischen Truppen nach der Taktik der „verbrannten Erde“ verwüstet. Diese Vernichtung traf insbesondere die damals üblicherweise aus Holz errichteten Wohnhäuser der Bauern und Bürger. Fachwerkhäuser aus dem Mittelalter und der frühen Neuzeit besitzen daher in Nord- und Mittelbaden heute als materielle Geschichtszeugen besonderen Seltenheitswert, zumal durch Hausabbrüche in unserem Jahrhundert ihre Zahl weiter reduziert wurde. Während in anderen Gegenden Südwestdeutschlands neuerdings sogar Fachwerkhäuser aus dem 13. Jahrhundert entdeckt werden konnten, setzt in Nord- und Mittelbaden die Überlieferung erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein.

Schon die frühe hauskundliche Forschung schenkte angesichts dieser Situation um die Jahrhundertwende nicht nur den eindrucksvollen Schwarzwaldhöfen ihre Aufmerksamkeit, sondern auch zwei altertümlichen Fachwerkbauten im Kraichgau, dem nordbadischen Hügelland zwischen Schwarzwald und Odenwald. Es handelte sich dabei um ein Firstständerhaus in Untergrombach, dessen Alter damals nicht einmal geschätzt werden konnte, und um das stattliche Anwe-

sen der Herren von Siglingen in Stein, über dessen Erbauung die Jahreszahl 1524 Auskunft gibt. Beide wurden 1906 nach einer Bauaufnahme durch den Karlsruher Architekturprofessor Bernhard Kossmann in das Standardwerk „Das Bauernhaus im Deutschen Reich“ aufgenommen.<sup>1)</sup>

Eine systematische Dokumentation begann jedoch erst Anfang der 30er Jahre. Als Ergebnis erschien 1938/39 das zweibändige Verzeichnis der Kunstdenkmäler Badens für die Bereiche Stadt und Landkreis Pforzheim, bearbeitet von Emil Lacroix, Peter Hirschfeld und Wilhelm Paeseler. Zwar konnten manche Fachwerkhäuser, deren Konstruktion sich unter Verputz verbarg, noch nicht erkannt oder richtig bewertet werden. Die Registrierung von Bauinschriften jedoch ermöglichte erstmals einen breiteren hauskundlichen Überblick über den regionalen Bestand an Bauern- und Bürgerhäusern und seine zeitliche Einordnung. Ihr Augenmerk lenkten die Bearbeiter auch auf außergewöhnliche konstruktive Merkmale. So wurde das Firstständerhaus Am Anger 28 in Bauschlott durch ein Bauaufmaß von Studenten des Staatstechnikums Karlsruhe bekannt gemacht, ohne daß man sich jedoch an eine Altersschätzung heranwagte.<sup>2)</sup> Auch das „Alte Pfarrhaus“ in Bauschlott (heute: Am Anger 48) wurde als besonders „bemerkenswert“ zeichnerisch aufgenommen und in seinen Charakteristika beschrieben: „Über niedrigem massivem Kellergeschoß zwei Haupt- und zwei Dachgeschosse. Die Stock-



Untergrombach, Firständerhaus von 1491 (d). Bauaufnahme von B. Kossmann (vor 1906)

werke sowie der kleine Krüppelwalm des Satteldaches auf hohen, steil und eckig profilierten Knaggen vorgekragt. An der mittleren Knagge des Erdgeschosses Wappenkartusche mit Jahreszahl 1542.“<sup>3)</sup>

Der Schwerpunkt des Inventars von 1938/39 lag besonders bei der Erfassung von Bauinschriften. Jahreszahlen auf Balken und über Steintüren allerdings sind kein absolut zuverlässiges Indiz für das tatsächliche Alter eines Gebäudes, und noch häufiger fehlen sie leider. In der Nachkriegszeit erarbeiteten daher Bauforscher eine Datierungsmethode, die sich auf Merkmale der Zimmermannskonstruktion und der ornamentalen Stilformen stützt. Daneben glaubte man anfangs auch „stammesgebundene“ Merkmale zu erkennen („alemannischer“ und „fränkischer“ Fachwerkstil). Für den Kraichgau erwarb

sich Erwin Huxhold Verdienste um die Erforschung der damals bekannten mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fachwerkhäuser und die Begründung ihres Geschichtswertes.<sup>4)</sup>

Eine intensivere Bauforschung allerdings wurde erst mit der öffentlichen Zuwendung zu denkmalpflegerischen Zielsetzungen seit den frühen 70er Jahren möglich. Am Forstbotanischen Institut in München und am Institut für Botanik in Stuttgart-Hohenheim wurde mit dem „Baumringkalender“ eine exakte naturwissenschaftliche Methode zur Altersbestimmung von Holzbauteilen entwickelt, die sogenannte Dendrochronologie, die der Hausforschung nützliche Dienste leisten sollte. Zur Datierung herangezogen werden konnten nun die unterschiedlichen Jahresringbreiten, die wie ein Kalender exakt über das Fälljahr des Bauholzes Auskunft geben. Auf diese Weise gelang es, die Entstehung der beiden Firstständerhäuser in Untergrombach und Bauschlott im 15. Jahrhundert nachzuweisen. Dabei wurden die Datierungsvorschläge von Huxhold zum Teil eindrucksvoll bestätigt.

Einige weitere Häuser mit im Kern noch mittelalterlichen Konstruktionsformen wurden u. a. in Karlsruhe-Grötzingen, Mühlacker-Lienzingen, Oberderdingen und Kürnbach bekannt. 1982 und 1985 beschrieb der Hausforscher Albrecht Bedal im „Jahrbuch für Hausforschung“ den neuen Forschungsstand und zeigte anhand von Beispielen aus dem Kraichgau die Bedeutung von äußerlich oft unscheinbaren Objekten für die Geschichte des spätmittelalterlichen Hausbaus auf. Die begleitenden dendrochronologischen Datierungen hatte das Ingenieurbüro Burghard Lohrum und Hans-Jürgen Bleyer vorgenommen.<sup>5)</sup>

Besonderes Interesse weckte das Doppelhaus Knittlinger Straße 21 in Lienzingen, die Verbindung eines schlichten spätgotischen Baugesüßes auf der Hofseite mit einem prächtigen Renaissancegiebel zur Straße.



fels das Wohnhaus Schloßbergstraße 15 (1486/1499 d), in Ötisheim das Wohnhaus Maulbronner Straße 31 (1485 d) mit Scheune (nicht datiert).<sup>7)</sup>

Ein regional besonders frühes, kürzlich aufwendig restauriertes Beispiel des neuzeitlichen Stockwerksbaus hat sich mit dem 1527 erbauten „Gemmingschen Freihaus“ in Tiefenbronn südöstlich von Pforzheim erhalten.

### Ein blinder Fleck

Eine Art „blinder Fleck“ auf der bau- und kulturhistorischen Landkarte blieb hingegen bislang der Stadtkreis Pforzheim zwischen Kraichgau und Nordschwarzwald. Die alte badische Residenzstadt Pforzheim erschien für die Denkmalpflege und Bauforschung gänzlich unergiebig. Hatten doch hier - mehr noch als in anderen betroffenen Orten - der Dreißigjährige Krieg und der Pfälzische Erbfolgekrieg zu einer unerhörten Zäsur, einem nahezu vollständigen Verlust der materiellen und urkundlichen Überlieferung geführt. Kaum ein Dutzend Gebäude hatten dort am Ende des 17. Jahrhunderts Brandschatzungen und Zerstörungen überdauert.<sup>8)</sup> Ein übriges trug die erneute Zerstörung Pforzheims im Zweiten Weltkrieg mit der nachfolgenden Neustrukturierung des Stadtkerns dazu bei, die Erwartungen auf Null zu bringen.

Allerdings wurde und wird gerne übersehen, daß der Stadtkreis Pforzheim in seiner heutigen Größe auch die eingemeindeten Orte Brötzingen und Eutingen im Enztal, Dillweißenstein im Nagoldtal sowie Büchenbronn, Hohenwart, Huchenfeld und Würm auf den auslaufenden Höhen des Nordschwarzwaldes umfaßt. Der dortige Fachwerkhausbestand wurde seit Erscheinen des Kunstdenkmäler-Inventars von 1938 nicht mehr weiter beachtet. Die lokale Geschichtsschreibung ging und geht (stillschweigend) davon aus, daß auch diese Orte in den Kriegen des 17. Jahrhunderts vollständig zerstört

waren und ihre bauliche Überlieferung verloren.

Erst im Zuge der Listenfassung der Baudenkmale im Stadtkreis Pforzheim durch den Autor erfolgte eine erneute Untersuchung. Dabei zeigte sich rasch, daß die Angaben im Alt-Inventar oder in den Einschätzungsverzeichnissen zur Brandversicherung<sup>9)</sup> den heutigen Erkenntnissen der Hausforschung nicht mehr entsprechen. So wurden seitens der Stadt mit Unterstützung des Landesdenkmalamtes gezielte Untersuchungen vorgenommen. Instandsetzungsmaßnahmen gestatteten es in mehreren Fällen, diese Untersuchungen bauvorbereitend oder baubegleitend durchzuführen. Dabei konnten überraschende Erkenntnisse gewonnen werden. Allein in den beiden ehemaligen Dörfern Eutingen und Weißenstein sind inzwischen sieben Gebäude dendrochronologisch in das 15. und 16. Jahrhundert datiert. Aufgrund der spärlichen heimat- und baugeschichtlichen Überlieferung in Pforzheim und den umliegenden Orten sind diese Gebäude für die regionale Geschichtsschreibung und Hausforschung von besonderem Interesse und sollen hier näher vorgestellt werden.

### Die drei mittelalterlichen Häuser in Weißenstein

#### Belremstraße 33/37

Das Fachwerkhaus Belremstraße 33/37 im Ortskern von Weißenstein steht so versteckt, daß man es schon suchen muß. Infolge seiner Hanglage wächst es zur straßenabgewandten Talseite aus dem Berg heraus. Der größere, talseitige Gebäudeteil ist ein stattlicher zweistöckiger Sichtfachwerkbau mit Halbwalmgiebel. Er steht bündig über einem aus Bruchsteinen gemauerten Sockelgeschoß, das noch bis in die Nachkriegszeit als kellerähnlicher Stall genutzt wurde. Dorthin führt ein kleiner privater Stichweg, der vor



Pforzheim-Dillweissenstein, Belremstraße 33/37. Mittelalterlicher Ständerbau von 1477 (d), Ansicht von Südosten  
Foto: Kulturamt Pforzheim/UDB, 1989

dem Gebäude endet. Der bergseitige, straßenbelegene Hausteil hingegen ist eingeschossig und klein. Dieser Hausteil, überdies verputzt, wurde schon in historischer Zeit abgetrennt und offensichtlich (wegen Baufälligkeit?) neu aufgeführt.

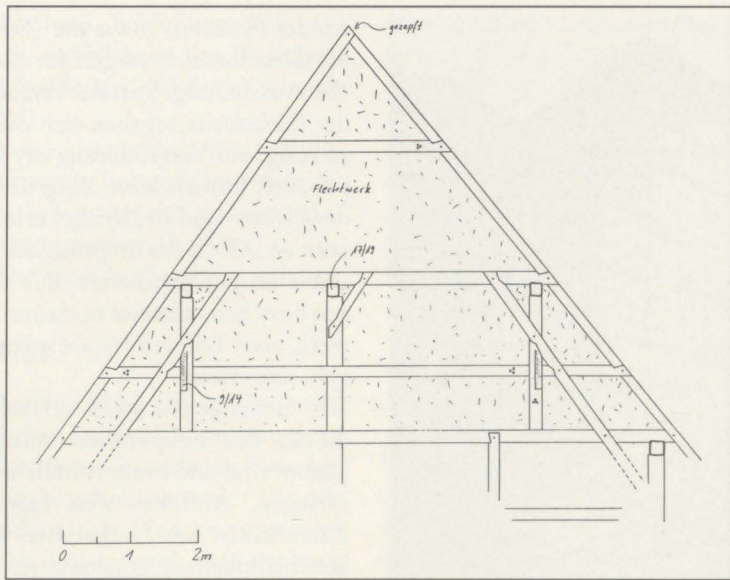
Das Fachwerkgefüge der talseitigen Giebelfront zeigt, wie zuerst 1982 Peter Anstett erkannte<sup>10)</sup>, die typischen Gefügemerkmale der oberdeutschen („alemannischen“) Geschoß- oder Ständerbauweise. Kennzeichnend für diese altertümliche Konstruktionsform ist ein stockwerksübergreifendes Grundgerüst („Primärgerüst“) aus wandhohen Ständern und die Verwendung des althergebrachten angeblatteten Schrägbandes als Kopf- oder Fußband. Im vorliegenden Fall bilden lange Eckständer, die von der Schwelle bis zum Rähm durchgehen, zusammen mit einem bis zum Walm reichenden Mittelständer das Grundgerüst. Angeblattete Fuß- und Kopf-

bänder (Streben) sowie die „Steigbänder“<sup>11)</sup> im Giebelbereich sorgen für die erforderliche Aussteifung. Spätere Veränderungen an der Giebelseite ergaben sich durch die Versetzung und Vergrößerung der Fenster, wobei auch konstruktive Eingriffe im Bereich der Pfosten und Brustriegel erfolgten. Insgesamt ist jedoch das ursprüngliche Gefüge erstaunlich gut überliefert. Die Ausriegelungen bestehen teilweise noch aus Lehmflechtwerk, zum Teil wurden sie später durch Ziegelsteine ersetzt.

Das Grundgerüst steht auf Schwellbalken, die an den Eckpunkten miteinander verkämmt sind und in altertümlicher Weise vorspringen. Auffällig weit ragen auch die Rähmbalken am Dachansatz vor, die von konsolähnlichen, geschnitzten Streben gestützt werden. Offenbar gab es einst einen



Pforzheim-Dillweissenstein, Belremstraße 33. Südostecke mit Eckpfosten und angeblatteter Fußstrebe  
Foto: Kulturamt Pforzheim/UDB, 1986



Pforzheim-Dillweissenstein, Belremstraße 33. Lehmflechtwand  
(Schnitt Binder II) gegen Nr. 37 (B. Lohrum, 1989)

größeren Dachüberstand als heute, wahrscheinlich in Verbindung mit einem Fußwalmdach (Schopfdach) oder einem Freigespärre. Die Frage, ob sich zwischen Walm und First ein Rauchloch befand, muß offen bleiben, da die Sparren des Halbwalms ausgetauscht sind. Auch über die ursprüngliche Art der Dachdeckung ist nichts bekannt. Die heutigen Biberschwanzziegel (Einfachdeckung) mit untergelegten Holzschindeln sind relativ jungen Ursprungs.

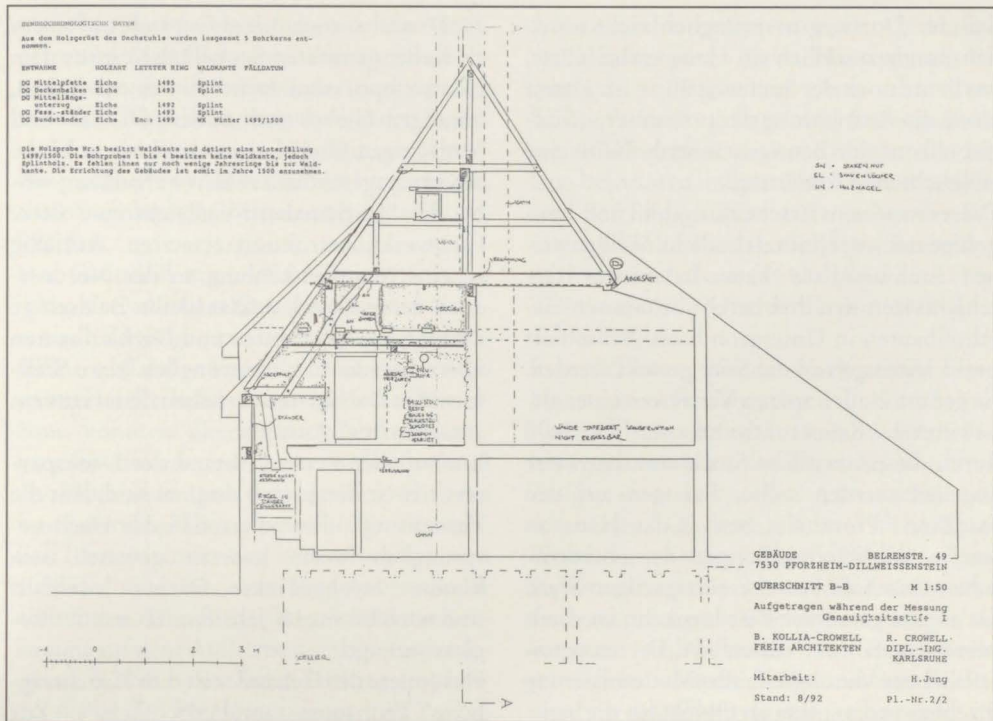
Der im übrigen jahrhundertelang kaum veränderte Dachstuhl aus soliden Eichenbalken zeigt in allen Teilen eine starke Verrußung, ein deutliches Anzeichen für ein ursprüngliches „Rauchhaus“, dessen Kamin noch keinen über Dach führenden Schornstein besaß. Konstruktiv handelt es sich um ein Kehlbalckendach mit doppelt stehendem Stuhl, das in der Querrichtung durch angeblattete Steigbänder, in der Längsrichtung durch angeblattete Kopfbänder ausgesteift ist (letztere erfüllen ihre Funktion heute nicht mehr). Eine Besonderheit sind die seitlich aus der

Mitte verschobenen Hochständer im Mittelschiff, die als „tragende Mitte“ offenbar zusätzlich einen Teil der Last des Stuhles aufnehmen. Es wäre denkbar, daß sie eine rudimentäre Form der im Kraichgau belegten Firstständerbauweise sind, die hier zugunsten einer Verbreiterung des rechten Seitenschiffs „beiseite“ gedrängt ist. Damit wäre eine interessante Übergangsform belegt.<sup>12)</sup>

Die Jahresringdatierung des verbauten Holzes durch das Büro Lohrum/Bleyer, durchgeführt 1989 im Auftrag der Stadt Pforzheim, ergab für den Dachraum übereinstimmende Fällzeiten im Sommer 1476 und Winter 1476/77. Die Erbauung des Hauses im Laufe des Jahres 1477 kann demnach angenommen werden.

An beiden Traufseiten ist das Fachwerkgefüge in späterer Zeit in größerem Umfang ersetzt worden. Die Aussparungen für die Anblattungen („Blattsitze“) an Schwelle, Pfosten und Rähm erlauben jedoch auch dort noch Rückschlüsse auf das originäre Gefüge. Die Stockwerksunterteilung des hallenarti-





Pforzheim-Dillweissenstein, Belremstraße 47/49. Spätmittelalterliches Kniestockhaus von 1500 (d), Querschnitt (B. Kollia-Crowell, R. Crowell, 1992)

gen Innenraumes erfolgte durch eine auf die Querriegel aufgelegte Dielung, deren Balkenköpfe - ein typisches Merkmal des oberdeutschen Fachwerkbbaus - giebelseitig sichtbar sind. Auch in vertikaler Richtung veranschaulicht das konstruktive System zugleich den Grundriß des Hauses: In Firstrichtung ergibt sich eine asymmetrisch-zweischiffige Längsteilung, traufseitig eine zweizonige Querteilung, die sich bis in den Dachraum fortsetzt. Ursprünglich war das Haus jedoch nicht zweizonig, sondern dreizonig organisiert. Das beweist die Existenz einer firstthohen Lehmflechtwand mit Spuren von Konstruktionsanschlüssen zum benachbarten jüngeren Hausteil. Damit entsprach das Haus in seiner Grundform dem oben bereits angesprochenen dreizonigen Typus, der für das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit im Kraichgau und im mittleren Neckarraum

vielfach belegt ist.<sup>13</sup> Zu dieser alten Disposition gehört noch der traufseitige Hauseingang mit anschließendem Flur (Ern). Von dort wurden üblicherweise beidseitig jeweils zwei Räume erschlossen. Die große, heizbare Stube dürfte im vorliegenden Fall im breiteren Schiff an der Südostecke gelegen sein. Offen bleibt vorerst, ob diese Stube im Erdgeschoß oder Obergeschoß lag oder ob an eine Verdoppelung des Grundrisses mit zwei übereinander angeordneten Stuben zu denken ist. Auch zur Lokalisierung von Küche und Kammern fehlen bislang weiterführende Hinweise. Eine Bauuntersuchung zur Klärung dieser Fragen konnte bislang nicht durchgeführt werden.

Archivalische Nachrichten zur Geschichte des Hauses liegen nicht vor. So können auch zu seiner früheren Stellung im Dorf nur Vermutungen angestellt werden. Möglich ist,

daß der Dorfweg ursprünglich nicht nördlich, sondern südlich am Haus vorbeiführte, wo heute noch der Stichweg übrig ist. Damit fände die Ausrichtung der prominenteren Südgiebelfront zur heutigen Innenhofseite eine einleuchtende Erklärung.

Dieses in seinem Erscheinungsbild und Baugesüge noch spätmittelalterliche Weißensteiner Fachwerkhaus kann in seinem Geschichtswert den drei bereits bekannten Geschosßbauten in Untergrombach, Bauschlott und Lienzingen an die Seite gestellt werden. Es gehört zu den späten Vertretern einer altbewährten Konstruktionsweise, die bald durch die neuzeitliche Stockwerksbauweise abgelöst werden sollte. Bezogen auf den Stadtkreis Pforzheim besitzt das Haus als letztes überliefertes Beispiel der oberdeutschen Geschosßbauweise einzigartigen Wert. Da es seit geraumer Zeit leersteht, ist es als bestandsgefährdet anzusehen. Die stets unterbliebene durchgreifende Modernisierung macht es andererseits als Objekt für die hauskundliche Forschung besonders interessant.

### **Belremstraße 47/49**

Mit keineswegs hochgespannten Erwartungen betraten die Denkmalpfleger 1992 das vernachlässigte und lieblos verputzte Wohnhaus Belremstraße 47/49, von dem bekannt war, daß sich unter dem Putz eine ältere Fachwerkkonstruktion verbarg. Schon der erste flüchtige Blick in das Innere steigerte indessen die Aufmerksamkeit: Angeblattete Kopf- und Steigbänder wiesen deutlich auf die Existenz eines spätmittelalterlichen Baugesüges hin.

Es scheint, daß dieses Gebäude einst Bestandteil einer landwirtschaftlichen Hofstelle war. Die benachbarte Fachwerkscheune Belremstraße 45, in ihrer heutigen Form aus dem 19. Jahrhundert, gehörte noch bis vor wenigen Jahren zum gleichen Grundbesitz.<sup>14)</sup>

Ähnlich wie der Geschosßbau Belremstraße

33/37 wächst auch dieses Gebäude auf einem als Keller genutzten Sockel talseitig aus dem Hang empor und weist mit einem hohen, bündigen Giebel nach Süden. Die tal- und bergseitigen Giebelwände sind bis in Höhe des Hauptgeschosses massiv aufgeführt, wobei die Massivmauern vielleicht eine ältere Fachwerkkonstruktion ersetzen. Auffällig ist eine Mauereinkehlung an der Nordostecke, deren Zweck unklar bleibt. Beidseitige nachträgliche Anbauten und Dachaufbauten überschneiden die ursprünglich klare Steilform des Daches und verleihen dem Haus ein „malerisches“ Aussehen.

Ein auffällig weiter Abstand der Dachsparren, soweit diese noch original sind, läßt die Vermutung aufkommen, daß das Dach ursprünglich weich gedeckt gewesen sein könnte. Strogedeckte Dächer jedenfalls sind noch bis ins 18. Jahrhundert aus der Region bezeugt.

Das Innere des Gebäudes ist durch nachträgliche Einbauten unübersichtlich.<sup>15)</sup> Zur Klärung des Baugesüges führten daher die Architekten Barbara Kolliá-Crowell, Robert Crowell und Michael Petrus im Auftrag des Landesdenkmalamtes eine bauhistorische Kurzuntersuchung durch.<sup>16)</sup> Sie ergab den Nachweis einer regional ungewöhnlichen Abzimmerungstechnik: Ähnlich wie bei dem oben erwähnten Kniestockhaus in Bauschlott sind die Ebenen nicht wie üblich in Vollgeschosse und Dachraum gegliedert, sondern mit einem „Kniestock“ abgezimmert. Anstelle der durchgehenden Deckenbalkenlage bildet die Kehlbalkenlage den Abschluß des Hauptwohngeschosses, das sich offensichtlich im Obergeschoß befand und durch eine ungewöhnliche Raumhöhe von ca. 3,20 m auszeichnete. Zur Reduzierung der Raumhöhe wurde in späterer Zeit eine Zwischendecke eingezogen.

Das Gebäude dokumentiert demnach eine abgewandelte Geschosß- oder Ständerbauweise. Die Längsaussteifung des Tragwerks erfolgt durch Kopfstreben bzw. Kopfbänder

zwischen den geschoßübergreifenden Ständern und Mittellängszug. Die Queraussteifung wird durch Steigbänder und Streben zwischen Riegeln und Ständern in den Bundwänden gewährleistet. Die heutige Mittel-trennung in zwei Haushälften ist sekundär; eine ursprüngliche Mittelwand ist nicht erkennbar.

Der Grundriß mit zweischiffiger Längszonung, dreischiffiger Querzonung und traufseitigen Zugängen zur Erschließung des Mittel-flores (Ern) entspricht dem bekannten spätmittelalterlichen Haustyp. In der Mittelzone konnten die ursprünglichen Durchgangssituationen und Deckenhöhen anhand von Sondagen und freiliegenden Hölzern weitgehend geklärt werden: Bundsparren und Pfettenständer sind in den Bundwänden auf Traufhöhe über einen Riegel miteinander verbunden. Der Riegel liegt wiederum verkämmt auf dem Außenwandrähm. Ein anderer, ca. 1,20 m höher liegender Riegel verbindet die beiden Pfettenständer mittels Zapfen und Vernagelung. Er kreuzt hierbei den Mittelständer mit einer Überblattung. Auffällig ist die Existenz eines zweiten, der Erbauungszeit zuzuordnenden Ständers. Eingezapft in den höherliegenden Riegel, leitet er die Fortsetzung des Riegels auf Traufhöhe ein (abgesägter Zapfen und Vernagelung nachgewiesen). Hier ist eindeutig eine historische Durchgangssituation und damit auch Deckenbalkenebene belegt, die beide heute noch bestehen. Ein weiterer, an den äußeren Bundständer angezapfter Riegel kann als Deckenbalken über dem Erdgeschoß interpretiert werden.

Die Annahme einer Erbauung des Hauses um 1500 bestätigte sich mit der dendrochronologischen Datierung des Kernbaus: Als Fälldatum für das Bauholz konnte das Winterhalbjahr 1499/1500 ermittelt werden.

Der Fund dieses Kniestockhauses ist für die Forschung von besonderem Interesse. Er zeigt, daß dieser Haustyp im Spätmittelalter bis in die Randbereiche des nördlichen

Schwarzwalds hinein vorkam. Als Hauptverbreitungsgebiet dieses Haustyps gilt das mittlere Oberrheintal um Straßburg herum.<sup>17)</sup> Im Kraichgau sind Kniestockhäuser als Sonderform belegt.<sup>18)</sup> Unter den bislang bekannten und datierten Kniestockhäusern der Region steht dasjenige in der Belremstraße altersmäßig nach dem Bauschlotten Firstständerhaus (1442 d) und dem Haus Weinstraße 3 in Oberderdingen (1474 d) an dritter Stelle.

Eine Erklärung für das Vorkommen dieses Haustyps im Kraichgau und im Pforzheimer Umland ist noch nicht gesucht worden. Naheliegend wäre es, die Kniestockhäuser als Zeugen eines kulturellen Austausches zwischen dem Oberrheintal und dem Raum Pforzheim zu sehen. Für die Bildhauer- und Steinmetzkunst des 14. und 15. Jahrhunderts sind entsprechende Wechselbeziehungen seit längerem wohlbekannt.<sup>19)</sup> So ist es wahrscheinlich, daß auch die Zimmerleute der Region in das Oberrheintal kamen und die Kenntnis dieses Haustyps „von der Walz“ in die Heimat mitbrachten.

### **Hoheneckstraße 33/35**

Abseits vom heutigen Ortskern Weißensteins, „Im Hinteren Tal“, steht ein verputztes, zweistöckiges Fachwerkhaus mit mächtigem Halbwalmdach, dessen hohes Alter in der mündlichen Ortsüberlieferung nie ganz in Vergessenheit geriet. In der Ortschronik von 1927 ist es als „ältestes Haus von Dillweißenstein (angeblich aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammend)“ abgebildet.<sup>20)</sup> Bis in die frühen dreißiger Jahre war das Fachwerk noch sichtbar. Im Verzeichnis der Kunstdenkmäler von 1939 erscheint das Haus dann mit der Eintragung „Fachwerk, vollständig verputzt. Obergeschoß an zwei Seiten auf Knaggen vorgekragt.“<sup>21)</sup>

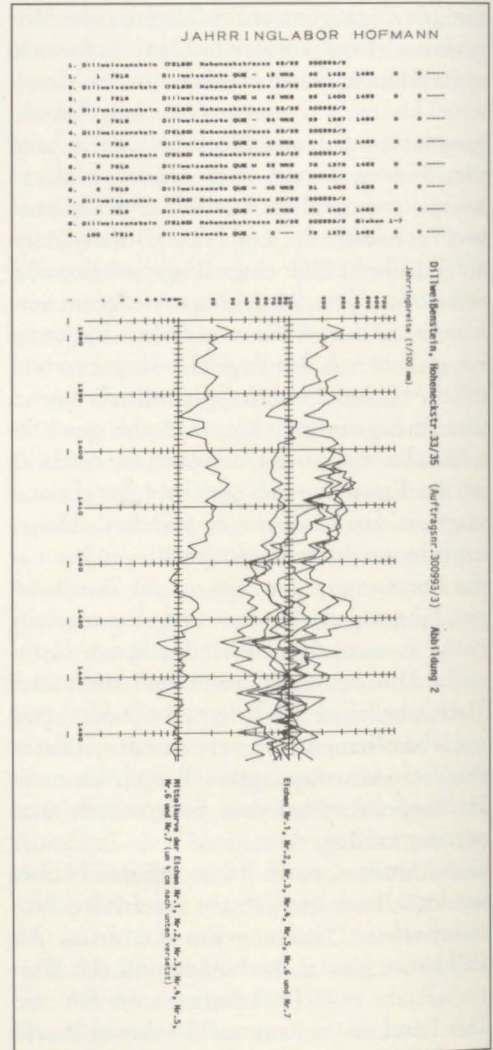
Das Gebäude war früher Teil einer landwirtschaftlichen Hofanlage. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es in Firstrichtung geteilt und modernisiert. Die zugehörige, freiste-



Pforzheim-Dillweissenstein, Hoheneckstraße 33/35. Mittelalterlicher Stockwerksbau von 1456 (d), Ansicht von Nordosten, um 1930 (Stadtarchiv Pforzheim)

hende Scheune wurde vor etwa zwanzig Jahren abgebrochen. Eine Innenbesichtigung, die Anfang 1993 stattfand, bestätigte die örtliche Überlieferung vom mittelalterlichen Ursprung des Hauses als richtig. Im Erdgeschoß sind Teile einer Bundwand mit angeblatteten Kopfbändern sichtbar. Der Grundriß mit traufseitigem Hauszugang, dreischiffiger Querzonung und zweischiffiger Längszonung entspricht dem bekannten spätmittelalterlichen Typus. Im unverbauten zweiten Dachgeschoß ist die Konstruktion des Dachstuhls mit Sparren und verblatteten Kehlbalcken sichtbar, die starke Rußspuren aufweist und einschließlich der Walmsparren original ist. Den Aufbau des Außenwandgefüges läßt eine historische Fotografie<sup>22)</sup> vom Nordgiebel erkennen: über den massiven Umfassungswänden des Erdgeschosses ist das Fachwerk stockwerksweise mit Eck- und Mittelpfosten abgezimmert. Steile, überkreuzte Strebenpaare steifen im Oberge-

schoß die Ecken aus. Die Blattverbindungen entsprechen ebenso wie die breitgelagerten Brüstungsgefache noch der oberdeutschen Bauweise. In der Giebelzone sind seitliche Steigbänder vorhanden. Der prinzipiell gleichartige Aufbau der Südgiebelwand ist durch eine ergänzend durchgeführte thermographische Aufnahme des Gefüges nach-



Pforzheim-Dillweissenstein, Hoheneckstraße 33/35. Dendrochronologische Untersuchung, Auswertung der Jahrringbreiten (Jahrringlabor Hofmann, 1993)

zuweisen. Fünf Knaggen stützen dort den weiten Dachüberstand.

Die Befundlage zeigt, daß es sich bei dem Gebäude um ein frühes Zeugnis der Stockwerksbauweise handelt. Der neuartigen Abzimmerungstechnik stehen die noch überwiegend traditionell als Verblattung ausgeführten Holzverbindungen, Steigbänder und weiten Gefache gegenüber. Das Bauegefüge ist damit typisch für die sogenannte „Übergangszeit“ und wäre nach dem bisherigen regionalen Forschungsstand in die Zeit kurz vor oder nach 1500 einzuordnen.<sup>23)</sup> Das einst schmucke Fachwerkbild mit seinen steilen Kreuzverstrebungen und dem kunstvollen symmetrischen Aufbau ist stilistisch von der Spätgotik beeinflusst. Als früheste regionale Beispiele dieser Bauform galten bislang zwei Stadthäuser in Eppingen (Altstadtstraße 32, dendrodatiert 1466, Kettengasse 9, am Kellerabgang datiert „1488“).

Für das Weißensteiner Haus ergab die Dendrodatierung durch das Büro Hofmann (Nürtingen) jedoch überraschend eine noch frühere Datierung: Das Bauholz (Eiche) wurde im Winterhalbjahr 1455/56 geschlagen, wie sieben Proben aus dem Erdgeschoß und dem Dachstuhl übereinstimmend belegen. Das Haus wurde demnach im Jahre 1456 erbaut.<sup>24)</sup>

Damit handelt es sich nicht nur um das älteste Wohnhaus im Stadtkreis Pforzheim, sondern zugleich um den ältesten Stockwerksbau, der bislang in der gesamten Region datiert werden konnte.

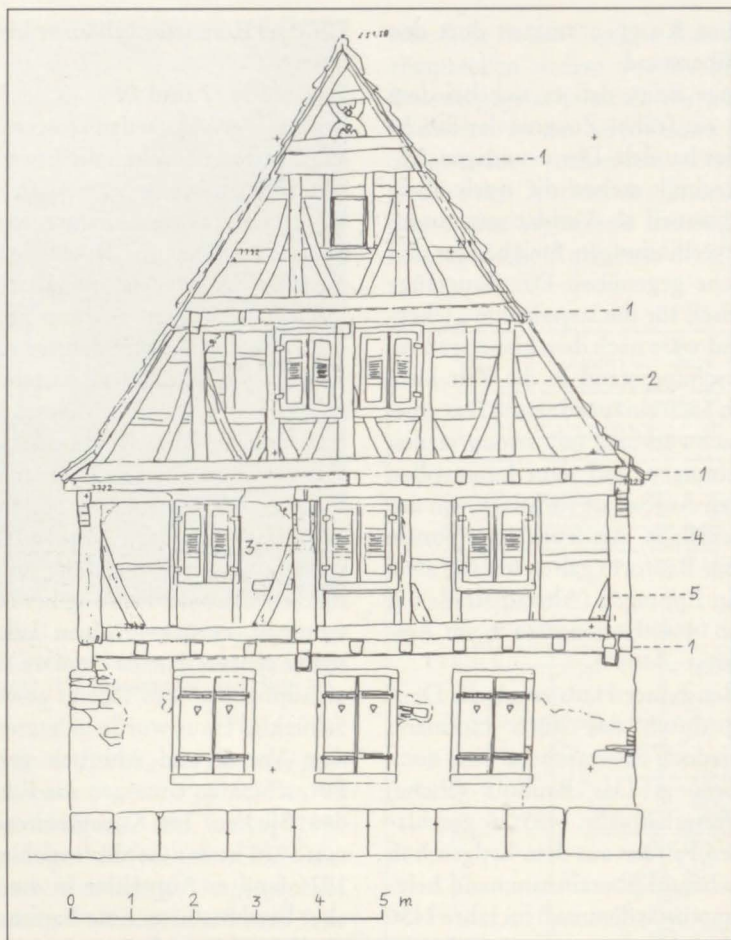
Das unerwartet frühe Baudatum gibt darüber hinaus Veranlassung, bisherige Vorstellungen einer chronologisch konsequent fortschreitenden Abfolge von „primitiven“ zu „modernen“ Baulösungen zu hinterfragen. Offenbar standen vielmehr verschiedene Varianten der Abzimmerung, wie sie die drei Weißensteiner Häuser eindrucksvoll dokumentieren, über einen längeren Zeitraum auch im ländlichen Hausbau gleichberechtigt nebeneinander.<sup>25)</sup>

## Die drei Renaissancehäuser in Eutingen

### Enzstraße 77 und 79

Eutingen gehört zu den Dörfern im Umkreis Pforzheims, die durch die Entwicklung zum Wohnvorort der Industriestadt ihr Bild radikal verändert haben. Es grenzt daher an ein Wunder, daß sich in der dortigen Enzstraße mehrere Fachwerkhäuser über die Zeit gerettet haben. Dazu gehören zwei stattliche, benachbarte Fachwerkhäuser unterhalb der Kirche, die gegenwärtig instandgesetzt und modernisiert werden: Das „Schücklesche Haus“ (Enzstraße 77) und das „Hochsche Haus“ (Enzstraße 79). Diese beiden zweigeschossigen Giebelhäuser bilden gemeinsam ein kleines Ensemble, dessen Ursprung sich nach den Erkenntnissen der jüngst durchgeführten Bauuntersuchung bis in die Renaissancezeit zurückverfolgen läßt. Die Enzstraße scheint damals - anders als heute - die „Hauptstraße“ des Dorfes gewesen zu sein. Schückles Haus wurde in letzter Minute vor dem Verfall und Abbruch gerettet. Dicke Putzschichten entzogen das Fachwerk lange den Blicken. Im Kunstdenkmäler-Inventar von 1938 ist das Gebäude nicht genannt; erst 1976 fand es Aufnahme in die (nachrichtliche) Denkmalliste. Eine Bauinschrift im Bereich des Erdgeschosses nennt die Jahreszahl „1795“. Sie galt zunächst als Baudatierung. Vermutungen der Denkmalpfleger, daß das Gebäude im Kern älter sei und in der Spätbarockzeit lediglich umgebaut wurde, erhielten mit der Teilfreilegung des Sichtfachwerks starken Auftrieb.

Am Mittelständler unterhalb der Knagge im Obergeschoß fand sich schließlich 1993 die eingestemmte, weit ältere Jahreszahl „1576“. Eine ergänzende Dendrodatierung ergab, daß das Holz tatsächlich im Winterhalbjahr 1575/76 geschlagen worden war.<sup>26)</sup> Damit bestätigte sich nicht nur die ältere Bauinschrift, sondern auch die der Dendrodatierung zugrundeliegende Annahme, daß im Winter geschlagenes Holz damals im Regel-



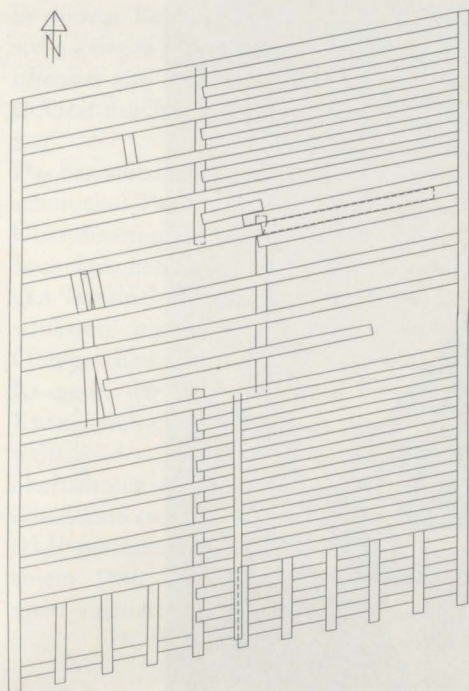
Pforzheim-Eutingen,ENZstraße 77, „Schückles Haus“. Frühneuzeitlicher Stockwerksbau von 1576, Straßenansicht (Ingenieurbüro Zoll, Bearbeitung: C. Timm, 1993). Legende: 1 = Balkenkopfgefache (teilweise noch durch Brettschalung verdeckt), 2 = ehem. Speicherluke, 3 = Jahreszahl „1576“, 4 = Fenster mit Klappläden aus der barocken Umbauphase, 5 = Fußstreben im Bereich des ehem. Fenstererkers

fall im darauffolgenden Jahr verbaut wurde. Für das Außengerüst wurde hier Eichenholz, für die der Witterung weniger ausgesetzten Innenbereiche Tannenholz verwendet.

Der dreifach auf geschnitzten Knaggen vorkragende Straßengiebel ist stockwerksweise abgezimmert. Lange und kurze Strebenpaare und Kopfwinkelhölzer mit ausgesägten Ornamenten sind im Sinne von Ziermotiven verwendet, dazu im Giebelspitz die Renais-

sanceform des geschweiften Andreaskreuzes. Im Kontrast zur aufwendig gestalteten Straßenschauf front ist der hofseitige Giebel anspruchslos abgezimmert.

In der Barockzeit wurde das Haus umgebaut. Man ersetzte das Erdgeschoß in massiver Bauweise, veränderte die Erschließung und baute das Dachgeschoß zu Wohnzwecken aus. Sämtliche Gefache wurden mit Formziegelsteinen ausgeriegelt. Die Jahres-



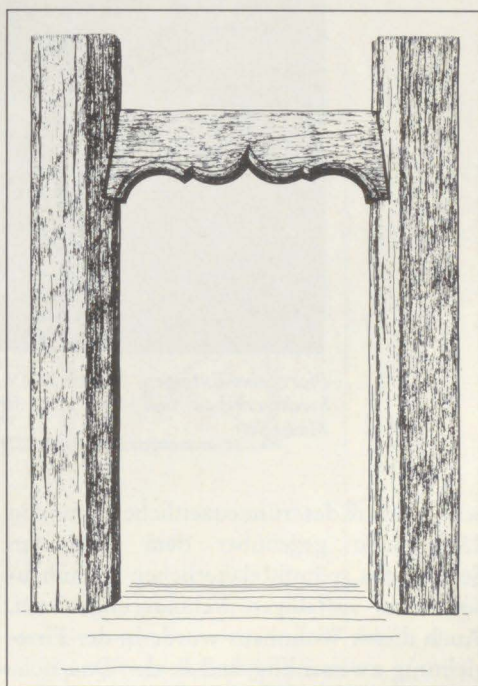
*Pforzheim-Eutingen, Enzstraße 77. Balkenlage über dem 1. Obergeschoß mit Verdoppelung im Bereich der beiden Stubendecken (Ingenieurbüro Zoll, 1991)*

zahl „1795“ dürfte sich auf diese Umbauten beziehen. Spätestens damals erhielt auch die Giebelseite zur Straße ihr heutiges Aussehen mit axialsymmetrisch angeordneten Fenstern und Klappläden nach „modernen“ Vorbildern der Barockzeit. Befunde der originalen Befensterung erhielten sich jedoch: Die kurzen Fußstreben im Obergeschoß an der Südostecke deuten auf die ursprüngliche Lage der Stube mit Fenstererker hin; innen ist diese Stube durch eine erhaltene Balkenbohlendecke ausgewiesen. Im ersten Dachgeschoß gab es ursprünglich paarweise angeordnete Giebelluken.

Zur Klärung der historischen Farbigkeit wurde im Juni 1993 eine restauratorische Untersuchung, beschränkt auf die Giebelseite, vorgenommen. Als erste Gestaltungs-

phase konnte ein graues Fachwerk mit weißen Gefachfeldern und schwarzen Begleitlinien am Gefachrand nachgewiesen werden, die sich vorwiegend im Giebelbereich erhalten hat. Zu dieser Fassung gehört auch eine in Resten noch sichtbare Binnenzeichnung in ausgewählten Gefachen. Ein achtzackiger Stern und vielleicht ein Adler (?) über den früheren äußeren Giebelluken erscheinen in diesem Zusammenhang wahrscheinlich als Symbole für Geburt und Auferstehung Christi.<sup>27)</sup> Da diese Gestaltungsphase die Wandflächen der zugesetzten äußeren Giebelluken mit einbezieht, muß sie zeitlich dem barocken Umbau zugeordnet werden.

Im Inneren ließ der barockzeitliche Umbau die ursprüngliche Grundrißgestaltung des Obergeschosses weitgehend unberührt. Die-



*Pforzheim-Eutingen, Enzstraße 77. Eingangssituation zur hinteren Stube mit spätgotisch geformtem Türsturz, 1992 (Umzeichnung: A. Tonn, 1993)*



*Pforzheim-Eutingen,ENZstraße 79, „Hochsches Haus“. Frühneuzeitlicher Stockwerksbau von 1545 (d), Straßenansicht, Nov. 1940 (Sammlung Michaelis)*

ser Grundriß des frühneuzeitlichen Baus von 1576 weist gegenüber dem bekannten Schema des spätmittelalterlichen Wohnhauses keine auffälligen Veränderungen auf. Auch dieses Wohnhaus wurde in der Firstrichtung zweischiffig und in der Querrichtung dreizonig organisiert. Beidseitig der Mittelzone (Ern) dokumentieren Balkenbohlendecken die Lage der heizbaren Wohn-

räume und danebenliegenden Kammern: Eine Vorderstube an der Südostecke und eine kleinere Hinterstube an der Nordostecke. Den originalen Eingang zur Hinterstube überfängt ein geschnitzter Türsturz, der mit einem schönen doppelten Kielbogen („Vorhangbogen“) noch spätgotisches Formengut tradiert. Die auffällig stärkere Verrußung des Dachgebälks in der Mittelzone zeigt an, daß



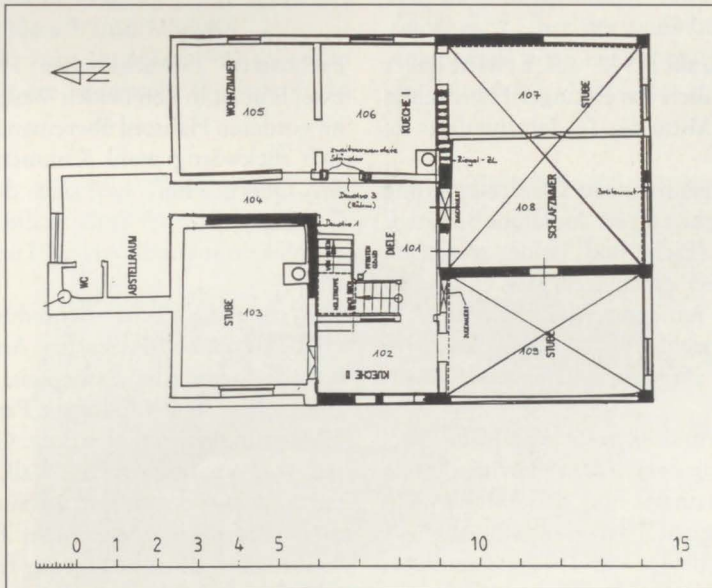
in diesem Bereich ursprünglich die Herdstelle gelegen haben muß, deren Rauch aber offenbar von Anfang an nicht mehr unkontrolliert durch den gesamten Dachstuhl abzog.

Das benachbarte Hochsche Haus durfte sein schmuckes Fachwerk stets sichtbar zeigen. Über einem massiven, vorne unterkellerten Sockelgeschoß zum Ausgleich des ansteigenden Terrains erhebt sich die Fachwerkkonstruktion mit zwei Vollgeschossen, das Obergeschoß auf schlanken, geschnitzten Knaggen, der Giebel dreifach vorkragend. Kurze geschwungene Streben, paarweise unterhalb der Brüstungsriegel angeordnet, übernehmen die Aussteifung. Im Obergeschoß muß einst zur Südostecke ein Fenstererker gessen haben, der jedoch schon auf einem 1940 aufgenommenen Foto nicht mehr existiert.<sup>28)</sup> Nach 1940 erfolgten mit

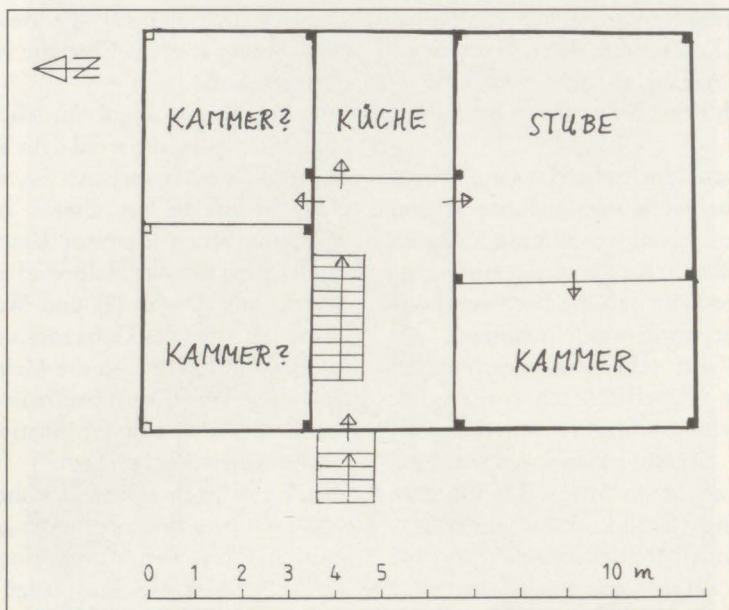
wenig Verständnis für die Besonderheiten des Gefüges weitere Eingriffe im Erd- und Obergeschoß.

Eine geschnitzte Figur im Mittelbünd des Obergeschosses, die wohl dem Vorbild einer Steinplastik nachgearbeitet ist, sicherte dem Haus bereits in der älteren Heimat- und volkskundlichen Literatur Beachtung<sup>29)</sup>. Es handelt sich um das Halbreliet eines kleinen Mannes mit Degen (?) und Wappenschild. Über das Alter des Gebäudes und die Deutung des Bildes gingen die Meinungen auseinander. Im Kunstdenkmälerverzeichnis von 1938 wurde eine Grobdatierung ins 18. Jahrhundert vorgeschlagen.<sup>30)</sup>

Unerkannt blieb dabei die nahe Verwandtschaft mit dem prominenteren „Alten Pfarrhaus“ in Bauschlott, die bei einem Vergleich des Bauegefüges ins Auge springt. Dort taucht außerdem ein Wappenschild in Verbindung



*Pforzheim-Eutingen, Enzstraße 79. Grundriß 1. Obergeschoß, Befund- und Bauperiodenplan (H. Reck, 1993, vereinfachte Umzeichnung). Legende: Schwarz = 1. Bauzustand (1545), schraffiert = Ausfachungen erneuert im 18./19. Jh., hell = Ausfachungen erneuert im 20. Jh., gekreuzte Linien = einheitliche Deckenbalkenlagen*



Pforzheim-Eutingen, Enzstraße 79. Systemgrundriß des Erdgeschosses, Rekonstruktionsplan (C. Timm, 1993). Legende: ■ = Pfosten, nachgewiesen, □ = Pfosten, analog ergänzt, → = historische Eingangssituation, nachgewiesen

mit der Jahreszahl „1542“ auf. Es hätte daher nahegelegen, auch das Eutinger Haus schon früher in die Mitte des 16. Jahrhunderts zu datieren.

Die 1993 vorgenommene Dendrodatierung hat die Richtigkeit dieser Annahme bestätigt: Das Bauholz (Eiche und Tanne) wurde im Winter 1544/45 geschlagen, das Haus also fast zeitgleich mit dem „Alten Pfarrhaus“ in Bauschlott errichtet.<sup>31)</sup> Vielleicht waren in beiden Fällen die gleichen Zimmerleute am Werk?

Auch der Grundriß zeigt eine nahe Verwandtschaft mit dem „Alten Pfarrhaus“: eine außermittige Längsteilung und die allgemein übliche dreifache Querzonung. Zugang und Innentreppe behielten bis in die Gegenwart ihren überlieferten Ort in der Mittelzone (Ern). Auffällige Rußspuren fanden sich an der gegenüberliegenden östlichen Außenwand im Erdgeschoß, wo offenbar einst die Herdstelle gewesen war. Anders als im be-

nachbarten „Schückleschen Haus“ liegen zwei Stuben in den beiden Wohngeschossen im vorderen Hausteil übereinander, während sich rückwärtig wohl Kammern befanden. Im Obergeschoß hat sich der originale Durchgang von der Stube in die benachbarte Kammer mit rundbogigem Türsturz erhalten.

Die restauratorische Befunduntersuchung erbrachte keine gesicherten Anhaltspunkte für die historische Farbigekeit, weil durch eine frühere Renovierung die Farbschichtenfolge gründlich getilgt wurde. Geringe Spuren von einer schwarzen Balkenfarbigkeit mit weißen Gefachfeldern, grauer Rahmung und schwarzen Begleitlinien fanden sich, bleiben aber als frühe Fassung fraglich. Aufschlußreichere Hinweise fanden sich im Inneren, wo in der Erdgeschoßstube als Erstfassung der Balken ein Goldocker, in der Obergeschoßstube ein Schwarz nachgewiesen werden konnte.<sup>32)</sup>

Im regionalen Fachwerkbau kommt den beiden benachbarten Häusern in der Enzstraße als frühen Vertretern der neuzeitlichen („fränkischen“) Stockwerksbauweise besondere Bedeutung zu. Ornamentformen und figürliche Bereicherung lassen deutlich den Willen zur Gestaltung von Schauffassaden erkennen. Mit neuen Repräsentationsformen im Fachwerkbau antworteten die ländlichen Bauherren offensichtlich auf den städtischen Einfluß des Renaissancestils.

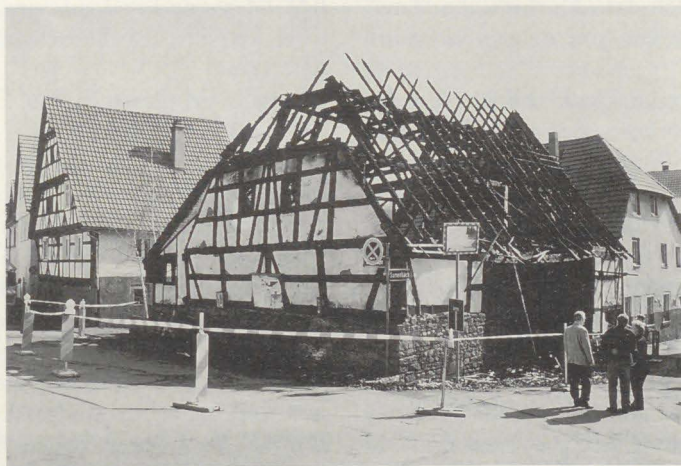
Die Häuser werden zur Zeit im Rahmen eines größeren Bauvorhabens „Nachbarschaft am alten Markt“ in Abstimmung mit der Denkmalpflege grundlegend instandgesetzt und für eine Wohneigentumsnutzung umgebaut. Dabei wurde versucht, durch die Erhaltung von Teilen der überlieferten Innenausstattung (Stubeneingänge, Balkenbohlendecken) auch im Inneren eine individuelle Wohnatmosphäre zu schaffen.

#### Der Morlocksche Hof (Enzstraße 136 a/b und 138/140)

In der Nacht zum 18. März 1993 gab es in Eutingen für die Feuerwehr Großalarm: In

der Enzstraße brannte infolge eines Kabelschwelbrandes die historische Scheune neben dem „Morlockschen Haus“ nieder. Bei der abgebrannten Scheune (Nr. 136 a/b) handelte es sich um einen giebelständigen, einstöckigen Bau, dessen Halbwalmdach und breitgelagerte Gefache noch lebhaft an Vorbilder des oberdeutschen Fachwerkbaus erinnerten. An einzelnen Stellen zeigte der Bau auch angeblattete Holzverbindungen: an der westlichen Außenwand eine Verbindung von Schwelle und Fußstrebe, im Inneren die Verbindungen von Schwelle und Fußbändern in den Querzonen. Die Scheune besaß einen doppelbödigem, unten stehenden und oben liegenden Dachstuhl. An ihrer Erbauung im 16. Jahrhundert besteht kein Zweifel. Bis zuletzt bildete sie eigentumsrechtlich mit dem benachbarten „Morlockschen Haus“ ein kleines bäuerliches Zweiseitgehöft.

Das „Morlocksche Haus“ (Nr. 138) ist bereits im Kunstdenkmälerband von 1938 verzeichnet.<sup>33)</sup> Über der seitlichen Tür befand sich damals noch ein vermauerter Stein mit der Jahreszahl „1582“, der inzwischen ver-



*Pforzheim-Eutingen, Enzstraße 136/138, bäuerliche Hofanlage des späten 16. Jh., Foto am Tag nach dem Scheunenbrand. Links das „Morlocksche Haus“ von 1582 (Kulturamt Pforzheim/UDB, 1993)*

schwunden ist. Im schmalen „Winkel“ zum östlichen Nachbargebäude ist jedoch in die östliche Sockelmauer ein weiterer beschrifteter Stein mit der gleichen Jahreszahl eingelassen. Die kürzlich vorgenommene Dendrodatierung des Dachstuhls hat die Annahme dieser Jahreszahl als Baujahr bestätigt.<sup>34)</sup>

Die straßenseitige Giebelseite des Hauses wird vom Vorkragen der vier Stockwerke auf geschnitzten Knaggen, vom Wechsel langer und kurzer Fußstrebenpaare und den ornamentierten Kopfwinkelhölzern bestimmt. Die horizontale Binnengliederung aus Brust- und Sturzriegeln ist in beiden Giebelstockwerken noch nahezu ungestört vorhanden.

Das Gebäude weist heute nur noch einen zweizonigen Grundriß mit Vorderstube und seitlichem Treppenhaus auf. Die Bewohner wissen jedoch noch, daß es einen vermauerten Abgang vom Ern gibt, der in einen alten Gewölbekeller unter dem angebauten, jüngeren Nachbarhaus (Nr. 140) führt. Eine Besichtigung des Dachraumes konnte diese Tatsache durch die Beobachtung ergänzen, daß der doppelt stehende Dachstuhl zum Nachbarhaus hin abgesägt worden ist. Damit ist klar, daß auch das „Morlocksche Haus“ einst den üblichen dreizonigen Grundriß aufwies.<sup>35)</sup>

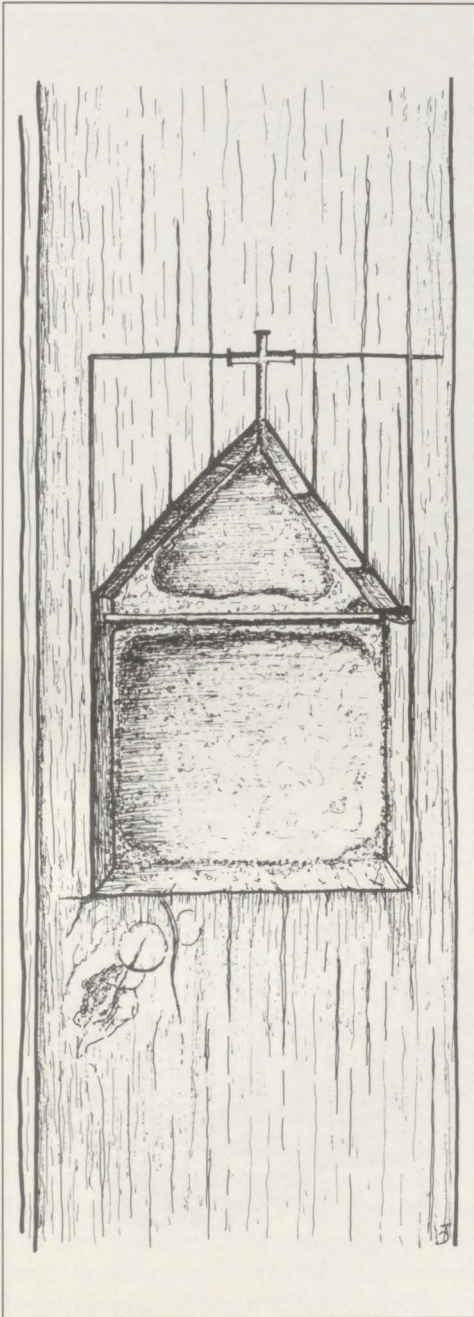
Das „Morlocksche Haus“ bildete mit der nunmehr verlorenen Scheune die letzte Hofanlage im Stadtkreis, die noch eine anschauliche Vorstellung vom Aussehen eines bäuerlichen Gehöfts vor dem kriegesischen 17. Jahrhundert vermittelte. Solche Zweiseitgehöfte als giebelständige Gebäudegruppen mit Bauernhaus und Scheune scheinen im 15. und 16. Jahrhundert in der Region häufig gewesen zu sein. Erst nach der Zäsur, die der Dreißigjährige Krieg und der Pfälzische Erbfolgekrieg im 17. Jahrhundert verursachten, setzte sich offenbar die bescheidenere Form des Einhauses durch.

### **Beobachtungen an weiteren frühneuzeitlichen Fachwerkhäusern**

Überschaut man den spärlichen Fachwerkhäuserbestand im Stadtkreis Pforzheim, so wird man neben den eben vorgestellten Objekten mit allenfalls noch fünf bis acht weiteren Häusern rechnen können, die in Teilen aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg überliefert sind.

Zu ihnen dürfte das 1991 instandgesetzte Bauernhaus Enzstraße 115 in Eutingen gehören. Dieses dreizonige, im Grundriß aber nahezu quadratische Gebäude muß laut Baubefund einst wie das Morlocksche Haus zu einer Hofanlage mit freistehender Scheune gehört haben. Es besitzt nämlich beidseitig baugleich ausgebildete Schaugiebel; der nördliche wurde in späterer Zeit durch den heutigen Scheunenanbau verdeckt. Hier wandelte man offensichtlich eine ältere Hofanlage in das heutige Einhaus um. Ein Zeugnis der (vorreformatorischen?) Volksfrömmigkeit ist die „Herrgottsecke“, die während der Instandsetzung in der Stube zum Vorschein kam: eine übergiebelte Nische am Eckpfosten, bekrönt mit einem eingeritzten Kreuz. In der Nische bewahrten die Bewohner vielleicht ein kleines Heiligenbild oder eine Bibel auf, eine Sitte, die aus dem katholischen Südschwarzwald überliefert ist.<sup>36)</sup>

Ebenfalls im Ortskern von Eutingen steht das Haus Samenbäch 2. Dieses Haus zeigt im Erdgeschoß eine „Mischkonstruktion“ mit traufseitigem Sichtfachwerk und straßenseitiger Bruchsteinmauer, vermutlich beide aus einer einheitlichen Bauphase. Der Straße zugewandt ist eine zweifach vorkragende Giebelfront mit Krüppelwalm. Wenig verändert erscheint das Fachwerkbild des Straßengiebels mit paarweise angeordneten Speicherlücken und einfachen Andreaskreuz-Strebenformen. Im Inneren zeigen Bohlenbalkendecken die Lage von zwei straßenseitigen Stuben im Obergeschoß an. Traufseitig war im „Winkel“ ein Abtrittkerker überliefert, der



Pforzheim-Eutingen, Enzstraße 115. Bäuerliches Fachwerkhaus, erbaut ca. 1600 (?). „Herrgottsecke“ am Eckpfosten der Stube, Befund 1990 (Umzeichnung: A. Tonn, 1993)

erst kürzlich beseitigt worden ist. Die komplizierte Baugeschichte dieses Hauses konnte bislang nicht gänzlich geklärt werden; offensichtlich fanden bereits in historischer Zeit größere Umbauten und Eingriffe statt. Die dendrochronologische Untersuchung des Dachstuhl erwies, daß der Westteil des Hauses im Jahre 1576 entstand und damit 24 Jahre älter ist als der Ostteil mit dem heutigen Straßengiebel.<sup>37)</sup> Die Baunaht zwischen beiden Haushälften ist durch alle Geschosse zu verfolgen. Der jüngere Haus teil entstand offenbar ähnlich wie bei dem erwähnten Beispiel in Lienzingen als Erweiterung eines bestehenden Hauses, das später im Westen stark gekürzt wurde. Darauf jedenfalls deutet die westliche, firsthohe Brandwand aus Bruchsteinen hin, die sicher nicht ursprünglich ist. Rätsel gibt ein Befund im Erdgeschoß des älteren Teils auf. Mächtige Ständer mit Kopfstreben deuten auf einen ursprünglich offenen, recht hohen Raum hin, dessen Nutzung unklar ist. Vielleicht wurde dort ein Handwerk ausgeübt.

Das heutige „Haus für Brauchtum und Heimatpflege“ (Kirchenstraße 53) im Stadtteil Brötzingen ist der versprengte Rest einer Dorfgeschichte, über die in den 1970er Jahren eine Flächensanierung hinwegging. Urkundlich ist es als frühere Gemeindefabrik bezeugt; 1873 wurde es zum „Spital“ umgebaut.<sup>38)</sup> 1948 schließlich ist es in der badischen Denkmalliste mit dem Hinweis „Armenhaus“ aufgeführt. Durch Abbruch der zugehörigen Scheune zugunsten einer Autostraße im Jahre 1975 wurde das Haus seiner Zugehörigkeit zu einer Zweiseit-Hofanlage und der Erinnerung an die bäuerliche Vergangenheit beraubt.

Das historische Gefüge des Hauses ist noch klar ablesbar. Die giebelseitigen Vorkragungen mit Abdrücken der entfernten Knaggen, der Wechsel von kurzen und langen geschwungenen Strebenpaaren, der Krüppelwalm und Anzeichen für einen früheren Fenstererker an der Südwestseite geben



*Pforzheim-Eutingen, Samenbäch 2. Fachwerkhaus, erbaut 1576/1600 (d), Straßengiebel (Kulturamt Pforzheim/UDB, 1992)*

ebenso wie der dreizonige Grundriß mit Mittelflur deutliche Anhaltspunkte für eine Entstehungszeit vor dem Dreißigjährigen Krieg. Ein altertümliches Konstruktionsmerkmal ist auch die straßenseitig sichtbare Dielung im Obergeschoß mit darauf stehenden Pfosten. Das Haus ist sicher ins 16. Jahrhundert zu datieren. Dazu paßt auch der steinerne Kellertürsturz, der noch mit einem spätgotischen Kielbogen ausgebildet ist. Ein vergleichbares Haus hat auch der Ortsteil Würm aufzuweisen. Das Bauernhaus Würmer Hauptstraße 10/12, dessen Scheune ebenfalls in den 70er Jahren einem Straßenausbau zum Opfer fiel, präsentiert sich derzeit in einem stark vernachlässigten Zustand, bewahrt aber in einigen Räumen noch bemerkenswerte Überreste seiner historischen Ausstattung. Dazu gehört eine Küchensituation mit Herdstelle und eine Stube mit Balkenbohlendecke und Fenstererker. Eine genauere Dokumentation dieses interessanten Hauses steht bislang aus. Die Erbauung im Jahre 1614 konnte jüngst durch eine Dendrodatierung nachgewiesen werden.<sup>39)</sup>



*Pforzheim-Brötzingen, Kirchenstraße 53. Ehemalige Schäferei, erbaut vermutlich in der 2. Hälfte des 16. Jh., Ansicht von Nordosten (Zeichnung H. Knodel, um 1980)*



*Pforzheim-Würm, Würmer Hauptstraße 10/12. Bäuerliches Fachwerkhaus, erbaut 1614 (d), Ansicht von Südosten mit altem Fenstererker (G. Beck, 1990)*

## Und Pforzheim?

Als der Basler Kupferstecher Matthäus Merian d. Ä. ungefähr im Jahre 1616 für seine berühmte „Topographia Germaniae“ die Ansicht von Pforzheim zeichnete, die 1643 im Teilband „Topographia Sueviae“ erschien, konnte er nicht ahnen, daß er damit der Nachwelt das einzige Dokument des mittelalterlichen Bildes dieser Stadt überliefern würde. Auch Pforzheim, so zeigt es der Merian-Stich, war eine Fachwerkstadt. Das Bild von Häusern mit Fachwerkgliederungen, Vorkragungen, Giebeln, einzelnen Halbwalmen, Gauben und Schornsteinen in sicherlich stilisierter Form ist mit der Kupfernadel deutlich angegeben. In manchen von ihnen möchte man die eben vorgestellten Häuser wiedererkennen.

## Zusammenfassung

Entgegen bisheriger Annahmen sind in den eingemeindeten Ortsteilen Pforzheims noch verschiedene Bauern- und Ackerbürgerhäuser überliefert, die zeitlich vor der historischen Zäsur der Kriege des 17. Jahrhunderts entstanden und sogar bis in die Zeit des berühmten Pforzheimer Humanisten Johannes Reuchlin zurückreichen. Als bauliche Dokumente ermöglichen sie uns einen anschaulichen Einblick in das dörfliche Leben und Wohnen des Spätmittelalters. Indirekt läßt sich dadurch auch vom einstigen Aussehen der einfacheren Wohnhäuser in der Stadt Pforzheim eine gewisse Vorstellung gewinnen.

Die in württembergischen Städten und im ländlichen Kraichgau durch die Bauforschung in den beiden letzten Jahrzehnten gewonnenen Erkenntnisse vom Aussehen und von der Grundform mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Häuser bestätigen sich bei den untersuchten Objekten. Durchweg handelt es sich um giebelständige, ein- oder zweigeschossige Sichtfachwerkbauten mit hochliegenden Steinkellern und mächtigen Speicherböden. Der dreizonige Grundriß mit zwei Längsschiffen bildet die Regel. Die mittlere Querzone mit Hauseingang, Flur und Treppe enthielt außerdem die Küche mit Feuerstelle, von der auch die Stube(n) beheizt wurde(n). Zu den bäuerlichen Hofstellen gehörten oft freistehende Scheunen. Die neuzeitliche Abzimmerungstechnik des Stockwerksbaus war spätestens seit der Mitte des 15. Jahrhunderts neben der mittelalterlichen Geschoßbauweise gebräuchlich und löste diese gegen 1500 endgültig ab. Gemeinsamkeiten des Grundrisses und konstruktive Besonderheiten deuten auf kulturellen Austausch mit dem badisch-elsässischen Oberrheintal einerseits und dem schwäbischen Neckarraum andererseits hin. Der Raum Pforzheim lag eben schon damals an einer „Nahtstelle“.

Heute ist es unsere Aufgabe, die wenigen verbliebenen Fachwerkhäuser in den Ortsteilen von Pforzheim in ihrem weiteren Bestand zu sichern. Aus dem „alden G'lump“, den lange geringgeschätzten Hinterlassenschaften überwundener Armut und Rückständigkeit, ist durch genaueres Hinsehen ein wertvoller Schatz an heimatgeschichtlicher und baugeschichtlicher Überlieferung geworden. Ihm gilt es eine Zukunft zu geben.

## Dankeschön

Für die kritische Durchsicht des Manuskripts und Hinweise auf aktuelle Forschungsergebnisse im Enzkreis danke ich Herrn Dr. Hermann Diruf vom Landesdenkmalamt Karlsruhe.

---

### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Das Bauernhaus in Baden ... (siehe Literaturliste), S. 56 f. (Tafel Baden Nr. 12).

<sup>2)</sup> Die Kunstdenkmäler Badens (= KDM), Amtsbezirk Pforzheim-Land, S. 33 f.

<sup>3)</sup> KDM, Amtsbezirk Pforzheim-Land, S. 26 f.

<sup>4)</sup> Huxhold (siehe Literaturliste), 1954 und 1980.

<sup>5)</sup> Bedal (siehe Literaturliste), 1982 und 1985.

<sup>6)</sup> Diruf/Timm (siehe Literaturliste), S. 31, 236 f. - Bauhistorische Untersuchung am Haus Knittlinger Straße 21 in Mühlacker-Lienzingen. Von Albrecht Bedal, Robert Crowell, Max Oeter. Karlsruhe 1985 (unveröff. Man.).

<sup>7)</sup> Für die entsprechenden Hinweise danke ich Herrn Dr. Diruf, Landesdenkmalamt Karlsruhe.

<sup>8)</sup> Becht/Fouquet (siehe Literaturliste), S. 105 f. - Das 1908 abgebrochene Bronnersche Haus in der Unteren Augasse (KDM, Stadt Pforzheim, S. 380) könnte aufgrund von äußeren Merkmalen (Fensterker, Krüppelwalm) noch einer Bauzeit im 16. Jahrhundert angehört und damit die Kriege überstanden haben. Überlieferte Bauinschriften in anderen Fällen dürfen nur auf das steinerne Sockelgeschoß bezogen werden, z.B. für das angeblich „1561 erbaute Haus Holzhauer, Gymnasiumstraße 32“ (Hans-Peter Becht: Pforzheim, so wie es war, Düsseldorf 1987, S. 55).

<sup>9)</sup> Für sämtliche hier vorgestellten Gebäude wurden beim Vermessungs- und Liegenschaftsamt bzw. den Ortsverwaltungen der Stadt Pforzheim die Einschätzungsverzeichnisse der Badischen

Gebäudeversicherung ausgewertet. Die dortigen Baualtersangaben weichen in nahezu allen Fällen gravierend (bis zu 200 Jahre) von den dendrochronologisch ermittelten Daten ab und besitzen daher in Bezug auf die Häuser des 15./16. Jahrhunderts nur einen geringen Informationswert.

<sup>10)</sup> Anstett, Peter: Entwicklungsstationen - Denkmalpflege und Denkmalschutz in Pforzheim. In: Blickpunkt Pforzheim, Winterhalbjahr 1982/83, S. 31.

<sup>11)</sup> Siehe Definition bei Bedal, 1982, S. 316, Anm. 6.

<sup>12)</sup> Vergleiche Bedal, 1985, S. 279 f.

<sup>13)</sup> Scholkmann, 1981/1982. - Lohrum, 1983. - Lohrum/Bleyer, 1984 (siehe Literaturliste).

<sup>14)</sup> Mitteilung des derzeitigen Eigentümers, 1992.

<sup>15)</sup> Bauanzeige mit Grundrißplänen über „ausgeführte Veränderungen“ in Nr. 47 vom April 1923 (Stadt Pforzheim, Baugenehmigungsakte).

<sup>16)</sup> Barbara Kollia-Crowell/Robert Crowell: Bauforschung Wohnhaus Belremstraße 47/49 in Pforzheim-Dillweißenstein, Untersuchungsbericht 1992 im Auftrag des Landesdenkmalamtes Karlsruhe.

<sup>17)</sup> Schili, 1957 (siehe Literaturliste).

<sup>18)</sup> Bedal, 1982 (siehe Literaturliste).

<sup>19)</sup> Insbesondere der Einfluß der Straßburger Münsterbauhütte auf den Bau der Schloßkirche in Pforzheim, die Verwendung formgleicher Kapitelle an der Klosterkirche Schwarzach und der Pfarrkirche Pforzheim-Brötzingen, die Tätigkeit des Pforzheimer Bildschnitzers Hans Kern in Baden-Baden und des markgräflichen Baumeisters Hans Spryß in Pforzheim, Herrenalb und Ettlingen.

<sup>20)</sup> Webel (siehe Literaturliste), S. 39.

<sup>21)</sup> KDM, Stadt Pforzheim, S. 419.

<sup>22)</sup> Schreiner, Waltraud: Pforzheim in alten Ansichten. Pforzheim 1989, Tafel 88. (Vorlage im Stadtarchiv Pforzheim, Fotosammlung.) Eine ähnliche Aufnahme befindet sich im Besitz der Eigentümer des Anwesens Nr. 35.

<sup>23)</sup> Huxhold, 1990, S. 14 f.

<sup>24)</sup> Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung, 1993, Jahrringlabor Hofmann (Nürtingen) im Auftrag der Stadt Pforzheim.

<sup>25)</sup> Zur Diskussion vgl. Bedal, 1985, S. 281, neuerdings Lohrum, 1992 (siehe Literaturliste), S. 248 ff. - Herrn Werner Bornbaum verdanke ich den Hinweis, daß auf dem um 1480 gemalten Stifterbild des Aureliusklosters in Hirsau ein Haus in ähnlicher Bauart (links oben) abgebildet ist.

<sup>26)</sup> Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung, 1993, Jahrringlabor Hofmann (Nürtingen) im Auftrag der Bauherren.



<sup>27)</sup> Lutz J. Walter: Bericht der restauratorischen Untersuchung, 1993 im Auftrag der Bauherren.

<sup>28)</sup> Fotoarchiv M. Michaelis, Pforzheim (Aufnahme: Atelier Römler und Bolz, datiert 18. Nov. 1940).

<sup>29)</sup> Hillenbrand (siehe Literaturliste), S. 345. - Reble, S. 122 f. - Vergleichsstücke sind regional sehr selten; Hillenbrand erwähnt den „Wassermärte“ an einem Haus in Roßweg und den Neidkopf an einem inschriftlich auf 1568 datierten Haus in Maulbronn-Schmie.

<sup>30)</sup> KDM, Amtsbezirk Pforzheim-Land, S. 84.

<sup>31)</sup> Hans-Hermann Reck: Bauhistorisches Kurzgutachten über das Wohnhaus Enzstraße 79 in Eutingen (Pforzheim), 1993 im Auftrag der Bauherren.

<sup>32)</sup> Lutz J. Walter: Bericht der restauratorischen Untersuchung, 1993 im Auftrag der Bauherren.

<sup>33)</sup> KDM, Amtsbezirk Pforzheim-Land, S. 84.

<sup>34)</sup> Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung, 1993, Jahrlinglabor Hofmann (Nürtingen) im Auftrag der Stadt Pforzheim: Tannenholz, Fälldaten Winterhalbjahr 1581/1582.

<sup>35)</sup> Vgl. Grundrißskizze bei Reble (siehe Literaturliste), S. 122.

<sup>36)</sup> „Im Eckpfosten in einer Nische, in der, oder über der, sich Kreuzifix bzw. Bibel befinden; auch Pfeffer und Salz wird hier aufbewahrt ...“ (Das Bauernhaus in Baden ..., S. 21).

<sup>37)</sup> Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung, 1993, Jahrlinglabor Hofmann (Nürtingen) im Auftrag der Stadt Pforzheim.

<sup>38)</sup> Ehmann (siehe Literaturliste), S. 77, 134, 191. - KDM, Stadt Pforzheim, S. 405.

<sup>39)</sup> Ergebnis der dendrochronologischen Untersuchung, 1993, Jahrlinglabor Hofmann (Nürtingen) im Auftrag der Stadt Pforzheim.

---

### Benutzte Literatur

Das Bauernhaus in Baden, Württemberg und der Rheinpfalz. Mit einer Einführung von Heinrich Mehl. Hannover 1990 (Reprint der Erstausgabe aus der Reihe „Das Bauernhaus im deutschen Reich“, Berlin 1906).

Becht, Hans-Peter/Fouquet, Gerhard: Pforzheim im Pfälzischen Krieg 1688-1697. Ein Beitrag zur Geschichte und Topographie der Stadt am Ende des 17. Jahrhunderts. In: Becht, Hans-Peter (Hg.): Pforzheim in der frühen Neuzeit. Sigmaringen 1989 (= Pforzheimer Geschichtsblätter, Bd. 7).

Bedal, Albrecht: Neue Materialien zum Firstsäulenbau im Kraichgau. In: Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 33, 1983.



# Hexen

Hexen und Hexenverfolgung  
im deutschen Südwesten

17. Sept. bis 11. Dez. 1994

Eine Ausstellung des  
Badischen Landesmuseums Karlsruhe  
im Schloß

 **Badisches  
Landesmuseum**  
Karlsruhe

Ders.: Geschoßbau und Stockwerksbau - Beobachtungen zum älteren ländlichen Baubestand im Kraichgau. In: Hausbau im Mittelalter II, 1985. Binding, Günther/Mainzer, Udo/Wiedenau, Anita: Kleine Kunstgeschichte des deutschen Fachwerkbaus. Darmstadt 4. Aufl. 1989.

Diruf, Hermann/Timm, Christoph: Kunst- und Kulturdenkmale in Pforzheim und im Enzkreis. Stuttgart 1991.

Ehmann, Karl: Die Geschichte des Dorfes Brötzingen. Pforzheim 1980.

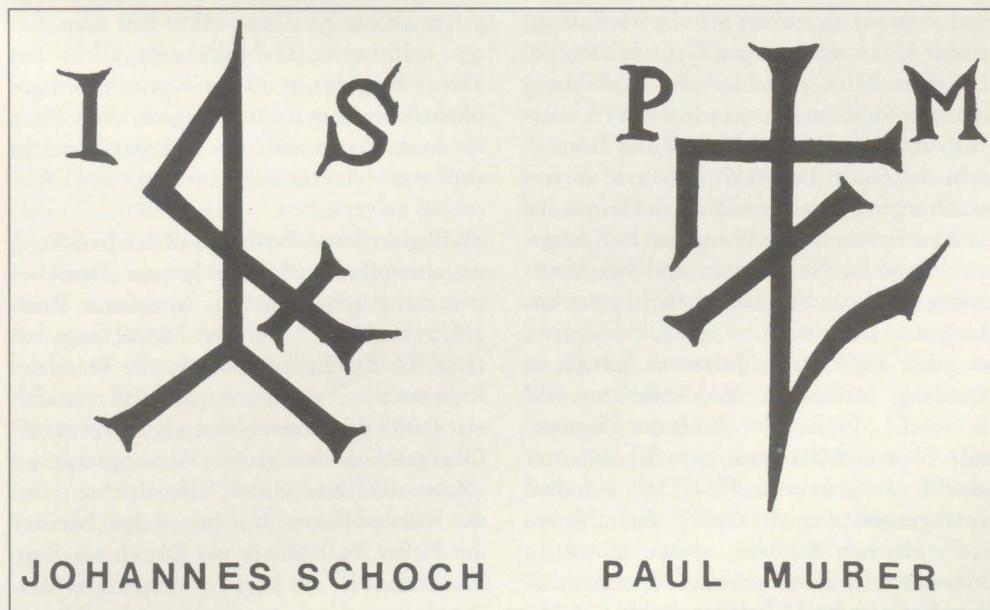
- Eitzen, Gerhard: Zur Geschichte des südwestdeutschen Hausbaues im 15. und 16. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Volkskunde 59. Jg. 1963.
- Hillenbrand, Karl: Volkskunst zwischen Pfinz, Enz, Nagold und Würm. In: Badische Heimat 50. Jg. 1970, H. 2/3.
- Ders.: Die Ziegler der Pforzheimer Gegend und ihre Kunst. In: Badische Heimat 50. Jg. 1970, H. 2/3.
- Huxhold, Erwin: Die älteren Fachwerkbauten im Kraichgau. Ein Beitrag zur Kenntnis der Holzbaukunst des 15. und 16. Jahrhunderts. Karlsruhe (Diss.) 1954.
- Ders.: Das Bürgerhaus zwischen Schwarzwald und Odenwald. Tübingen 1980.
- Ders.: Die Fachwerkhäuser im Kraichgau. Ein Führer zu den Baudenkmalen. Bretten 1990.
- Kiehnle, Edmund: Bauern- und Bürgerhäuser im Nordbadischen. In: Badische Heimat, 62. Jg. 1982, H. 3.
- Die Kunstdenkmäler Badens. Amtsbezirk Pforzheim-Land. Bearbeitet von Emil Lacroix, Peter Hirschfeld und Wilhelm Paeseler. Karlsruhe 1938.
- Die Kunstdenkmäler Badens. Stadt Pforzheim. Bearbeitet von Emil Lacroix, Peter Hirschfeld und Wilhelm Paeseler. Karlsruhe 1939, unveränderter Nachdruck Frankfurt/M. 1983.
- Lohrum, Burghard: Bemerkungen zum südwestdeutschen Baubestand im 14./15. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 33, 1983.
- Ders.: Fachwerkbau. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch - Die Stadt um 1300. Stuttgart 1992.
- Lohrum, Burghard/Bleyer, Hans-Jürgen: Notizen zum Bauen und Wohnen im ausgehenden Mittelalter (I, II). Dargestellt an südwestdeutschen Hausbauten. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, H. 3/1984, H. 4/1984.
- Phleps, Hermann: Alemannische Holzbaukunst. Wiesbaden 1967.
- Reble, Georg: Aus der Heimat. Geschichte der Gemeinde Eutingen an der Enz. Eutingen/Baden (1960).
- Schili, Hermann: Das oberrheinische Kniestockhaus. In: Badische Heimat, 37. Jg. 1957.
- Scholkmann, Klaus: Fachwerkbauten des 15. Jahrhunderts (1-5). In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, H. 1/1981, H. 3/1981, H. 4/1981, H. 1/1982, H. 3/1982.
- Timm, Christoph: Pforzheim um 1500. Zur Topographie einer verschwundenen Stadt. In: Die Löbliche Singergesellschaft von 1501 (Hg.): Pforzheim zur Zeit der Pest. Pforzheim 1993.
- Webel, Oskar: Chronik von Dillweissenstein. Pforzheim 1927.

## Johannes Schoch, Baumeister der Renaissance, und seine Zeit

Gerhard Kaiser, Ettlingen

Als Werkmeister und Stadtbaumeister der Stadt Straßburg, Baumeister am Hof der Markgrafen von Baden-Durlach, Hofbaumeister des Kurfürsten von der Pfalz sowie Stiftsbaumeister des Bischofs von Speyer, war Johannes Schoch einer der hervorragendsten Baumeister in Süddeutschland. Er und sein Zeitgenosse Heinrich Schickhard, fürstlicher Hofbaumeister im Herzogtum Württemberg, gelten als die wichtigsten Vertreter der „Deutschen Renaissance-Architektur“. Während zu dieser Zeit in Italien die Anlehnung an die Antike wie z.B. bei Andrea Palladio (1508-1580) vorherrscht, zeigt

die Architektur in Deutschland noch deutlich eine vertikale Betonung der Bauglieder im gotischen Stil. Die Baelemente des Südens werden übernommen, aber gleichzeitig kunstvoll weiterentwickelt. Dabei lösen sich die Skulpturen von dem architektonischen Aufbau. Frei vor dem Hintergrund stehend, sind die Statuen mit kräftiger Schattenwirkung gestaltet. Typische Beispiele dafür sind die Fassaden der beiden prächtigen Renaissance-Paläste innerhalb des Heidelberger Schlosses, der Ottheinrichsbau (1556-1559) und der Friedrichsbau (1601-1607). Johannes Schoch wurde 1550 in Königsbach



Meisterzeichen von Johannes Schoch und Paul Murer in der Eingangshalle im „Neuen Bau“ in Straßburg



Karlsruhe, Artilleriekaserne Gottesau um 1850

bei Pforzheim in der Markgrafschaft Baden-Durlach geboren. Sein Vater war Zimmermann und in Königsbach Vorstand der Wiedertäufer. Auch der Sohn erlernte das Zimmerhandwerk. Johannes Schoch wird als ein ernster Mann mit strengen Grundsätzen beschrieben. Nach Abschluß der Ausbildung wählte er Straßburg zu seiner neuen Heimatstadt. Im Jahre 1572 erhielt er das Bürgerrecht der Stadt. 1574-1576 arbeitete er von Straßburg aus in seiner badischen Heimat für Freiherr Erasmus von Venningen in Königsbach, dann in Neidenstein und bei Maulbronn, wo er u.a. beauftragt war, Mühlen anzulegen.

Im Jahre 1577 wurde Johannes Schoch in Straßburg Städtischer Mühlenmeister und als Geselle Mitglied der Zunft der Zimmerleute. Vom Rat der Stadt zum Werkmeister bestellt, baute er von 1582-1585 auf dem Gutenbergplatz in Straßburg den „Neuen Bau“, ehemals Rathaus, später Hotel du Commerce (Börse) genannt. Der Gutenbergplatz war im Mittelalter durch den Abbruch der Pfarrkirche St. Martin entstanden.

Um ihn gruppierten sich im 16. Jh. das alte Rathaus, ein ansehnlicher Bau aus dem Jahre 1322, die Kanzlei von 1464, die Münze von 1509 und der von Johannes Schoch konzipierte „Neue Bau“ von 1585. Von allen diesen städtischen Gebäuden ist allein der „Neue Bau“ bis in unsere Tage erhalten geblieben. Er war dazu bestimmt, dem Platz am Ende der Straße zum Münster-Westbau einen architektonisch bedeutsamen Abschluß zu verleihen.

Zu Beginn der Maßnahme soll der großzügig gestaltete Bau noch keine genaue Zweckbestimmung gehabt haben. In seinem Buch „L'Art de Alsace“ berichtet Hans Haug, daß zunächst das Erdgeschoß an die Handelsleute vermietet worden sei, und daß man sich erst später dazu entschlossen habe, im ersten Obergeschoß den großen Sitzungssaal des „Rates der Dreihundert“ einzurichten. An der Bauausführung war neben dem Meister der Polier Paul Murer aus Zürich beteiligt. Meisterhaft ist das Portal gestaltet. Die Meisterzeichen mit den entsprechenden Monogrammen von Johannes Schoch und Paul

Murer sind in der Eingangshalle links und rechts in den beiden Scheitelpunkten des Gewölbes angebracht.

Die Fassaden der beiden Obergeschosse über den Arkaden sind von einer zurückhaltenden und maßvollen Architektur. Nach Meinung Haugs sei diese Architektur einzig in ihrer Art im Elsaß und ohne Zweifel ein seltenes Beispiel dafür, wie der Baumeister die malerische Wirkung der Spätgotik oder eines frühen Barocks zu umgehen suchte. Französische Einflüsse seien möglich, obwohl die Ornamentierung wesentlich in der Tradition der Straßburger Meister liege, die hervorragend durch die Ornament-Kupferstecher Tobias Stimmer und Wendel Dietterlin vertreten werden. Meister Dietterlin war z.B. damit beauftragt, die glatten Flächen der Fensterbrüstungen am Gebäude mit gemalten Allegorien zu schmücken; diese sind allerdings seit dem 18. Jh. verschwunden. Mit Sicherheit zählt der „Neue Bau“ in Straßburg zu den elegantesten Gebäuden der Renaissance im Elsaß.

Die Überlieferung schrieb lange Zeit die Fassaden des Gebäudes Daniel Specklin zu, der seit 1577 das Amt des Stadtbaumeisters von Straßburg innehatte. Er war Ingenieur der Festungsbaukunst. Mit seiner Chronik über die „Architectura von Vestungen“ wurde er weit über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus bekannt.

Die Fehldeutungen an der Urheberschaft des Entwurfs zum „Neuen Bau“ hängen auch damit zusammen, daß während der Bauzeit, im April 1583, der junge Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach (1577-1604) Johannes Schoch in seine Residenzstadt Durlach berufen hatte, um ihm die Stelle eines fürstlichen Hofbaumeisters anzutragen. Nach der Chronik „Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof“ ging der Meister gern darauf ein, „in die Markgrafschaft als sein Vaterland zu ziehen, wo er noch Gutes besaß. Denn sein Einkommen war so schmal, daß er seit fünf Jahren für sich und seine

Kinder keine 6 Gulden hatte sparen können“. Im Juli 1583 begann Johannes Schoch im Auftrag des Markgrafen mit dem Bau des Ernestinums (Gymnasium). Das Gebäude war im Mai 1585 vollendet; es stand bis 1689 neben der Stadtkirche in Durlach. Fast zwei Jahre war der Straßburger Architekt in markgräflichen Diensten und gelangte bei Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach in Gunst und Gnad'. Nach Beendigung der Baumaßnahme kehrte er nach Straßburg zurück.

In den Jahren 1587-1588 erstellte Johannes Schoch, nunmehr als Lohnträger der Stadt angestellt, das ehemalige Salzhaus und zur gleichen Zeit 1587 die Große Metzsig gegenüber der Rabenbrücke. Rechtwinklig sind die Gebäude der Metzsig um einen geöffneten Hof angeordnet. An der Straßenseite führte vor Zeiten eine doppelläufige Freitreppe nach oben. Im Innenhof befindet sich ein malerischer Ziehbrunnen aus der Zeit um 1480. Heute ist in diesem Gebäudekomplex das Historische Museum der Stadt Straßburg untergebracht.

Nach dem Tode des Stadtbaumeisters Specklin 1590 wurde Johannes Schoch, als dessen Nachfolger, oberster Stadtbaumeister. Als solcher entwarf er Pläne für Mühlen, Brücken und Befestigungsanlagen. 1597 entließ die Stadt ihren Baumeister aus finanziellen Gründen. Straßburg, eine der reichsten Städte im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, konnte seinen Stadtbaumeister nicht mehr entlohnen. Offenbar hatte es aber zwischen Schoch und dem Rat der Stadt Straßburg Auseinandersetzungen über die Wahrnehmung seiner Aufgaben als Stadtbaumeister gegeben.

Vor 900 Jahren, anno 1094, stiftete Graf Berthold von Heneberg, so wird der Fundator auf einer 1979 wiedergefundenen Grabplatte genannt, die Benediktinerabtei Gottesau. Die inzwischen wieder verschollene Grabplatte zeigt die Figur eines Ritters mit Lanze, Schwert und Stechhelm.



*Karlsruhe, Schloß Gottesaue nach dem Wiederaufbau 1993*

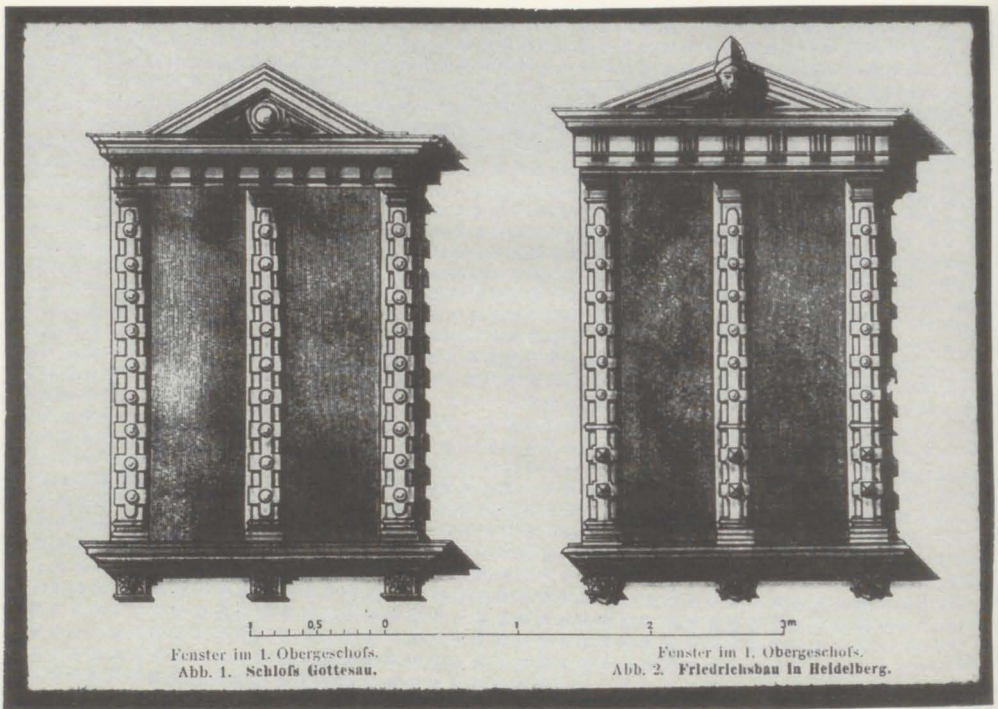
Nach Teilzerstörungen im Bauernkrieg 1525 wurde das Kloster durch Markgraf Karl II. von Baden-Durlach (1553-1577) im Jahre 1556 säkularisiert. 1588 faßte sein Sohn Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach den Entschluß, an der Stelle des Klosters Gottesau ein Lust- und Jagdschloß zu errichten. Noch im gleichen Jahr verhandelte er mit Johannes Schoch über die Planung. Nach Vorlage der Entwurfspläne (Visierung) am Hof zu Durlach mußte der Meister, durch eine Dienstreise nach Braunschweig verhindert, die Bauausführung des Schlosses seinem Polier aus der Straßburger Zeit Paul Murer überlassen. Der Meister entsprach den Vorstellungen des Fürsten. Er kündigte seine Dienste in Straßburg und übernahm das Bauwesen am Hof zu Durlach. Im Frühjahr 1589 wurde die Klosterkirche niedergeworfen und anschließend mit dem Schloßbau, zunächst in geringeren Ausmaßen, begonnen. Zu Beginn der Bauarbeiten waren bereits über 20 Meister und Gesellen aus Straßburg und anderen Orten an der Baustelle anwesend. In den noch vorhandenen Bauakten werden namentlich genannt: Meister Georg Salzmann als Vertreter des Werkmeisters Paul Murer und Steinmetzmeister Hans Weigel aus Weilheim; er hatte die Bauaufsicht von 1588 bis 1591 über die Steinmetzhütte auf den Bauhöfen zu Durlach und zu Gottesau. Ein Ordnungsbuch der Steinmetzgesellen vom 28. Aprilis anno 1589, erlassen in der Hofkanzlei des Markgrafen in der Carlsburg zu Durlach, hat folgenden Prolog:

„Der Durchlauchtig Hochgebohren First und Herr, Herr Ernst Fridrich, Marggrave zu Baden und Hachberg, Landtgraffe zu Sausenberg, Herr zu Röteln, und Badenweyler pp mein gnediger Fürst und Herr, hatt durch gnedige erfolgte Warnung bisher befunden, daß sich etliche Gesellen Steinmetz-Handt-Werks, so die Zeit an Irer Fl. gn. Hauptbauw des Closters Gotzauw geschafft, mit mehrerem Gehorsam und vleiß gegen der selben besagten Bauw und Irer Maistern,

auch der für gewysnen Arbeit, dann zuvor beshen gewesen erzeigt und beflisen, also das Ir Fl. gn. dadurch und zu befürderung dises Hauptbauws Ir der Steinmetzen wolfart, und daß sich zu demselben ein großer Anzahl der Gesellen finden möchten, gnedig bewegt worden, einem Jeden Gesellen so jetziger Zeit ob dieser Arbeit zugegen, und künftig darzu kommen würd, Monatlichen neben Irer Maisster belohnung Zwölf Batzen vo seiner gnaden, und durch derselben Bauwbezahler geben lassen wöllen, doch sollen sie hingegen schuldig sein, volgender Ordnung, und derselben innverleibten Articuln unverbrüchlich, und bey verlust derselben, zu geloben.“

Das Ordnungsbuch kann mit den Geboten und Hinweisen Ihrer Fürstlichen Gnaden als ein typisches Beispiel für Bauverträge aus jener Zeit bezeichnet werden. Ähnliche Ordnungen wurden üblicherweise bei bedeutenden Baumaßnahmen abgeschlossen.

Erst in einem zweiten Bauabschnitt erhielt das Bauwerk durch Erweiterungen im Grundriß und durch zwei flankierende Rundtürme im Norden sein regelmäßiges Aussehen. Der Baumeister ahmte hier „die Form kleiner französischer Schlösser oder Manoirs nach“. 1591 errichtete Benedikt Roth an der westlichen Hauptfassade des Schlosses den Treppenturm „darinnen ein schöner weiter Schneckhen 149 Stafflen hoch mit Blumen und Laubwerk ausgehauen“ sowie die Aufbauten über dem Kranzgesims. Anschließend wurden zwei liegende Dachstühle aufgeschlagen und eingedeckt. In den Jahren 1590 und 1591 kam Johannes Schoch auf Anordnung des Markgrafen nach Durlach, um auf der Baustelle in Gottesau nach dem Rechten zu sehen. 1594 waren die Statuen des Stuttgarter Bildhauers Mathias Kraus auf der Dachbalustrade aufgestellt und damit das Äußere des Lust- und Jagdschlosses Gottesau fertiggestellt. Aus einem Steinbruch in Kürnbach stammten die Sandsteinblöcke für die 14 Balustradenfiguren.



Fenster im 1. Obergeschoß.  
Abb. 1. Schloß Gottesau.

Fenster im 1. Obergeschoß.  
Abb. 2. Friedrichsbau in Heidelberg.

*Fensterausbildungen Schloß Gottesau und Friedrichsbau in Heidelberg*

Die architektonischen Strukturen sowie die allegorische und symbolische Formensprache von Gottesau und dem Friedrichsbau im Schloß in Heidelberg, dem Hauptwerk des Meisters Johannes Schoch, zeigt deutlich und zweifelsfrei die Urheberschaft an der Planung des Schlosses Gottesau. Der eigentliche Erbauer des Schlosses Paul Murer verstarb zwischen 1593 und 1594.

In den Kriegen 1689 und 1735 niedergebrannt, wurde das Gebäude als Barockschloß wieder aufgebaut. Dabei trug man das dritte Fassadengeschoß und das vierte Stockwerk der Türme ab. Es wurde ein Zwischengeschoß eingezogen und die verkürzten Türme erhielten eingeschnürte Kugelhauben. Zunächst als Mustergut betrieben, fand das Schloß nach 1818 als Artilleriekaserne Verwendung. Im Kriegsjahr 1944 zerstörten bei einem Luftangriff auf die Stadt

Karlsruhe Bomben das Schloß Gottesau. Nach dem Kriege mußten die beiden südlichen Türme und die anschließenden Außenwände gesprengt werden. Die Schloßruine war stark baufällig geworden. Erst in den Jahren 1979-1989 ließ die Landesregierung Baden-Württemberg das Schloß, nunmehr als Musikhochschule genutzt, vom Staatlichen Hochbauamt Karlsruhe wieder aufbauen. Lang wurde über das künftige Aussehen der historischen Fassaden diskutiert. Sollte das Schloß im ursprünglichen Stil der Renaissance wieder aufgebaut werden, oder gibt man der im Kriege zerstörten barocken Fassung den Vorzug. Die Staatliche Hochbauverwaltung entschied sich für eine Rekonstruktion in Annäherung an die von Johannes Schoch seinerzeit gestaltete Renaissancefassung. Nicht zuletzt war für diese Entscheidung die bessere Unterbringung des



umfangreichen Nutzungsprogramms der Musikhochschule ausschlaggebend. Mit Ausnahme der 1689 ausgebauten Fensterumrahmungen (Aediculae) in den Fassaden, wurde Originaltreue auf Grund verlässlicher Nachweise aus der Zeit der Renaissance angestrebt. Johannes Schoch bediente sich des „Säulenbuches“ von Hans Blum, das auf die damaligen Veröffentlichungen der Meister Serlio und Vitruv zurückgeht. Danach war die Fassaden-Architektur der vier Geschosse auf die toscanische, dorische, jonische und korinthische Ordnung aufgebaut. Originale Fensterumrandungen waren in den Türmen der Schloßruine noch vorhanden. Sie dienten steinmetzmäßig zur Rekonstruktion bzw. Duplikation. Auch das bisher fehlende korinthische Geschoß mit seiner Balustrade konnte an Hand gefundener Werksteinfragmente wieder ergänzt werden. Für die Planung war Dipl.-Ing. Barbara

Jakubeit zuständig. Die Bauleitung hatte Dipl.-Ing. (FH) Heinz Götz. Etwa 45 Mio. DM kostete dem Steuerzahler der Wiederaufbau.

Schloß Gottesau ist als bedeutendes Werk des Manierismus ein wichtiges Bindeglied zwischen dem „Neuen Bau“ in Straßburg und dem Friedrichsbau im Schloß zu Heidelberg. Die kunstgeschichtliche und heimatgeschichtliche Bedeutung von Gottesau liegt auch darin, daß es sich um ein Bauwerk in Karlsruhe handelt, das noch vor der Stadtgründung am 17. Juni 1715 entstand.

Heidelberg liegt am linken Neckarufer. Sein Schloß ist das edelste Beispiel Deutscher Renaissance-Architektur. Einige der prächtigen Paläste entstanden unter den Kurfürsten Otto Heinrich (1556-1559) und Friedrich IV. (1583-1610). Im Jahre 1599 kam Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz zu Besuch nach Gottesau. Der Fürst war von diesem Schloß



Das Kurfürstliche Pfälzische Schloß und Garten in Heidelberg 1622; Stich von Matthäus Merian

begeistert. Er berief Johannes Schoch in seine Dienste an den Hof nach Heidelberg. Dort errichtete er, nunmehr zum fürstlichen Hofbaumeister ernannt, in den Jahren 1601-1607 den Friedrichsbau. Der Ottheinrichsbau, der wohl schönste Palast aus der Zeit der Renaissance in Deutschland, war bereits 1556-1559 erbaut worden. Als sein Baumeister wurde um die Jahrhundertwende Meister Antonio Vasoni aus Italien oder ein niederländischer Meister vermutet. Verlässlich beantwortet ist die Frage nach dem Baumeister des Ottheinrichsbau nicht. Das plastische Bildwerk schuf Alexander Colins aus Mecheln.

Johannes Schoch fügte den Friedrichsbau zwischen dem Gläsernen Saalbau und dem Frauenzimmerbau ein. Das dort stehende Bauwerk, das auch die Schloßkapelle enthielt, war baufällig geworden und mußte abgerissen werden. Damit waren die Ausmaße des neuen Palastes vorgegeben. Doppelhäutig, d.h. mit zwei Schauseiten, blickt der Friedrichsbau sowohl zum Innenhof des Schlosses, als auch hinab zur Stadt Heidelberg. Das Erdgeschoß nahm die in ihrer Ausstattung schon als barock wirkende Schloßkapelle ein. Ein Vergleich der Fensterumrahmungen des Friedrichsbaus mit denen des Schlosses Gottesau zeigen die enge Verwandtschaft bei der Gestaltung der Werksteine.

Die zahlreichen Statuen in den Nischen der Wandpfeiler stellen die Ahnen des Kurfürsten dar. Die Galerie beginnt links oben am westlichen Zwerchgiebel mit Karl dem Großen und endet rechts unten mit dem Bauherrn Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz. Bildhauer war Sebastian Götz aus Chur in der Schweiz. Von ihm ist bekannt, daß er vorher in München und Würzburg, später am Schloß in Aschaffenburg tätig war.

Neben der Errichtung des Friedrichsbau erhielt Johannes Schoch den Auftrag, die drei Osttürme zu erhöhen und im Innern auszu-

bauen. Außerdem wurden unter seiner Leitung die Wirtschaftsgebäude in der Südostecke des Schlosses und die Herrenküche saniert und baulich verändert. Der Friedrichsbau machte auch eine Änderung in der Führung des nördlichen Burgweges zum Schloß notwendig. Johannes Schoch schuf an dieser Seite den Altan, eine herrliche zur Stadt hin gelegene Freifläche. Für Geselligkeiten und festliche Anlässe architektonisch gestaltet, bietet die Plattform einen schönen Ausblick auf Heidelberg und das Neckartal.

Im Jahre 1612 ließ Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, Sohn und Nachfolger Friedrich IV., von Johannes Schoch den letzten monumentalen Palast, den Englischen Bau, errichten. Seinen Namen hat das Gebäude nach der Gemahlin des Fürsten, der Stuart-Prinzessin Elisabeth, Tochter des Königs Jakob I. von England. Johannes Schoch paßte sich dem neuen Stilempfinden an; die Fassadenreste lassen die Architektur der oberitalienischen Palazzi in der Palladio-Nachfolge erkennen.

Zwischen 1616 und 1618 entstand der berühmte Hortus Palatinus. Der Schloßgarten zählte zu den bedeutendsten Gärten der Renaissance nördlich der Alpen. Entworfen wurde er von dem niederländischen Gartenarchitekten Salomon de Caus, den Friedrich V. in England kennengelernt und nach Heidelberg berufen hatte. Johannes Schoch war für den Bau der Subkonstruktionen, Stützmauern, Terrassen, Grotten, Wasserkünste, Balustraden und für die sonstigen baulichen Zutaten verantwortlich.

In den Schreckensjahren 1689 und 1693 wurden auf Befehl des Sonnenkönigs Ludwig XIV. die Stadt Heidelberg und sein Schloß in Schutt und Asche gelegt. Zweihundert Jahre später, in der Zeit von 1889-1903, sanierte man die Schloßruine mit dem noch zum Teil stehengebliebenen Friedrichsbau. Nach einem Landtagsbeschluß von 1891 wurden die Werksteine der Prunkfassaden mit einem

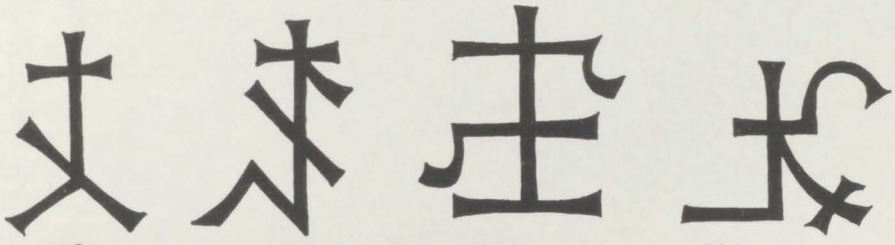


301

302

303

304



305

306

307

308



309

310

311

312



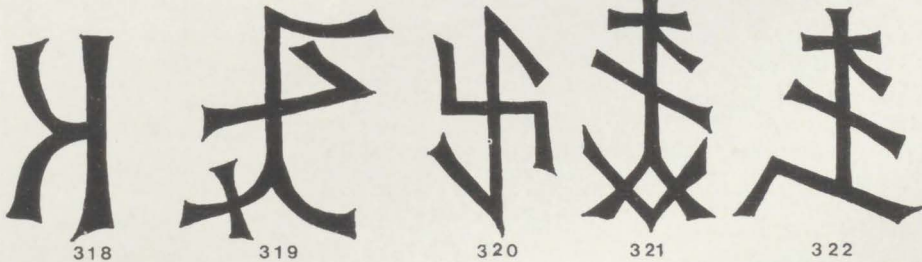
313

314

315

316

317



318

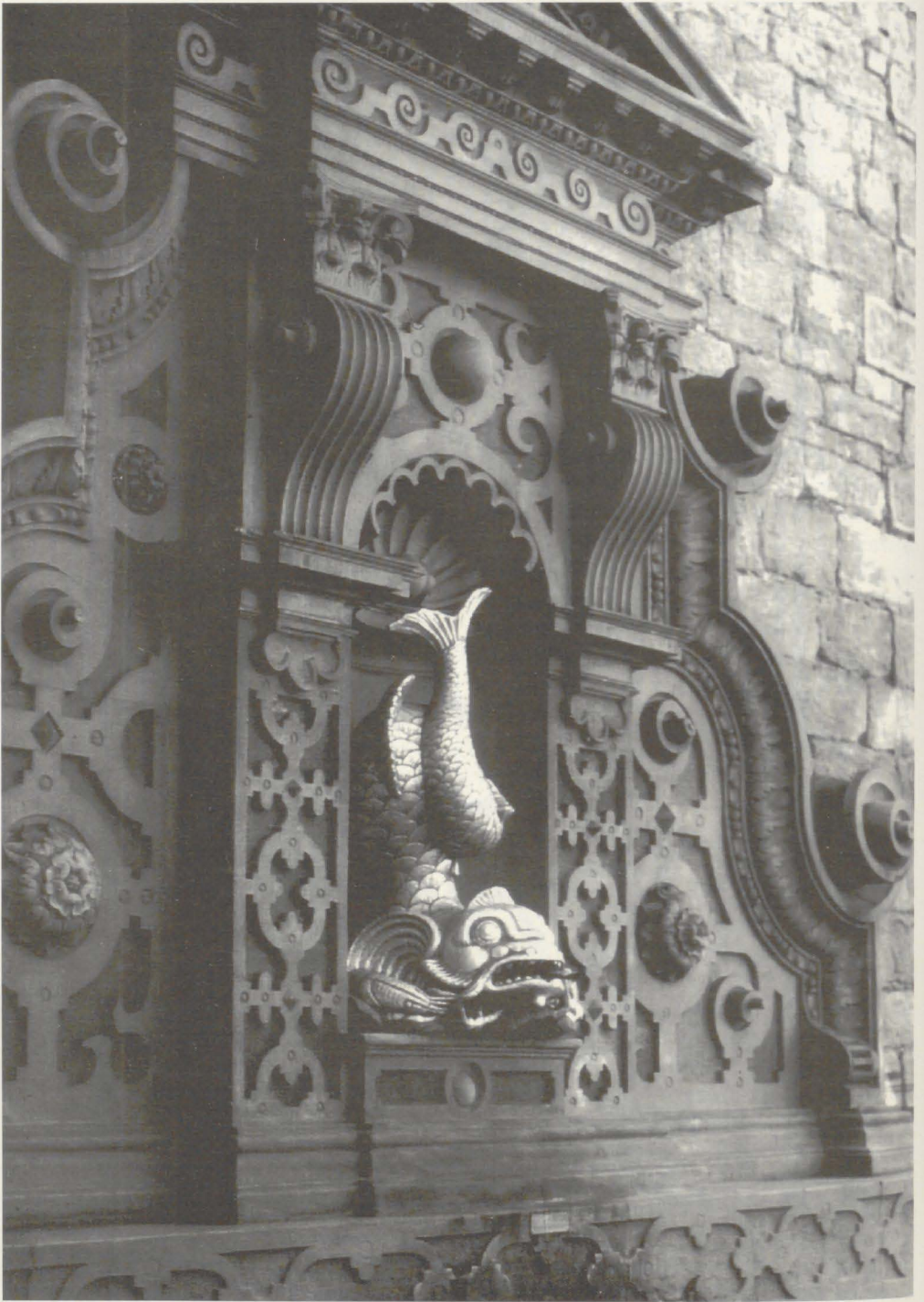
319

320

321

322

GK



*Ettlingen, der Delphinbrunnen von 1612 im Schloßhof*

Kostenaufwand von 520000 Reichsmark innen und außen vollständig erneuert. Man gab sich Mühe, in Gestalt und Farbe getreu zu rekonstruieren. Heute ist die mächtige Schloßruine der einst glanzvollen, kurfürstlichen Residenz die schönste ihrer Art in Deutschland und weltberühmt.

1329 fiel die Oberpfalz mit der Residenzstadt Amberg an die pfälzische Linie des Hauses Wittelsbach. Als Residenz diente den Pfalzgrafen und Kurfürsten in Amberg der sogenannte Eichenforst. Das ehemalige Schloß, ein Vierflügelbau umzogen von Wall und Graben, sollte im Auftrag des Kurfürsten Friedrich IV. durchgreifend erneuert werden. Auch mit dieser Aufgabe war Hofbaumeister Johannes Schoch beauftragt. Von 1602-1603 entstand der noch erhaltene Südtrakt, ein dreigeschossiger Bau mit hohen Volutengiebeln. Ein kleiner Torbau führte in das prächtig gestaltete Innere des Schlosses. Zur Zeit wird das ehemalige Schloß als Landratsamt genutzt. Ebenso wurde in Amberg das Zeughaus aus dem späten 15. Jh. von Johannes Schoch gründlich umgebaut. Von ihm stammt der Südflügel mit seinen Volutengiebeln. Im Südosten blieb noch ein zinnenbekrönter Treppenturm erhalten. In dem Gebäude ist heute das Finanzamt untergebracht.

In der ehemaligen Markgrafenstadt Ettlingen, im Schloßhof steht am Bergfried angelehnt der reich verzierte Delphinbrunnen. Hervorragend wurde das Renaissance-Beschlagwerk der Werksteine am Trog und an der Rückwand des Brunnens herausgearbeitet. Schwungvoll gestaltete Johannes Schoch den wasserspeienden Delphin in einer, seitlich von Stützgliedern gerahmter und von einem Dreiecksgiebel überdeckter Nische. Der Meister schuf diesen prächtigen Wandbrunnen 1612 im Auftrag der markgräflichen Verwaltung in Durlach.

Am 12. März 1613 ernannte der Bischof von Speyer Johannes Schoch zu seinem Stiftsbaumeister. Von Heidelberg aus trat er seinen

Dienst in Speyer an. Im Jahre 1615 war er wesentlich am Neu- und Umbau des Bischofspalastes, die Pfalz genannt, tätig. Jahre später, im Pfälzer Krieg 1689, wurden der Palast und auch der Speyerer Dom von den Franzosen verwüstet und niedergebrannt.

Mit dem Aufstand der böhmischen Protestanten und dem Fenstersturz der kaiserlichen Vertreter in Prag begann 1618 der Dreißigjährige Krieg. In der Schlacht am Weißen Berg bei Prag besiegte 1620 der Feldherr der katholischen Liga Tilly die protestantische Union unter Friedrich V. Kurfürst von der Pfalz, den „Winterkönig“ von Böhmen. Mit der Niederlage verlor dieser die böhmische Krone und die pfälzische Kurwürde.

Im August 1620 kehrte Johannes Schoch von Heidelberg nach Straßburg zurück. Noch einmal wurde er für die Stadt tätig und erhielt 1627 Eberhard Welpert zum Gehilfen. Im Jahre 1631 starb der Meister, über achtzig Jahre alt, in Straßburg.

### Orts-Werkverzeichnis des Baumeisters Johannes Schoch

- D-75203 Königsbach-Stein
- Geburtsort 1550
- F-67000 Straßburg
- Verleihung des Bürgerrechts 1572
- F-67000 Straßburg
- Neuer Bau - Rathaus (SMZ) 1582-1585
- D-76227 Karlsruhe-Durlach
- Ernestinum-Gymnasium 1583-1585
- F-67000 Straßburg
- Salzhaus und Große Metzsig 1587-1588
- F-67000 Straßburg
- Oberster Stadtbaumeister 1590-1597
- D-76227 Karlsruhe-Durlach
- Schloß Gottesau (Visierung) 1588
- D-38100 Braunschweig Dienstreise 1588
- D-76227 Karlsruhe-Durlach
- Schloß Gottesau Bauschau 1590-1591
- D-69117 Heidelberg
- Berufung an den Hof 1599

D-69117 Heidelberg  
Schloß Friedrichsbau (SMZ) 1601-1607  
D-92224 Amberg  
Schloß / Zeughaus 1602-1603  
D-76275 Ettlingen  
Schloß Delphinbrunnen 1612  
D-69117 Heidelberg  
Schloß Englischer Bau 1612  
D-67346 Speyer  
Stiftsbaumeister/Bischofspalast 1613  
D-69117 Heidelberg  
Schloßgarten bauliche Maßnahmen 1618  
F-67000 Straßburg  
wieder im Dienste der Stadt 1620  
F-67000 Straßburg  
Sterbeort 1631

---

*Literaturverzeichnis*

Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler,  
1907 ff  
Hans Haug, L'Art de Alsace  
Koch-Seitz, Das Heidelberger Schloß, 1891  
Hans Rott, Kunst und Künstler am Baden-  
Durlacher Hof bis zur Gründung Karlsruhes,  
1917  
W. H. Köhler, Das Lusthaus Gottesau in Karls-  
ruhe und der Friedrichsbau zu Heidelberg, 1961  
Reclams Kunstführer, Bayern Nord und Baden-  
Württemberg

## Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Mosbacher Spitäles und des Gutleuthauses vom 15. bis 18. Jahrhundert

Wilhelm Seußler, Karlsruhe

Vor der Einführung der gesetzlichen Sozialversicherung in der Zeit des Deutschen Kaiserreiches unter dem Reichskanzler Bismarck in den Jahren 1878 ff. war es den einzelnen überlassen, wie sie sich für die Zeiten ihrer Erwerbsunfähigkeit sichern oder für das Alter Vorsorge treffen wollten.

Es gab selbstverständlich die Möglichkeit - aber diese traf nur auf diejenigen zu, die auch einiges Hab und Gut besaßen -, sich auf Altenteil zurückzuziehen und sich durch einen Vertrag von den Erben ein „Leibgeding“ zusichern zu lassen.

Man konnte, wenn keine Erben vorhanden waren, seinen Besitz verkaufen und sich die Kaufsumme so ausbedingen, daß man eine alljährliche „Rente“, also einen bestimmten Teilbetrag der Kaufsumme bis an sein Lebensende oder bei Ehepaaren bis zum Tod des letzten Ehepartners erhielt. Selbstverständlich war Verpachtung möglich.

War man Mitglied einer Zunft, konnte einem von seinen Zunftbrüdern ebenfalls geholfen werden, wobei es natürlich darauf ankam, welche Mitgliederzahl oder welchen Reichtum eine Zunft besaß, z.B. hatte eine Zunft in einer großen Stadt wie Nürnberg oder Augsburg bessere Möglichkeiten als eine Zunft in einem der kleinen Landstädtchen. Eine Hilfe war hier meist zeitlich begrenzt.

Es gab Armenhäuser, die von den Gemeinden unterhalten werden mußten und in denen Personen, meist „Ortsarme“, schlecht und recht ihren Lebensunterhalt fanden. Dazu kamen noch „Almosen“ aus weltlicher

oder geistlicher Stiftung in verschiedener Beitragshöhe, aus denen Geld „entliehen“ wurde und bei der Unmöglichkeit, eine Rückzahlung zu erhalten, oft auf den verliehenen Betrag verzichtet werden mußte. Die „Almosen“ wurden meistens kirchlich verwaltet.

Eine weitere Versorgungsmöglichkeit bestand bei den meisten Städten in der Form der „Spitäler“. Meist waren diese mit Stiftungen bedacht worden und von der Höhe der Stiftungssummen hing es dann ab, ob und für wie viele ein einigermaßen auskömmliches Leben geführt werden konnte. Hier gab es die Möglichkeit des Einkaufs in dieses Spital. Beim Spital in Mosbach kauften sich zum Teil sogar Ratsherren ein, was 1517 zu einer Beschwerde zahlreicher Bürger beim Kurfürsten führte. Damals war der Einkauf für eine Summe von 50 Gulden möglich. Als der Andrang zu den besseren Pfründen des Spitals zu groß wurde, befahl Pfalzgraf Johann Casimir im Jahre 1588 der Stadt Mosbach, daß „nicht junge, gerade, gesunde und starke Personen, ... sondern alte, betagte, kranke und bresthafte Leute, welche zum Arbeiten nicht mehr besonders tauglich, einpfründen würden“.

Das Einkaufsgeld war so geregelt, daß ein Ehepaar für die reichste Pfründe 700-900 Gulden, für eine mittlere Pfründe 400-500 Gulden, die Armen aber nach ihrem Vermögen ihren Beitrag entrichteten. Eine Einzelperson sollte 300-350 Gulden für die besseren Pfründen einbringen.

Am 6. Juli 1498 konnte sich Jörg Resch, Vikar des Stifts zu Mosbach und ehemaliger Pfarrer zu Lohrbach, für 200 Gulden in bar und für 10 Gulden an Gegenständen (Bett und Bettstatt mit aller Zugehörung) im Spital einkaufen.

Im April 1499 brachte eine Frau 170 Gulden als Pfründnerin des Mosbacher Spitals ein. Dabei wurden jedesmal ausführliche Verträge abgeschlossen. Bei Jörg Resch sah das z.B. so aus, daß er sich ausbedang, daß er sich sein Leben lang im Spital aufhalten durfte, am Tisch des Hausmeisters saß und ebensogut wie er essen durfte. Er erhielt jeden Tag für einen Pfennig Wert Weißbrot und sonst Hausbrot genug, ebenfalls ein Maß Wein täglich. Er forderte eine eigene Stube und eine Schlafkammer.

Sollte er das Spital verlassen, so waren ihm täglich 4 Pfennige für Wein, Brot, Kuchen und Beholzung zuzuweisen. Dagegen war die Spitalverwaltung nicht mehr verpflichtet, ihn nochmals aufzunehmen. Es folgten noch weitere Einzelheiten, die hier nicht weiter erörtert werden sollen.

Bei der Aufnahme in das Siechenhaus wurden selbstverständlich keine derartig hohen Beträge gefordert.

Im Jahre 1490 (5.2., 20.6. und 11.7.) wurden für die Person laut vorliegenden Notizen jeweils 25 Gulden vereinbart, im Jahre 1493 (20.3.) waren es sogar nur 24 Gulden, im Jahre 1495 waren es dreimal 32 Gulden und einmal 36 Gulden, während im Jahre 1496 die Aufnahmegelder zwischen 20 Gulden (einmal), 30 Gulden (zweimal) und 36 Gulden (einmal) schwankten.

In erster Linie brachte die betreffende Stadt vor allem ihre älteren, erwerbsunfähigen Bürger, die keine Nachkommen hatten, unter. Gelegentlich brachten diese Leute noch ein wenig Grund und Boden mit ein. Peter Seyfriedt, Seilermeister aus Mosbach, stiftete am 15.11.1598 testamentarisch 800 Gulden, darunter 500 Gulden, die gleichmäßig auf das Spital, das Gutleuthaus, das Elendshaus, die

Mägdlein- und die Knabenschule aufgeteilt wurden.

„Elendshäuser“, „Elendsherbergen“ und „Gutleuthäuser“ waren gleichfalls soziale Einrichtungen, aber sie waren für die Ältermsten und auch für vorüberziehende Arme gedacht.

Am 13./3.2.1686 (zwei Daten waren durch die Einführung des Gregorianischen Kalenders, der von den Katholiken verwendet wurde, und durch die Beibehaltung des bisherigen Julianischen Kalenders durch die Protestanten notwendig geworden. Der Zeitunterschied war darauf zurückzuführen, daß der Julianische Kalender „nachging“) wurden die Spitalverwaltungen aufgefordert, einen Bericht über ihre wirtschaftlichen Verhältnisse zu erstatten. Der Bürgermeister und der Rat der Stadt Mosbach legten einen solchen Bericht am 6.3.1686 vor. Dem Bericht des Oberamtes Mosbach an die kurpfälzische Regierung vom 15.3.1686 wurde er als Anhang beigelegt:

Im Jahre 1421 war laut einem Pergament im Stadtarchiv Mosbach ein Haus, „darinnen die armen Leute und Pilgrams wohnen sollten, erkaufte, zu allhiesigem Spital erbaut worden“. Die baulichen Instandsetzungen und Ausbesserungen waren stets durch die Stadt ausgeführt worden.

Der Besitz dieses Spitals hatte sich offensichtlich durch gute Haushaltsführung bald ansehnlich erweitert:

Bereits am 3.8.1417 und am 1.8.1418 wurden das Spital und das Aussätzigenhaus (= domus leprosorium) erwähnt.

Am 13.6.1430 (Dienstag vor Corporis Christi) schenkte Konrad von Heuchlingen, Propst zu Allerheiligen in Speyer, den armen Kranken des Spitals zu Mosbach alle seine Güter, die er im Dorf und in der Gemarkung Ödheim besaß. Es handelte sich um das Lehengut mit den zugehörigen Äckern und Wiesen: Die Äcker im Flur Überkochen, die zum Hof gehören,

3 Morgen Äcker auf dem Sand,



1 Morgen Acker beim Breitenloch,  
 1 Morgen Acker ob den Hofäckern,  
 3 Morgen Acker im Hecksfeld,  
 1 Morgen Acker hinter den Gärten gegen  
 Lutenbach zu,  
 1 Viertel Acker im Wierstal,  
 1 Morgen in der Setze,  
 1 Morgen in der Hart  
 1 Morgen auf der Inchern,  
 1 Morgen auf den Langen Äckern,  
 3 Viertel Acker zwischen dem Espenloch  
 und dem Lerchenberg,  
 1 Morgen beim Storrenbaum,  
 1 Morgen an der Straße,  
 1 Morgen unter der Wartstutzen,  
 3 Morgen Acker, in der Flur gegen Degma-  
 ringen, ziehen gegen den Hirßbach,  
 1 Morgen in der Hirßbach,  
 1 Morgen bei der Alten Wartstutzen,  
 3 Viertel auf der Luckengassen,  
 1 Viertel am Zil,  
 1 Morgen auf dem Hungerberg,  
 1 Morgen, zieht auf dem Hungerberg hinaus,  
 1 Morgen zum Winckenbronnen.  
 1 Morgen in der Au,  
 1 weiterer Morgen in der Au und  
 1 dritter Morgen in der Au und  
 ein halber Morgen ob der Bucherfurt.  
 Dazu gehörten an Wiesen:  
 1 Morgen am Hecksfeld,  
 1 Viertel an der Schaffurt,  
 1 Viertel im Balsach,  
 1 Morgen in der Au und  
 1 zweiter Morgen in der Au.  
 Es kamen noch hinzu der Zehnt in dem Flur  
 über dem Kocher, im Hecksfeld und im  
 Rußloch auf ungefähr 20 Morgen, den hal-  
 ben Zehnten gab man bei 23 Morgen. Weiter  
 gehörte zum Zehnt im Flur gegen Lutenbach  
 außenhin gegen Degmaringen von 40 oder  
 mehr Morgen, im Flur gegen Lutenbach hin-  
 aus erhielt man den halben Zehnten von 24  
 Morgen; im Flur gegen Degmaringen hatte  
 man auf 40 oder mehr Morgen ebenfalls den  
 Zehnten zu beanspruchen.  
 Als Gegenleistung hatte der Spitalmeister am

Jahrzeittag zu ewigen Zeiten einen Pfarrer  
 des Spitals zu Messen zu veranlassen und  
 ihm dafür jeweils 18 Pfennige zu geben. Die  
 6 ärmsten Priester mit den kleinsten Pfrün-  
 den sollten an den Messen teilnehmen. Dafür  
 erhielt jeder Priester 8 Pfennige.

Der Schenker gab noch weitere Anweisun-  
 gen für die Abhaltung des Jahrestages, die bis  
 ins einzelne gehen. Bei einer Nichtabhaltung  
 des Jahrestages waren noch Strafen festge-  
 setzt, deren Ertrag den Bewohnern des Gut-  
 leuthauses zugute kommen sollte.

Die Kaufbewilligung wurde am 3. Freitag  
 nach Empfängis Mariä 1430 durch Pfalzgraf  
 Otto erteilt.

Die in den Akten des Generallandesarchivs  
 angegebenen Daten laut Bericht des Ober-  
 amtes Mosbach von 1686 unterscheiden sich  
 von denen des Mosbacher Urkundenbuches  
 geringfügig. Es wurden stets die Angaben  
 des Urkundenbuches zugrunde gelegt.

Am Dienstag nach Circumscisio Domini  
 1432 (3.1.1432) hatten die Gebrüder Raphen  
 und Kunz von Niedeck dem Spital und  
 Elendsherberg zu Mosbach die Gült, Bed,  
 Fall und Recht auf der Mühle zu Ödheim um  
 120 Gulden verkauft. Otto Kunz und Heinz  
 Dietz hatten als Bürger zu Mosbach, zu die-  
 sem Zeitpunkt Spitalmeister und Pfleger, mit  
 Wissen und Willen des Schultheißen, Bür-  
 germeisters, der Räte und der ganzen Ge-  
 meinde Mosbach und mit der Zustimmung  
 des Pfalzgrafen Otto I. von Mosbach diesen  
 Kauf abgeschlossen. Es fielen jährlich an  
 10 1/2 Malter Korn Ödheimer Maß, 1 Fas-  
 nachtshuhn und 200 Eier auf Ostern. Der  
 Fall, das war ein Hauptrecht, konnte mit 2  
 Gulden und nicht höher angesetzt werden.  
 Diese Abgabe war fällig, wenn ein Mann  
 oder eine Frau starb, die Leibeigene eines  
 Grundherren waren. Die Erben hatten meist  
 das beste Stück Vieh beim Mann oder das be-  
 ste Kleidungsstück bei der Frau abzuliefern.  
 In diesem Fall war es in eine Geldabgabe um-  
 gewandelt worden.

Konrad von Heuchlingen, Propst zu Aller-

heiligen und Domherr des Marienstifts zu Speyer, übertrag am 14.8.1432 (Donnerstag vor Maria Himmelfahrt) den Hof zu Bernbronn, den er von seinem verstorbenen Vetter Marquart von Heuchelnheim (Heuchlingen) ererbt hatte, mit allen Zugehörungen, jedoch mit Ausnahme des Burgstalls im Graben, der seinem Neffen Hans verbleiben sollte, gegen eine jährliche Zahlung von 10 Gulden durch die Stadt Mosbach, die jeden Martinstag (11.11.) oder bis zu 14 Tagen danach fällig wurde.

Nach seinem Tode sollten im Spital wöchentlich 2 Messen für ihn gelesen werden. Wenn einer die Messe nicht lesen würde oder nicht einen anderen dafür gewinnen könnte, sollte unweigerlich den Siechen im Spital für jeden Vorfall 1 Schilling Pfennige ausgehändigt werden.

An demselben Tag bestätigten Schultheiß, Bürgermeister, Räte und Gemeinde der Stadt Mosbach den Vertrag und verpflichteten sich, diese 10 Gulden jährlich an Martini in seinen Hof zu Speyer zu zahlen.

Am 4.12.1434 (St. Barbaratag) gaben die beiden Spitalmeister Heinz Dilman und Hans Matemecher dem Heinz Pel von Bernbronn und dessen Frau Margarete den Spitalhof zu Bernbronn zum Erblehen. Ausgenommen sind die Herrschaft und die Vogtei. Der Zins betrug 10 Malter Korn, 6 Malter Dinkel, 6 Malter Hafer und ein Fastnachtshuhn zu Michaelis (29.9.). Die Bestände sollten auf dem Hof wohnen. Der Wald durfte zur Beschaffung von Bau-, Brenn- und Zaunholz benutzt werden. Als Unterpfand hatten die Bestände eine freie und eigene Wiese unter dem Weiler zwischen den Spitalswiesen zum Pfand gegeben.

Am 17.11.1442 (Samstag nach Martini) verkaufte Konrad Huber aus Wimpfen sein halbes Höflein zu Obergriesheim für 180 Gulden an das Spital zu Mosbach.

... Am 8. 4. 1445 (Donnerstag vor Misericordia domini) schenkte Konrad Buchbrunn von Grünsfeld den Aussätzigen zu

Mosbach das Viertel eines Weinberges am Henschelberg. Der Wein und die schon zuvor geschenkte Martinsgans sollte den Aussätzigen in der Nacht an Martini zugute kommen. Das war sicher eine festliche Abwechslung im sonst eher ärmlichen Leben dieser Bedauernswerten.

Eine weitere Einnahme konnte dem Spital durch eine Art Straf- oder Bußgelder entstehen; so war es schriftlich festgelegt, daß bei der Nichtabhaltung des „Selvespers, langer Vigilien und gesungener Selmess“ für den Mosbacher Kanoniker Wilhelm Rüd von Collenberg jeweils 2 Gulden an das Spital fallen sollten.

Am Donnerstag nach St. Laurentztag, des heiligen Märtyrers, 11. 8. 1446, verkaufte Leonhard von Rosenbach an Stephan Hamm? und Peter Heck dem älteren, zu „diesen Zeiten Spitalmeister des Spitals zu Mosbach“, seine Güter zu Obergriesheim, genannt das Berlichinger Gütlein, das „dann Peter von Berlichingen selig, mein lieber Schwager und Anna von Rosenbach, seiner ehelichen Witwe, meine liebe Schwester und danach als durch Recht an meine Tochter Else gekommen ist“. Der Verkauf erbrachte 55 gute rheinische Gulden, die von den Beauftragten des Spitals bar gezahlt wurden. Die Güterübertragung fand vor dem Dorfgericht zu Duttenberg statt.

Nach Jakob Renz, „Alt-Mosbach, ein Stadtbild aus dem 16. Jahrhundert“, hatte Pfalzgraf Otto I. im Jahre 1447 jährlich 8 Malter Korn in das Spital gestiftet.

Volmar Lemblin der ältere und Volmar Lemblin der junge, Gebrüder, verkauften am 26.3.1448 (Dienstag nach dem heiligen Ostertag) dem Peter Nodinger und dem Nikolaus Isenmenger, beide Bürger und zu diesen Zeiten Spitalmeister des Spitals zu Mosbach, den Zehnten, den sie zu Obergriesheim hatten, mit allen seinen Zugehörungen um 253 guter rheinischer Gulden. Die Kaufverhandlung wurde vor dem Gericht zu Duttenberg geführt. Auch dieser

Kauf wurde bar abgegolten. Es handelte sich um den großen und kleinen Fruchtzehnten, der in 3 Teile geteilt wurde. Es erhielten das Stift Wimpfen im Tal 4 Neuntel, der Pfarrer zu Obergrißheim 3 Neuntel und das Spital Mosbach 2 Neuntel.

Etliche Äcker wurden dem Schulmeister zu Obergrißheim „alleine verzehntet und haben die anderen Zehntherrn keinen Teil daran. Gleiche Meinung hat es auch mit dem Weinzehnten!“

Am Dienstag vor Epiphania 1451 (5. 1.) verkauften Hans von Heuchelheim, zu dieser Zeit wohnhaft in Allfeld, und Barbara von Sickingen, seine Ehefrau, an Georg Beyer und Conz Schmitt, beide Spitalmeister des Spitals und elenden Herberge zu Mosbach, 2 Malter Korn, 2 Malter Dinkel, 2 Malter Hafer von ihrem Hof zu Bernbrunn, der mit allen Zugehörungen 24 Malter Frucht gab, für 40 gute rheinische Gulden, die bar gezahlt wurden. Die Lieferung oder die Zahlung sollte auf St. Michaelstag oder binnen 14 Tagen danach erfolgt sein. Wenn diese Schuld bis dorthin nicht beglichen war, durfte das Spital die noch überschießenden 18 Malter und den Hof bis zum völligen Ausgleich „angreifen“, d. h. so mit Beschlag belegen, daß dem Verkäufer jede Eingriffsmöglichkeit verwehrt blieb.

Die Möglichkeit des Wiederkaufs war auch gegeben, und zwar mußte 8 Tage vor Peter Cathedra oder 8 Tage danach jährlich wiederholend der Kauf unter Erlegung der 40 Gulden getätigt sein. Noch im gleichen Jahr wurde der Termin auf 8 Tage vor oder nach Johannes Baptist und nochmals auf 14 Tage vor oder nach St. Jakob, des heiligen Zwölfboten, verlegt.

Jedesmal wurde darüber eine Urkunde ausgestellt, für die erste Änderung am Mittwoch vor St. Maria Magdalena (21.7.) und für die zweite am 27.7. (Dienstag nach St. Josefstag). Pfalzgraf Otto bestätigte am 24.3.1465 eine Almosensammlung für das Spital zu Mosbach, da die Ausstattung für die Pfründner

unzureichend und das Spitalgebäude offensichtlich in keinem guten Zustand war.

Am Montag nach St. Bonifatius 1474 (6.6.1474) verkauften Barbara, die Witwe des Hans von Heuchelheim, sowie ihre Kinder Philipp, Herbold, Hans, Endle und Katharina dem Jörg Beyer dem Alten und Hans Christmann, Bäcker, Bürger und Spitalmeister zu Mosbach und elenden Herberg, ihren Hof zu Bernbrunn mit Inhalt des Burgstättleins mit allen Rechten und Zugehörungen, sei es Vogtei, Wälder, Brunnen, Wasser, Weide, Zins, Gült, Leute, Wiesen, Äcker, Gärten, Haus, Hof, Scheunen, wie es Namen hat ...

Dazu kamen 6 Morgen Äcker in Allfelder Gemarkung, nämlich 2 Morgen auf dem Kirchberg, 1 Morgen auf dem Kirchberg am Eselsweg, 2 Morgen zwischen den 2 Allfelder Wegen und 1 Morgen im Überzwerchen Kirchberg, der in Neudenauer Mark lag.

Es mußten auch 2 Gänse zu Untergrißheim jährlich geliefert werden (im 3. Jahr jedoch fiel diese Lieferung aus) von 4 1/2 Morgen Acker, wovon 2 Morgen auf den Gleichfeldern, 2 Morgen im Hagenloch und 1/2 Morgen im Bucher Weg lagen.

5 1/2 Gänse gab der Schultheiß zu Ödheim von 2 Morgen Wiesen, die in der Kochendorfer Gemarkung lagen, und schließlich hatte Hans Mönch noch 4 1/2 Gänse zu liefern, wobei wir nicht wissen, worauf diese Abgabepflicht bestand.

Der Kaufpreis betrug für das Gesamte 260 Gulden guter, genehmer rheinischer und Landeswährung (nach dem Mosbacher Urkundenbuch 216 Gulden).

Konrad Huber von Wimpfen, Vikar zum St. Katharinenaltar im Stift Mosbach, verkaufte am Samstag nach St. Martinstag 1542 an Peter Baldis und Conz Bernhard, Spitalmeister zu Mosbach, um 180 Gulden, die bar erlegt wurden, vor dem Gericht zu Obergrißheim sein halbes Höflein zu Obergrißheim und das halbe Höflein, das er von seiner verstorbenen Base Margareta Fend geerbt hatte, mit

allem (Acker, Wiesen, Weingarten, Gült, Korn, Dinkel, Hafer und Sommerhühner), wie es auf ihn gekommen war und wie es in einem, leider nicht mehr vorhandenen, Register verzeichnet worden war.

Der Stiftungsbrief des Pfalzgrafen Friedrich, Kurfürst, vom 8.7.1567 erbrachte dem Mosbacher Spital erstmals auf Michaelis (= 29. 9.) 1568 eine jährliche Lieferung von 5 Fuder Wein und 26 Malter Hafer nach Mosbacher Eich und Maß.

Diese Lieferung wurde mit Verhaltensmaßregeln verbunden, daß man fleißige Inspektion und Aufsehen haben sollte. Es sollte ordentlich und wohl im Spital gehaust werden, ehrlicher Wandel, Zucht und Kirchgang waren vorgeschrieben sowie Früh- und Abendgebet waren Vorschrift.

Dieser so erworbene Besitz war jahrhundertlang die Grundlage für die Spitalverwaltung, aus der die notwendigen Ausgaben zur Erhaltung der Gebäulichkeiten und zum Unterhalt der Insassen bestritten wurden. Aus dem o.a. Bericht des Bürgermeisters und des Rates der Stadt Mosbach vom 6.3.1686 sind die wirtschaftlichen Verhältnisse des Spitales nach dem Dreißigjährigen Krieg zu ersehen.

Hierbei wurde das Jahr 1683 als Rechnungsjahr herangezogen, da dieses Jahr in Einnahme und Ausgabe geprüft, „abgehört“, war.

Das Hospital oder Armenhaus zu Mosbach hatte an Kapitalien 1100 Gulden ausgeliehen, aus denen ein jährlicher Ertrag in Höhe von 55 Gulden = 5% zu erwarten war.

An kleineren Güterzinsen waren 6 Gulden 10 Kreuzer 6 Heller als jährliche Einnahme aufgekomen.

Denen standen die nachstehend aufgeführten Ausgaben für Instandhaltung, Ausbesserung und Beschaffung (Gebäulichkeiten, Kleidung, Verwaltung u.ä.) gegenüber:

1. Das Haus in Bau und Besserung zu halten, den Zimmerleuten, Maurern, Zieglern und dergl.,

2. für die Pfründner und das Gesinde an Fleisch, Salz, Schmalz, Gewürz, Lichter und anderes Kochsal (= Kochzutaten),

3. für Tuch und anderes den Krämern,

4. den Handwerkern wie Schneidern, Gerbern und Schuhmachern,

5. an Kur- und Leichenkosten,

6. den Fruchtmessern und Küfern zum Lohn,

7. Handwerksleuten, als nämlich das Brennholz, Heu und Krummet zu machen, Frucht zu schneiden und zu dreschen,

8. für die Viehhaltung, für Atzung (Essenausgabe) und dergleichen,

9. den Hirten,

10. zur Erhaltung des Wagens und des übrigen dazugehörigen Geschirrs den Schreibern, den Wagnern, Sattlern u.a.,

11. den Fuhrleuten und

12. für die Dienstbesoldung und andere Ausgaben.

Das ergab für 1683 eine Summe von 270 Gulden, wobei leider die Aufschlüsselung der einzelnen Ausgabepositionen fehlt.

Die bisher angegebenen Einnahmen und Ausgaben des Spitals waren nicht gleichbleibend, da z.B. die Zinsen in Höhe von 55 Gulden niemals vollständig eingingen, sondern oftmals den Armen erlassen wurden. Die Ausgaben schwankten selbstverständlich auch.

Das Hospital hat außerdem an Früchten (Naturalien) eingenommen:

Von einem Bauernhof zu Bernbrunn mit Scheuer und Gebäu, Besitzer zu diesem Zeitpunkt Hans Michel Hornickel an Korn 7 Malter 4 Simri, an Dinkel 7 Malter und an Hafer 7 Malter.

Ferner von dem anderen Bauernhof, den damals Jakob Hornickel besaß, kam an Gült auf: Korn 7 Malter 4 Simri, Dinkel 7 Malter und Hafer 7 Malter. Desgleichen gaben beide Höfe noch einmal je 6 Pfennig an Geldzinsen, 1 Fasnachtshuhn und an Handlohn, sofern dieser fällig wurde, 5 Gulden. Die Mühle in Ödheim samt Gebäuden und Was-

serwerk, die Conrad Huthers (?) Witwe be-  
saß, gab jährlich dem Spital an Gült:

Korn, Ödheimer Maß 9 1/2 Malter (dieses  
entsprach 10 Malter Mosbacher Maß)

1 Fasnachtshuhn, auf Ostern 200 Eier und  
für jeden eintretenden Fall eines Hauptrech-  
tes 2 Gulden.

Aus Auerbach wurden von Martin Ehret  
und Hans Georg Ehret (Eckert?) 4 Simri  
Korn, 4 Simri Dinkel, 4 Simri Hafer und 18  
Pfennig an Geld bezogen.

Aus Obergrißheim wurden von Hans  
Kumm, Veit Loser und Michel Fischer von  
ihren Bauernhöfen abgeliefert: 4 Malter,  
4 Simri Korn und 8 Malter Dinkel.

Martin Kumm und Ludwig Krauß hatten 5  
Malter Korn und 2 Malter Dinkel von ihrem  
„Höflein“ zu erbringen.

Die kurfürstliche Stiftung des Pfalzgrafen  
und Kurfürsten Friedrich brachten dem Spi-  
tal Mosbach 5 Fuder Wein, 8 Malter Korn  
und 26 Malter Hafer ein, wobei erwähnt  
wird, daß die Früchte und 4 Fuder Wein auch  
richtig ausgehändigt wurden, 1 Fuder Wein  
aber jedes Jahr wegen Mißwachs zurückbe-  
halten und abgezogen wurde.

Das Spital brachte zum Ausdruck, daß es  
hoffe, daß dieser Abzug künftig entfalle.

Der großen und kleine Fruchtzehnten zu  
Obergrißheim wurde in 3 Teile geteilt, so  
daß das Stift zu Wimpfen von jedem „Neun-  
ling“ vier, der Pfarrer zu Obergrißheim drei  
und das Spital zu Mosbach 2 Garben hatten.  
Darüber hinaus wurden dem Schulmeister  
von Obergrißheim vom Spital einige Äcker  
verzehntet, an denen die anderen Zehnter-  
ren keinen Anteil hatten.

Mit dem Weinzehnt war der Teilungsmodus  
wie mit dem Fruchtzehnten festgelegt. Der  
Fruchtzehnt belief sich bei den einzelnen  
Früchten um etwas mehr oder weniger als 15  
Malter, beim Weinzehnten konnten in guten  
Jahren ein halbes Fuder erzielt werden.

Die Zusammenstellung wies aus:

an Korn 43 Malter

an Dinkel 37 Malter, 4 Simri

an Hafer 40 Malter, 4 Simri

an Wein 4 1/2 Fuder.

Dagegen waren wie in fast allen vorherge-  
henden Jahren, also auch im Jahre 1683, viele  
fremde, arme Leute auf der Durchreise ver-  
pflegt worden. Dazu kamen noch verhältnis-  
mäßig hohe Kosten für die Hausinstandhal-  
tung, so daß die Zusammenstellung der Aus-  
gaben einen Verbrauch von 30 Malter Korn,  
83 Malter Dinkel, 50 Malter Hafer und 5 Fu-  
der Wein nachwies.

Es waren also 1/2 Fuder Wein, 45 1/2 Malter  
Dinkel, 10 Malter Hafer mehr ausgegeben  
worden und nur beim Korn waren noch 13  
Malter übrig. Woraus „dann abzunehmen,  
weil genau es mit denen einkommenden  
Früchten ein ums andere Jahr hergeht, der-  
gestalt, wann vermeldete gestiftete Fuder  
Wein und Früchte inskünftig vor voll wird  
erhofft, nicht geliefert werden wollten, man  
zur Auszahlung der Handwerksleute an-  
fangs gezeigte Kapitalien (wie bisher leider  
der Anfang gemacht werden mußte) aufhe-  
ben und so lang anwenden müssen, bis end-  
lich dieselben keines mehr übrig und alle  
fremde ankommende mit unseren Armen  
dem Almosen heimgewiesen werden müs-  
sen“.

Es schließt sich die Bitte um Hilfe an. Unter-  
schrieben ist dieser Bericht von Hans  
Michael Bausch.

In einer Nachschrift wird nochmals mit  
Nachdruck auf die wirtschaftliche Lage hin-  
gewiesen. Obwohl sich das Verzeichnis nur  
auf die 1683er Rechnung bezogen habe, wel-  
che die letzte war, welche „verfertigt und ab-  
gehört“ = in heutigem Sprachgebrauch „auf-  
gestellt und endgültig rechnerisch geprüft“  
war, mußte festgestellt werden, daß gegen-  
über den anderen Rechnungen sowohl in den  
Einnahmen als auch in den Ausgaben nur ge-  
ringe Unterschiede bestanden und die Aus-  
gaben regelmäßig die Einnahmen überstie-  
gen. Es mußte also „aus einem Jahrgang in  
den anderen gegriffen werden“, d. h. es muß-  
ten die Rücklagen angegriffen werden, bzw.

künftige Einnahmen schon vorher ausgegeben werden.

Von den 1446 von Leonhard von Rosenbach und 1452 (1442 nach dem Mosbacher Urkundenbuch) von Konrad Huber von Wimpfen, Vikar und Domherr am Katharinenaltar in Mosbach, erkauften Gülden fielen folgende Abgaben in Obergrißheim an:

9 Malter 4 Simri Korn und 10 Malter Dinkel. Aus Auerbach hatte Peter Eckart von seinem Gütlein laut einer Gültverschreibung zu liefern:

6 Simri Korn, 8 Simri Dinkel und 8 Simri Hafer.

Die Einnahmen von ausgeliehenem Kapital in Höhe von 1070 Gulden 30 Kreuzer (die in den Akten vorhandene Namensliste weist außer Mosbachern nur 2 Mittelschefflenzer und 1 Obergrißheimer als Schuldner aus) betrugen bei wechselnden Zinssätzen jährlich 48 Gulden 37 Kreuzer und einen halben Heller.

An liegenden Gütern besaß das Hospital zu diesem Zeitpunkt als Eigentum:

	Morgen	Viertel	Ruten
Äcker	21	2	4
Weinberge	-	3 1/2	3 1/2
Wiesen	20	1	6
Gärten	1	1	26

(Es ist darauf hinzuweisen, daß in der Anlage 1 zwei Zusammenstellungen 1. den Vergleich zwischen den Mosbacher Maßen und den 1812 eingeführten neuen badischen Maßen und 2. den Vergleich zwischen den badischen Maßen und den Maßen des Deutschen Reiches ermöglichen. Durch einfache Umrechnung können die heutige gültigen Maße ermittelt werden.)

Bei der Einführung des neuen Währungssystems Mark und Pfennig im Deutschen Reich im Jahre 1872 hatte der Gulden einen Wert von 1,71 Mark. Selbstverständlich lag die Kaufkraft in früherer Zeit wesentlich höher.

Wegen des Bernbronner Hofes gab es zwischen den Leuten des Deutschen Ordens und denen des Spitals Streitigkeiten, die am 22.2.1496 (Montag nach Invokavit) zwischen dem Komtur des Deutschen Ordens zu Hornegg und dem Bürgermeister und Rat sowie den beiden Spitalmeistern geschlichtet werden konnten. Es wurde vereinbart, daß keiner der Hofleute in den Wäldern der anderen Partei Leserechte haben sollte. Das Vieh wurde wie bisher gemeinsam aufgetrieben.

Im Jahre 1515 wurde von der Stadt Mosbach eine Ordnung für die Aufnahme der Pfründner in das Gutleut-Häuslein erlassen. Darin wurde festgelegt, daß jemand, der aufgenommen wurde, sei es Mann oder Frau, ohne Rücksicht auf die Einkaufssumme, sich dem Hausmeister gegenüber verpflichten mußte, „dem Haus treu und hold zu sein, Schaden zu warnen, das Beste und Fromme getreulich zu werben, sich auch dort und außerhalb geziemend und gebühlich zu halten“.

Jegliche Person sollte ein Bett, ein Bett-Tuch, ein Handtuch und zwei alte Hühner mitbringen und beim Eintritt allen Personen, die im Haus vorher aufgenommen worden sind, einen Imbiß, aber kein Geld, geben. Was jemand an Kleider und den oben genannten Gegenständen in das Haus bringt, soll nach seinem Tod unangefochten dem Haus verbleiben, von den Spitalmeistern verkauft und zum Nutzen des Gutleuthauses verrechnet und verwendet werden.

Für die Verpflegung wurde festgelegt, daß an den Fleischtagen jeder Person ein halbes Pfund Fleisch gekocht werden soll. Bei den 4 höchsten Feiertagen und an der Mosbacher Kirchweih sollte noch ein Braten zum Fleisch gegeben werden. Auf den Sankt Martinstag wurde eine Gans und ein ihnen zustehender Anteil an Wein gereicht. An den gewöhnlichen Tagen, an denen kein Fleisch zugeteilt wurde, wurde „dürerer oder grüner Fisch“ (= Stockfisch oder frischgefangener Fisch) gegeben. Auf die Fastenzeit sollte jede Person einen halben Eimer Wein erhalten, er

konnte kosten, was er wollte. Täglich kam noch für 1 Pfennig Weißbrot hinzu. In einem Verzeichnis, dem „Sundersichhäuslebuch“, wurden die Insassen und die neu Aufzunehmenden erfaßt.

Aus einem Schreiben des Stadtschultheißen Mosbach an die kurpfälzische Regierung vom 13.12.1737, weitergeleitet mit Schreiben des Oberamtes Mosbach am 5.1.1738, können wir folgende interessante Einzelheiten erfahren:

Die von Pfalzgraf Friedrich 1567 gestifteten jährlichen 5 Fuder Wein, 26 Malter Hafer und 8 Malter Korn sind „seit ungefähr 40 Jahren aus unbekanntem Grund entzogen worden, wurden aber immer noch in der Spitalsrechnung als ‚unergiebig‘ geführt.

Die Erbbestände des Bernbrunner Hofes hatten jährlich in natura zu geben 19 Malter Korn, 16 Malter Spelz, 16 Malter Hafer und 6 Pfennig Geldzins. Aus Ödheim fielen an: 10 Malter Korn, 1 Fastnachtshuhn, 200 Eier auf Ostern und als Hauptrecht von jedem Fall 2 Gulden.

Bei der Verleihung eines Erbbestandes hatte der Zehntbeständer in Obergrißheim 4 mal 2 Heller Einschreibgeld, von 2 Sommerhähnen 2 mal 4 Heller und von einem Kloben Flachs 6 mal 4 Heller zu zahlen. Von der Haberwiesen fiel ein jährlicher Zins von 2 Gulden an.

Am 11.11.1772 wurden die Stadtverwaltungen der Kurpfalz aufgefordert, über die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Armenversorgung Bericht zu erstatten. Der Bericht des Mosbacher Stadtschultheißen, der Bürgermeister und des Rates des Stadt Mosbach vom 28.12.1772 wurde dem Bericht des Oberamtes Mosbach vom 30.12.1772 zur Erläuterung beigelegt. Als Beibericht war auch das Schreiben des Dekanats Mosbach vom 12.12.1772 zu den Akten genommen worden. Die katholische Stadtpfarrei hatte mit keinen besonderen Angaben dienen können. Dem Schreiben des Dekanats Mosbach ist zu entnehmen, daß anno 1421 vom Bürger-

meister und dem Rat der Stadt ein Haus gekauft und nach und nach zum Hospital erweitert worden war, jedoch sei das „wieder dahin geschwunden, so daß man nichts mehr feststellen kann“.

Anschließend wurden die bereits abgehandelten Schenkungen aufgeführt. Neu war die Angabe, daß von den nach und nach aufgenommenen Pfründner 20 Stücklein Ackerfeld, 20 Wiesenstücklein, 8 Stücklein Allmendäcker, 3 Gras- und Baumgärten und 4 Pflanz- und Krautgärten eingebracht worden waren. Diese vergrößerten den Besitz des Spitals nicht unerheblich. Es wurde gleichzeitig vorgeschlagen, einen ständigen Pfleger anzustellen, denn bisher war es Brauch, daß alle 2 Jahre die Pfleger wechselten.

Die Beschreibung der Baulichkeiten zeigt auf, daß vorn das Kelterhaus, a latere (= zur Seite) die Scheuer lag, an die sich das Haus, „welches dasteht wie eine schwarze, füllige Frau, male tectä“ (= schlecht gedeckt, vielleicht auch schlecht erhalten), „male curata“ (= schlecht versorgt, vielleicht auch schlecht verwaltet), anschließt. Die Einwohner, 8 Katholiken, 4 Protestanten, 1 Lutheraner und 2 protestantische Dienstboten, konnten vor „darob einstehender Nässe“ sich kaum trocken erhalten.

Das Gutleuthaus war 1564 vor der Stadt neu erbaut und von Pfalzgraf Friedrich mit einem Drittel der Gefälle der Cäcilienkirche begnadigt und von anderen gutherzigen Leuten mit Kapitalien ausgestattet worden. Das Haus hatte 47 zinsbare Kapitalien, deren Summe 1183 Gulden erreichte. Aus den Gefällen und den Zinsen wurde das Haus unterhalten. Zur besseren Versorgung war um das Haus noch ein großer Garten angelegt worden.

Die Elendherberg war 1581 von der Stadt erbaut worden. Von gutherzigen Leuten war nach und nach soviel gestiftet worden, daß die 51 Kapitalien 1098 Gulden ausmachten. Die beiden letztgenannten Häuser sollen

nach Angaben des Dekanats 18 Jahre hindurch von dem kurz zuvor verstorbenen katholischen Bürger Johann Meßner als Pfleger verwaltet worden sein. Hierauf bezog sich auch der obige Vorschlag eines ständigen Pflegers, da Johann Meßner seine Sache offensichtlich zur vollen Zufriedenheit aller gemacht hatte.

Im Bericht der Stadt Mosbach selbst wurde vermerkt, daß das Hospital in Haus, Scheuer, Stallung und Kelter bestand, die aneinandergebaut waren. Die liegenden Güter setzten sich zusammen aus 55 Morgen Äcker, 14 Morgen Wiesen und 36 Ruten Garten.

Die ständigen Gülten ergaben

2 Gulden 5 1/2 Kreuzer Geld,

39 Malter 3 1/2 Simri Korn,

24 Malter 1 Invel Dinkel,

20 Malter Hafer,

200 Eier und 1 Fasnachtshuhn.

Unständige (= in der Menge wechselnde)

Gülten erbrachten von Obergrißheim 2/9 großer und kleiner Zehnten ungefähr

jährlich = 13 Gulden Geld,

2 Malter Korn

25-30 Malter Dinkel und

1 Malter Hafer.

Der Wein ist nicht festzulegen.

Hinzu kamen noch die Zinsen aus 377 Gulden an Kapitalien. Gutleuthaus und Elendhaus, zwei außer der Stadt gleich beim Gottesacker überstehende Häuser mit einem Gärtlein, hatten die Zinsen von 1481 Gulden Kapital zu verbrauchen.

Es waren zwar durch Pfalzgraf und Kurfürst Friedrich 5 Fuder Wein und 26 Malter Hafer vermacht worden, welche aber schon vor vordenklichen Zeiten, die Stadtverwaltung Mosbach wußte die Gründe nicht, nicht mehr dargereicht worden sind.

Das Hospital hatte 2 zeitliche Pfleger, die eine Besoldung von 12 Gulden zu beanspruchen hatten. Dem jeweiligen Oberamtmann in Mosbach standen für Fuhrleistungen und für die Unterhaltung der Gebäude jährlich 12 Gulden zu.

Die Pflugschaft am Gutleuthaus und am Elendhaus brachte für die Pfleger 10 Gulden Besoldung, für das sogenannte Examen waren 3 Gulden und an jährlichem Wochengeld 5 Gulden 12 Kreuzer aufzubringen.

Im Spital befanden sich zum Berichtszeitpunkt 10 Katholiken, 4 Reformierte und 1 Lutheraner als Pfründner.

Im Gutleuthaus wohnten ohne Unterschied der Religionen alte krüppelhafte Bürger, Beisassen und dergleichen, welche aber außer freiem Anbau und Versorgung mit Holz nichts an Einkünften genossen.

Am 31.10.1776 wurde die Bildung einer Kommission zur Prüfung des Spitalwesens angeregt. Diese wurde höchstwahrscheinlich nach kurzer Zeit eingesetzt, denn bereits am 30.4.1777 erstattete eine Kommission einen Bericht über das Spital Oppenheim. Die „Einrichtung“ dieses Spitals war in den Augen der Kommission „musterhaft“ und sollte deshalb laut Regierungsanordnung Nr. 53 vom 16.6.1777 auf alle Hospitäler der Kurpfalz übertragen werden.

Als nächstes wurde von der kurpfälzischen Landhospital-Kommission eine Speiseordnung erstellt. Sie wurde am 30.10.1780 vorgelegt und vom 13.4.1782 für die Spitäler verbindlich eingeführt (siehe unter Anlage 2). Für das Spital und auch für das Gutleuthaus gab es jeweils 2 Meister (2 Spitalmeister und 2 Siechenmeister); sie wurden alle zwei Jahre gewählt, die Wahl erfolgte jedoch so, daß alljährlich je ein Spital- und ein Siechenmeister neu gewählt wurden, so daß sich die Amtszeiten überschneiden.

In einer Übersicht aus dem Jahre 1797 können wir entnehmen, daß die Kapitalausstattung im Jahre 1718 2928 Gulden betrug. Sie hatte sich bis 1797 auf 3416 Gulden erhöht. Aus diesem Fonds waren in diesem Zeitraum bei Anlage der Ökonomie zu Gebäuden für Ankauf 281 Gulden, an Baukosten 157 Gulden und für Möbel 10 Gulden, zu Feldern an Gärten 20 Gulden und für Äcker 20 Gulden verauslagt worden.



Die jährlichen Einnahmen beliefen sich auf 146 Gulden an Kapitalzinsen, auf 2 Gulden aus Grund- und Bodenzinsen und auf 727 Gulden an Bestands- und sonstigen Geldern, also auf einen Gesamtbetrag von 875 Gulden. Die jährlichen Ausgaben in Höhe von 378 Gulden setzten sich zusammen aus 303 Gulden für die Ökonomie (Verpflegungskosten), für Besoldung und sonstige 55 Gulden und 20 Gulden für die Stadt Mosbach. Die jährliche Fruchteinnahmen und -ausgaben sind wie folgt dargestellt:

Einnahmen	Ausgaben
Korn 41	20 Malter
Spelz 66	52 Malter
Hafer 22	2 Malter.

Der Personalstand bildete sich aus 2 „Offizianten“ und 11 Armen (junge Arme).

An Besitzungen hatte das Spital 4 Häuser, 6 Gärten, 162 Morgen Äcker, 22 Morgen Wiesen und 35 Morgen Waldungen.

Im 15. Jahrhundert sind folgende Spitalmeister nachweisbar.

- 1431: Cunz Otto und Peter Heck
- 1432: Cunz Otto und Dielheinz (wohl Heinz Dilman)
- 1434: Heinz Dilman und Hans Matemecher
- 1446: Stephan Hamm ? und Peter Heck
- 1448: Peter Nodinger und Nikolaus Isenminger
- 1451: Jörg Beyer und Cunz Schmid
- 1458: Nikolaus Kremer und Jakob Becker
- 1474: Jörg Beyer der alte und Hans Christmann
- 1496: Hans Reume und Kaspar Bauder
- 1498: Johann Hansen und Melchior Stange
- 1498: Melchior Stange und Kunz Heffner

### Tabellen für Maße und Gewichte I:

Mosbacher Maß:	Neues badisches Maß 1812:
Getreidemaße:	
Für glatte Frucht:	
1 Viertelein	6 3/4 Becher
4 Viertelein oder 1 Invel	2 Meßlein 7 1/2 Becher
4 Invel oder 1 Simri	1 Sester 1 Meßlein
8 Simri oder 1 Malter	8 Sester 7 Meßlein 9 Becher
10 Malter	8 Malter 7 Sester 9 Meßlein 4 Becher
1 Simri	1,0992 Sester
1 Malter	0,87936 Malter
0,909752 Simri	1 Sester
1,13719 Malter	1 Malter
Für Spelz:	
1 Viertel	6 3/4 Becher
4 Viertel oder 1 Invel	2 Meßlein 7 1/2 Becher
4 Invel oder 1 Simri	1 Sester 1 Meßlein

9 Simri oder 1 Malter	9 Sester 8 Meßlein 9 Becher
10 Malter	8 Malter 8 Sester 9 Meßlein 3 Becher
1 Simri	1,0992 Sester
1 Malter	0,98928 Malter
0,909752 Simri	1 Sester
1,01084 Malter	1 Malter

### Flüssigkeitsmaße:

1 Schoppen	3 1/4 Glas
4 Schoppen oder 1 Maß	1 Maß 3 Glas
6 Maß oder 1 Viertel	7 Maß 8 Glas
4 Viertel oder 1 Eimer	3 Stützen 1 Maß 2 Glas
20 Eimer oder 1 Fuder	6 Ohm 2 Stützen 3 Maß 0 Glas
10 Fuder	6 Fuder 2 Ohm 3 Stützen 0 Maß 4 Glas
1 Maß	1,298 Maß
1 Eimer	0,31152 Ohm

1 Fuder	0,62304 Fuder
0,770416 Maß	1 Maß
3,21007 Eimer	1 Ohm
1,605034	1 Fuder

**Gewicht:**

1 Loth	2 Centaß 92 Aß
8 Loth oder 1 Vierling	23 Centaß 40 Aß
4 Vierling oder 1 Pfund	93 Centaß 59 Aß
Centner zu 104 Pfund	97 Pfund
	33 Centaß 78 Aß
Centner zu 108 Pfund	1 Centner 1 Pfund
	8 Centaß 15 Aß
1 Pfund	0,93594 Pfund
1,06844 Pfund	1 Pfund
1 Centner zu 104 Pfund	0,9733776 Centner
1 Centner zu 108 Pfund	1,0108152 Centner
1,02735 Centner	
zu 108 Pfund	1 Centner
0,9893 Centner	
zu 108 Pfund	1 Centner

**Längenmaße:**

**Ellen- und Klafterfuß:**

1 Fuß	9 Zoll 7 Linien
	5 Punkte
2 Fuß (Elle)	1 Fuß 9 Zoll
	5 Linien 0 Punkte
6 Fuß (Klafter)	5 Fuß 8 Zoll
	5 Linien 1 Punkt
1 Fuß	0,975167 Fuß
1,02547 Fuß	1 Fuß

**Feldmaß:**

1 Fuß	1 Fuß 0 Zoll
	1 Linie 8 Punkte
16 Fuß oder 1 Rute	16 Fuß 2 Zoll
	8 Linien 5 Punkte
1 Fuß	1,0178 Fuß
1 Rute	1,6285 Rute
0,9825 Fuß	1 Fuß

0,614062 Rute	1 Rute
---------------	--------

**Ellenmaße:**

1 Elle	9/10 Ellen
	8/100 Ellen
1 Elle	0,9755 Elle
1,02512 Elle	1 Elle

**Flächenmaße:**

1 Quadratrute	2 Quadratruten
	65 Quadratfuß
40 Quadratruten oder	
1 Viertel	1 Viertel
	6 Quadratruten
	8 Quadratfuß
4 Viertel oder 1 Morgen	1 Morgen 0 Viertel
	24 Quadratruten
	32 Quadratfuß
1 Morgen	1,060805 Morgen
1 Morgen	4,243222 Viertel
0,94268 Morgen	1 Morgen

**Brennholz:**

1 Klafter	9/10 Klafter
	3/100 Klafter
1 Klafter	0,927334 Klafter
1,07836 Klafter	1 Klafter

**Tabellen für Maße und Gewichte II:**

Badisches Maß:	Maße des Deutschen Reiches:
----------------	-----------------------------

**1. Getreidemaße:**

1 Zuber	1500 l = 15,00 hl
1 Malter = 1/10 Zuber	150 l
1 Scheffel (Körnermaß)	150 l
1 Sester = 1/10 Malter	15 l
1 Meßlein = 1/10 Sester = 1,5 l	
0,556 c-Fuß (auch Maß, Maßel, Maßlein, Mäßlein)	

1 Becher = 1/10 Meßlein 0,15 l  
 0,6667 Malter 1,0 hl

## 2. Flüssigkeitsmaße:

1 Fuder 1500 l = 15,00 hl  
 1 Ohm = 1/10 Fuder 150 l  
 1 Stützen = 1/10 Ohm 15 l  
 1 Maß = 1/10 Stützen =  
 4 Schoppen 1,5 l  
 1 Glas = 1/10 Maß 0,15 l

## 3. Gewicht:

1 Pfund 0,5 kg  
 2 Pfund 1,0 kg  
 1 Zentner = 100 Pfund 50,0 kg  
 1 Aß (As) 0,1 g  
 1 Centaß (Centas) 10,0 g  
 1 Lot 15,6 g  
 1 kg =  
 1. = 10 Zehnlänge  
     zu 100 g  
     = 10 Centas  
     zu 10 g  
     = 10 Dekas  
     zu 1 g  
     = 10 As zu 0,1 g  
 2. = 2 Mark zu  
     4 Vierlingen  
     zu 4 Unzen  
 3. = 32 Lot zu  
     4 Quentchen  
     x 2

## 4. Längenmaße:

1 Linie 0,300 cm  
 1 Zoll = 10 Linien 3,000 cm  
 1 Fuß = 10 Zoll 30,000 cm

1 Rute = 10 Fuß 3,000 Meter  
 3,333 Fuß 1,000 m  
 1 Elle = 2 Fuß 0,600 m  
 1 Klafter (Längenklafter) 1,800 m  
 = 6 Fuß  
 1 badische Meile = 29629,6 Fuß  
                           8,8889 km  
 0,1125 Meile 1,000 km

## 5. Feldmaße/Flächenmaße:

1 Quadratfuß (q-Fuß) 0,0900 qm  
 1 Quadratrute =  
 100 q-Fuß 9,000 qm  
 11,111 q-Ruten 1 Ar  
 1 Quadratelle =  
 4 q-Fuß 0,3600 qm  
 1 Viertel 9 a  
 1 Morgen = 400 q-Ruten 0,36006 Hektar  
 (auch Tagwerk oder Juchart)  
 2,7778 Morgen 1,000 ha

## 6. Holzmaße:

1 Kubikrute =  
 1000 Kubikfuß 27,0 m<sup>3</sup>  
 37,03 Kubikruten 1000,00 m<sup>3</sup>  
 1 Klafter =  
 144 Kubikfuß 3,888 m<sup>3</sup>  
 0,27 Klafter 1,000 m<sup>3</sup>  
 1 Kubikfuß (c-Fuß) 0,027 m<sup>3</sup>

## 7. Sonstige Maße:

1 Apothekerpfund 375,006 g  
 1 Unze 31,250 g  
 1 Drachme 3,900 g  
 1 Skrupel 1,300 g  
 1 Gran 0,0651 g

Speiseordnung der kurpfälzischen Landhospital-Kommission  
Mannheim, den 30. Oktober 1780

Sonntags mittags für des Verwalters Tisch.

(Daran nahmen Platz: Kontrolleur, der Verwalter und dessen Frau)

	Kreuzer	Heller
Rindfleischsuppe 2 Pfund Rindfleisch à 4 1/2 Kreuzer	9	-
3 Pfund Kalbfleisch à 6 Kreuzer	18	-
Gemüse	3	-
4 1/2 Pfund Brot à 1 1/2 Kreuzer	6	6
1 1/4 Maß Wein für mittags und abends à 6 Kreuzer per Maß	7	4

Sonntag abends

Obiges (Suppe und Kalbfleisch)		
Salat	1	
Öl	1	
Essig	1	
=	47	2
Salz für die ganze Ökonomie auf 7 Tage sive 1 Woche		
4 Pfund	12	-
Schmelzbutter auf 1 Woche für die ganze Ökonomie		
3 1/2 Pfund à 15 Kreuzer	52	4

Gemeiner Tisch

Mittags

1 Mäßlein Hirse zur Suppe	3	4
8 Pfund Rindfleisch für 20 Köpfe à 4 1/2 Kreuzer	36	-
Gemüse	6	-
Wein für Pfründer mittags und abends à 6 Kreuzer per Maß		
2 Maß 1 1/2 Schoppen	14	2
Brot, so nicht frisch gebacken 30 Pfund à 1 1/2 Kreuzer	45	

Abends

von obiger Suppe	-	-
Salat	3	-
Essig	3	-
Öl	1	7
Wein und Brot siehe oben		
Sonntag: 3 Gulden 44 Kreuzer 3 Heller		

### Montag mittags

#### Verwalterstisch

Suppe, Rind- und Kalbfleisch vom Sonntag	-	-
Gemüse	3	-
Wein wie am Sonntag	7	4
Brot wie am Sonntag	6	6

### Montag abends

Suppe und Kalbfleisch vom Sonntag	-	-
Salat	1	-
Öl	1	-
1/2 Schoppen Essig	1	-
=	20	2

### Gemeiner Tisch

#### Mittags

Brotsuppe	-	-
6 Pfund Mehl zu Knöpf	12	-
2 Weck dazu	2	-
2 Maß 1 1/2 Schoppen Wein à 6 Kreuzer	14	2
30 Pfund Brot à 1 1/2 Kreuzer	45	-

#### Abends

Suppe und Brot von obigem	-	-
Sauermilch 6 Maß	3	-
Montag: 1 Gulden 36 Kreuzer 6 Heller		

### Dienstag mittags

#### Verwalterstisch

Suppe von folgenden 2 Pfund Rindfleisch	9	-
Gemüse	3	-
3 Pfund Kalb- oder anderes Fleisch à 6 Kreuzer	18	-
1 1/4 Pfund Maß Wein à 6 Kreuzer für den ganzen Tag	7	4
4 1/2 Pfund Brot à 1 1/2 Kreuzer für den ganzen Tag	6	6

#### Abends

Suppe, Fleisch, Brot und Wein von obigem, allenfalls das Fleisch zum Teil einzumachen	-	-
=	44	2

## Gemeiner Tisch

### Mittags

Gebrannte Mehlsuppe, dazu 1/2 Pfund Schwarzmehl	1	4
3 Mäßlein Erbsen	6	-
3 Pfund Weißmehl zu Spatzen	6	-
30 Pfund Brot für den ganzen Tag	45	-
2 Maß 1 1/2 Schoppen Wein für den ganzen Tag	14	2

### Abends

Brot und Wein von obigem	-	-
Wassersuppe und 2 Pfund Brot	3	-
Weißer Käse	4	-

---

Dienstag: 2 Gulden 4 Kreuzer - Heller

## Mittwoch mittags

### Verwalterstisch

Suppe, Rind- und Kalbfleisch vom gestrigen Tag	-	-
Gemüse	1	-
Weißmehl	3	-
1 Weck zu Schnitten	1	-
2 Eier	1	-
1 1/4 Maß Wein	7	4
4 1/2 Pfund Brot	6	6

### Abends

Brot und Wein von obigem	-	-
1 Pfund Kalbfleisch zu Briesen	5	-

---

= 25 2

## Gemeiner Tisch

### Mittags

Suppe von 6 Maß saurer Milch	3	-
3 Mäßlein Grießmehl zu Brei	6	-
3 Maß süße Milch	9	-
30 Pfund Brot	45	-
2 Maß 1 1/2 Schoppen Wein	14	4

### Abends

1 Pfund Schwarzmehl zur Suppe	1	-
Salat	3	-
Essig	3	-
Öl	1	5

---

Mittwoch: 1 Gulden 51 Kreuzer 3 Heller

## Donnerstag mittags

### Verwalterstisch

Rindfleisch von folgendem:

1 1/2 Pfund Rindfleisch	8	-
1 Pfund Dürrfleisch zum Gemüse	8	-
Gemüse	3	-
4 1/2 Pfund Brot	6	6
1 1/4 Maß Wein	7	4

### Abends

Suppe und Fleisch von obigem

Wein und Brot desgleichen

Salat	1	-
Öl	1	-
Essig	1	-
=	36	2

## Gemeiner Tisch

### Mittags

Fleischsuppe zum Brot	2	-
8 Pfund Rindfleisch	36	-
Gemüse	6	-
2 Maß 1 1/2 Schoppen Wein (ab 1)	14	2
30 Pfund Brot	45	

### Abends

Zwiebelsuppe

übriges Gemüse, Brot und Wein vom Mittag

Donnerstag: 2 Gulden 20 Kreuzer - Heller	-	-
--	---	---

## Freitag mittags

### Verwalterstisch

1 Maß Milch zur Suppe	3	-
1 Pfund Weißmehl zu Nudeln	2	-
Schnitze	2	-
2 Eier	1	-
1 Käse	2	-
1/2 Pfund Butter	6	-

### Abends

Salat	1	-
Öl	1	-
Essig	1	-
1/2 Pfund Mehl	1	-

3 Eier	1	4
1 1/4 Maß Wein	7	4
4 1/2 Pfund Brot	6	6
=	36	2

### Gemeiner Tisch

#### Mittags

Wassersuppe	2	-
5 Mäßlein Schnitze	10	-
5 Pfund Weißmehl zu Dampfnudel	12	-
Bierhefe zu Dampfnudel	3	-
30 Pfund Brot	45	-
2 Maß 1 1/2 Schoppen Wein à 6 Kreuzer	14	2

#### Abends

3 Pfund Mehl zu Wasserschnitten	6	-
9 Weck	9	-
Wassersuppe	2	-

Freitag: 2 Gulden 19 Kreuzer - Heller

### Samstag mittags

#### Verwalterstisch

Rahmsuppe	2	-
1 Weck zur Rahmsuppe	1	-
1 Pfund Weißmehl zu Milchspatzen	2	-
Käse	2	-
Butter vom vorigen Tag		
1 1/4 Maß Wein	7	4
4 1/2 Pfund Brot	6	6
1 Maß Milch	3	

#### Abends

1/4 Pfund Schwarzmehl zu Brennsuppe	-	4
Salat	1	-
Essig	1	-
Öl	2	-
6 Eier	3	-
=	31	6

### Gemeiner Tisch

#### Mittags

1/2 Pfund Schwarzmehl zu Brennsuppe	1	-
3 Mäßlein zu saueren Bohnen	6	-
30 Pfund Brot	45	-
2 Maß 1 1/2 Schoppen Wein	14	2



**Abends**

Salat	3	-
Öl	2	-
Essig	1	-
Brotsuppe	2	-
Brot und Wein vom Mittag	-	-
<hr/>		
Samstag: 1 Gulden 46 Kreuzer - Heller		

Die „Ökonomie“ kostete also	Gulden	Kreuzer	Heller
Sonntags	3	44	3
Montags	1	36	4
Dienstags	2	4	-
Mittwochs	1	51	3
Donnerstags	2	20	-
Freitags	2	19	2
Samstags	1	46	-
<hr/>			
	15	41	4

Diese 15 Gulden 41 Kreuzer 4 Heller auf 23 Köpfe berechnet, erträgt per Tag ein Kopf in dem anderen 5 Kreuzer 6 18/23 Heller.

Folgende Berechnung verdient aber eine weit größere Rücksicht als die vorstehende:

Summarium	Verwalterstisch			Gemeiner Tisch			Totale		
	fl	Kr	Heller	fl	Kr	Heller	fl	Kr	Heller
Sonntag		47	2	2	57	1	3	44	3
Montag		20	2	1	16	2	1	36	4
Dienstag		44	2	1	19	6	2	4	-
Mittwoch		25	2	1	26	1	1	51	3
Donnerstag		36	2	1	43	6	2	20	-
Freitag		36	2	1	43	-	2	19	2
Samstag		31	6	1	14	2	1	46	-
<hr/>									
	4	1	-	11	40	4	15	41	4

Es kommt also täglich der Kopf an des Verwalters Tisch auf 11 Kreuzer 7 2/3 Heller, der Kopf am gemeinen Tisch auf 5 Kreuzer.

(Diese Berechnung ist unrichtig, denn nach genauer Durchrechnung kommt man auf 11 bzw. 4 Kreuzer pro Kopf und Tag.)

## Notamina zu vorstehender Speiseordnung

- 1) Muß immer ein proportionierter Mehlvorrat im Kasten aufbehalten werden, maßen altes gedeihlicher dann das frische.
  - 2) Dem Bäcker wird hernach vom alten Mehl vorgewogen, aus welchem er aus 3 Pfund Mehl 4 wohlausgebackene Brote zu liefern hat, dann soll der Laib Brot nicht unter 6 Pfund schwer gebacken werden.
  - 3) Kein Brot, ohne dasselbige 4 Tage alt, soll verspeist werden, maßen das frische nicht gedeihlich, annebst auch ungesund.
  - 4) Das Gemüse betreffend solle selbiges hausmännisch, mithin so geschmelzt und akkomodiert sein, daß für den Vorstandstisch und für die Gemeinde aus einem Haufen angerichtet werden könne.
  - 5) Im Fleisch ist der Bedacht zu nehmen, damit, so viel die Jahreszeit es erlaubt, immer jenes vorzüglichst angeschafft und verspeist werde, welches keines Schmelzens oder Butters bedarf. So ist z. B. das Hammel- und Schweinefleisch dem Kalbfleisch vorzuziehen und wo dieses observiert wird, so ist
  - 6) zum voraus ausgemacht, daß die im Eingang gesetzten 3 1/2 Pfund Butter oder Schmalz für 1 Woche genüchlich und zum Überfluß ausreichend endlich und
  - 7) muß der Bedacht genommen werden, damit man alljährlich einen genüchlichen Vorrat dürrer Gemüse, z. B. Schnitz, Zwetschen, Hutzeln, Bohnen, Erbsen, Linsen und dergleichen angeschafft und verspeist werden wohl erwogen
  - 8) auch diese Gemüse mit weniger Schmalz akkomodiert werden können, dann wird „informationis gratia“ annoch bemerkt, daß
  - 9) in vorstehender Berechnung das Brot per Pfund zu 1 1/2 Kreuzer, der Wein per Maß 6 Kreuzer und das Fleisch per Pfund à 4 1/2 Kreuzer und respective 5 und 6 Kreuzer derer Sachen anzuschlagen. Weil man des zu Heildelsheim bestehenden Werts dahier nicht kundig, folglich in denen Diariis hiervon, wann es wohlfeiler, abgegangen und wann es teurer, annoch hinzugesetzt werden könne, überhaupt alle derlei Sachen sind nach den bestehenden Ortspreisen anzusetzen.
- Es bleibt übrigens ein- für allemal festgesetzt, daß alle diejenigen groß und klein, welche ins Hospital aufgenommen werden und kein Vermögen in solches einbringen, in gesundem Stand nichts als Wasser zu trinken bekommen, auch daß keinem Pfründner, welcher unter 600 Gulden an Vermögen einbringt, Wein zum Trunk akkordiert werden solle.
- Würde sich aber ein Pfründner ins Hospital einkaufen und 600 Gulden oder noch mehr einbringen, so wird ihm alsdann der tägliche Trunk von Kommissions wegen und gar für einen Mann mit 2 großen, für ein Weibsbild aber mit täglich 2 kleinen Bechern Wein reguliert werden.

---

### Quellenangaben

Akten des Generallandesarchives Karlsruhe, Abteilung 43, Konvolut 160; Abteilung 77, Faszikel 6107, 6116, 6118, 6119, 6616; Abteilung 166, Faszikel 204 und 205; Krimm, Konrad, und Schadeck, Hans: Mosbacher Urkundenbuch

## Weingarten anno 1618 am Ende friedlicher Jahre

*Wilhelm Kelch, Weingarten*

Kurfürst Friedrich I. beauftragte im Jahre 1617 seinen „lieben Freund Albrecht Ölinger“ mit der Erneuerung der Sal- und Zinsbücher einiger kurpfälzischer Gemeinden, zu denen Weingarten im Oberamtsbezirk Bretten gehörte.

Das Weingartener Erneuerungsdokument wurde 1618 fertiggestellt. Es umfaßt 538 Folioseiten. Heute ist es für uns sehr aufschlußreich, zeichnet es doch ein eindrucksvolles Bild der sozialen und baulichen Struktur des mit seinen rund 2000 Einwohnern damals sehr gewichtigen und relativ wohlhabenden Marktflückens mit seinen Menschen, Häusern, Straßen und Plätzen.

Der Kurfürst legte jedoch aus ganz anderen Gründen größten Wert auf die sehr gewissenhafte „Erneuerung“ (auch Renovation genannt) der überlieferten und der neueren Bestimmungen aller Art. Ihm kam es darauf an, die staatliche Ordnung zu erhalten und zu festigen und gleichzeitig alle Möglichkeiten zum Einzug von Steuern und Naturalabgaben sehr detailliert, lückenlos und überprüfbar festzuschreiben.

Auch damalige Regierungen konnten schließlich nur über die Gelder und Güter verfügen, die sie vorher auf der Grundlage eines geordneten Staatswesens als Steuern und sonstige Abgaben vom Volk erhalten hatten.

Da mußte alles bedacht werden. Um möglichst reichliche Abgaben einzuziehen zu können, sollten die Bauern höchste Ernteerträge erwirtschaften. Eine wesentliche Voraussetzung dafür war wiederum, daß bei jeder Re-

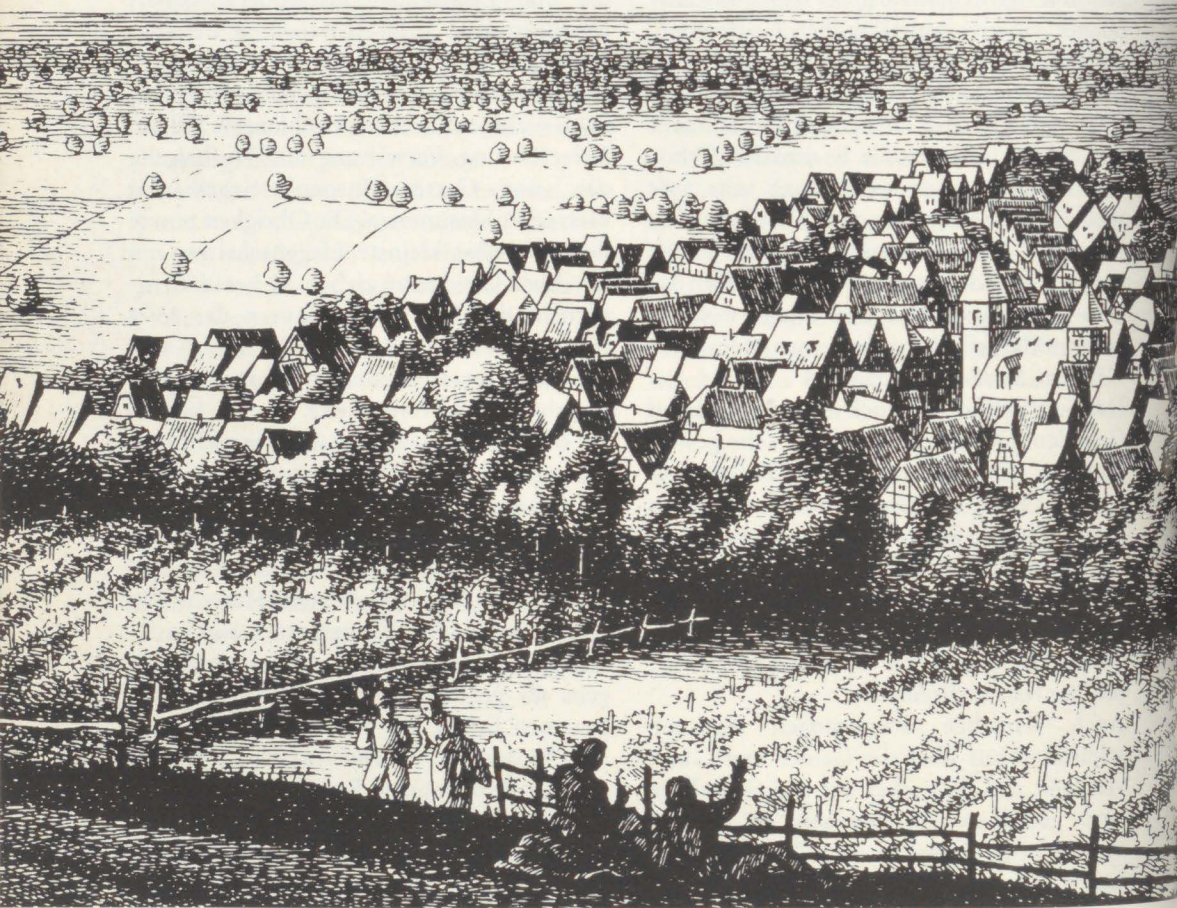
novation die Einhaltung der befohlenen, zweckmäßigsten Verteilung aller Felder auf die drei Zelgen der Dreifelderwirtschaft überprüft und jede Abweichung beseitigt wurde.

Einen Sozialetat im heutigen Sinne gab es noch nicht, dafür aber verschlangen Militär, Kriegführung, Verwaltung und Hofhaltung der „von Gottes Gnaden“ eingesetzten Herrscher Unsummen. Die Obrigkeit nutzte deshalb selbst kleinste Liegenschaften, um aus ihnen Gewinn zu ziehen. So besaß sie innerhalb der Umfassungsmauern der 1504 niedergebrannten Burg der Herren von Schmalenstein einen kleinen Grasgarten, den sie Jahr für Jahr verpachtete.

An dieser Stelle soll kurz auf das nicht verstummende Gerücht eingegangen werden, die letzten Schmalensteiner seien bettelarm gewesen und hätten sich verschämt den bürgerlichen Namen „Breitenstein“ zugelegt. Richtig ist, daß die letzten Herren von Schmalenstein der Weingartener Kirche St. Remigius einen Teil ihres Familienvermögens als großzügige fromme Stiftung zukommen ließen, die 1618 in der „Erneuerung“ aufgeführt ist. Die Vorfahren der zahlreichen Weingartener Familien Breitenstein bestellten zu jener Zeit noch in der Schweiz in der Gegend von Zürich fleißig ihre Bauernfelder.

Weil der Bedarf der Obrigkeit an Geld und Naturalien groß war, schärfte man den Untertanen alle früheren und neuen allgemeinen Bestimmungen und Abgabenordnungen von Zeit zu Zeit durch Verlesung und Belehrung

# Weingarten



*Weingarten vor dem Dreißigjährigen Krieg  
Federzeichnung von Erwin Koch nach einem zeitgenössischen Ölgemälde eines französischen Künstlers*



ein. Die Lehnbriefe für wichtiges Eigentum der Kurpfalz schrieb man neu, und die Lehnsnehmer der Ziegelhütte, der Schäferei, der Badstube und der unteren Mühle am Schuhmarkt mußten ihnen uneingeschränkt zustimmen. Weiter galt es, die Höhe der Steuern und Art und Menge der Naturalabgaben für jedermann unter Nennung der Namen genau festzulegen.

Da man Lagerbuch- und Hausnummern noch nicht kannte und präzise Landvermessungen noch nicht möglich waren, stützte sich alles auf Angaben wie: „Jörg Kleiber zahlt jährlich für sein Haus mit Hof am Bach, das einerseits an Bartel Müllers Acker, andererseits an Hans Meiers Haus grenzt, 10 Gulden. Dazu liefert er zwei Hühner, eine Gans und zehn Malter Hafer.“

Unmittelbar nach jeder Erneuerung einer Abgabenordnung war ein derartiges Werk sehr verlässlich. Kein Haus und nicht das kleinste, landwirtschaftlich nutzbare Fleckchen wurde vergessen. Wenn aber zum Beispiel der genannte Jörg Kleiber verstorben war, Bartel Müller den Acker verkauft hatte und Hans Meiers Haus abgebrannt war, machten solche Vorfälle bereits in Friedenszeiten derartige Lagebeschreibungen schnell unverständlich.

Im Verlaufe kriegerischer Überfälle wurden oft alle schriftlichen Unterlagen vernichtet. Durch meist kriegsbedingte Hungersnöte, Seuchen oder gewaltsamen Tod zahlreicher abgabepflichtiger Einwohner änderten sich die relevanten Familiennamen, welche vorher die Besitzverhältnisse und die Lage eines Hauses oder Grundstücks beschrieben hatten, manchmal schlagartig. Derartige Katastrophen gab es nur allzuoft.

Besonders folgenschwere Überfälle erduldeten die Marktflecken 1462 im Reichskrieg gegen Bayern und die Kurpfalz durch Graf Ulrich V. von Württemberg, 1504 durch Herzog Ulrich von Württemberg, der die Burg der Herren von Schmalenstein samt dem damaligen großen Ortsteil „Heiden-

gaß“ und „In der Hub“ mit weiteren Häusern im Dorf abbrannte, im Dreißigjährigen Krieg 1622 durch Tillysche Truppen und danach mehrmals durch die Franzosen, im Holländischen Krieg 1674 durch französische Einheiten von Udenheim (Philippsburg) aus und 1689 im Orleanschen Erbfolgekrieg wieder durch die Franzosen. Die meist strohgedeckten und in Fachwerkbauweise errichteten Gebäude brannten oft reihenweise nieder.

Aus diesen Gründen hätte der Landesherr ohne ständige Erneuerung der Bestimmungen innerhalb kurzer Zeit viel von dem eingebüßt, was er als seinen und seiner Regierung Anteil am Sozialprodukt betrachtete. Abgabepflichtig waren alle, die über Hausbesitz und/oder eigenes oder gepachtetes Land verfügten. In der Regel hielt sich die Obrigkeit mit ihren Forderungen an das männliche Familienoberhaupt. Nach dessen Tode gingen Besitz und Abgabepflicht zunächst auf die grundsätzlich voll geschäftsfähige Witwe über. Die Zahl der verwitweten Frauen war erschreckend hoch. Verstarb auch die Witwe, traten die Kinder an ihre Stelle. Bis zu deren Volljährigkeit vertrat sie ein Vormund. Es gab auch Fälle, in denen verheiratete Frauen bereits zu Lebzeiten ihrer Ehemänner persönlich über Eigentum an Land und Häusern verfügten. Im 17. Jahrhundert stand es um die Gleichberechtigung der Frauen besser als später.

Die abgabepflichtigen Personen erfaßte und veranlagte man in Gruppen hauptsächlich nach folgenden Kriterien:

- Lage ihres Besitzes: im Ortsetter - in der Gemarkung - an Stellen „auf denen vor dem Häuser gestanden“;
- Fälligkeitsdatum der Abgaben: Martinskoppen (Koppen = Kapaune) und Martinsgänse (Martini) - Fastnachtshühner (Fastnacht);
- Zeitpunkt der Urbarmachung des betreffenden Landes. Besitzer von „Novalien“, das heißt von Feldern, Wiesen und Gär-

ten, die der Fleiß der Bauern dem Umland in nicht allzu ferner Vergangenheit mühsam abgerungen hatte, wurden zu besondern Abgaben herangezogen. Im Jahre 1618 zählten über 86 Hektar Bauernland zu den Novalien. Zu Äckern umgebrochene Wiesen galten nicht als Novalien;

- Art der landwirtschaftlichen Nutzung der Grundstücke: Äcker - Wiesen - Weingärten;
- Lehnsgüter nach Objekt: Schäferei, Badehaus usw. und nach ihren Lehnsherren: Kurfürst, Kirche, Deutscher Orden usw.;
- „Ausmärker“, also Bürger anderer Ortschaften mit Besitz in Weingarten;
- Leibeigene. Sie hatten nur geringfügige Zahlungen zu leisten, mußten sich aber ausdrücklich zu „Treue zum Landesherren“ verpflichten, und
- die subalternen Bediensteten der politischen Gemeinde und der Kirche St. Remigius. Die wichtigsten Gemeindebediensteten dieser Gruppe waren 1618: der Büttel, der Wiesenmeister, der „Schaffter“ zur Beaufsichtigung der Froner und „die Herren Zöllner“ (Zöllner). Anno 1544 unterhielt die Kirche noch zwei „Heiligschaffner“, die für Betreuung und Beaufsichtigung der Ortsarmen zuständig waren. In der Renovation von 1618 wurden sie nicht mehr genannt.

Nachfolgend soll vornehmlich auf diejenigen Weingartener eingegangen werden, die aufgrund von Haus- und Grundbesitz *im Ortsetter* abgabepflichtig waren. Bei den Wohnhäusern kam es der Obrigkeit auf die Anzahl der Schornsteine und Rauchabzüge an. Sie waren mit der Verpflichtung zur Abgabe eines sogenannten Rauchhuhnes je Kamin oder Rauchabzugsöffnung belastet. Außerdem hatten die meisten Besitzer von Häusern und Höfen Futterhafer zu liefern. Jeder Abgabepflichtige fiel in der Regel unter mehrere Gruppen und wurde entsprechend mehrfach erfaßt. So erging es auch den

im Ortsetter zu Abgaben herangezogenen Leuten.

Bemerkenswert ist die große Zahl der Familien gleichen Namens. Bei Durchsicht der gesamten Niederschrift stellt man fest, daß elf Familien „Bundschuh“ hießen, zehn „Kleiber“, je acht „Elseßer“ (Elsässer) oder „Rotgeber“ (Rothgeber) und sieben „Diebold“. Derartige Großsippen konnten sicher auf jahrhundertelange Ortsansässigkeit zurückblicken. Ihre Familiennamen waren in Weingarten nachweislich schon 1544 meist mehrfach vertreten. Nur sehr wenige Namen aus dieser Zeit sind in den 74 Jahren bis 1618 verschwunden.

Auffällig sind manche Ungenauigkeiten in der Namensschreibung. Den Familiennamen, der 1618 „von Düren“ oder „von Düren“ geschrieben wurde, liest man 1544 noch als „von Thürn“. Der Name „Ratgeber“ hat sich von 1544 bis 1618 in „Rotgeber“ und „Rothgeber“ verwandelt.

Wie zu allen Zeiten, waren auch damals bestimmte Vornamen modern. Fast jeder 4. Mann hieß 1618 - ohne einen 2. Vornamen zu führen - ganz einfach Hans. Weit verbreitet waren auch die Vornamen Jacob, Melchior, Conrad, Michel (Michael) und Georg (Jörg). Auf die damalige Häufigkeit des Vornamens Hans mag es zurückzuführen sein, daß Jungen in deutschen Märchen, Liedern und Sprichwörtern gern Hans genannt wurden. Man denke an „Hans im Glück“, „Hänsel und Gretel“, „Hänschen klein“ und an das Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr“.

Der heutigen Geschichts- und Sippenforschung bereitet die Vielzahl gleicher Familiennamen mit den immer wiederkehrenden gleichen Vornamen und den oft eigenwilligen Varianten der Namensschreibung große Schwierigkeiten. Da treten die „Golleyßen“ beispielsweise in unterschiedlichster Schreibung auf, während andererseits die Familien „Sommer“, „Somer“ und „Semer“ scharf auseinandergehalten werden müssen.

Haus Conrad Low.  
Hauhaus, Hof und Gasten in der  
Kriegsgast, besorgerlich der  
Dofel, andrerich Melior von  
Loy jener  
für für.

Handschriftenrepro I

Melior von.  
Hauhaus und Hof an der Insel  
Prager, besorgerlich Haus  
Conrad Low, andrerich der alme  
stade  
Loy jener  
für für.

Handschriftenrepro II



Mit diesen Problemen mußte man sich schon bei der Abfassung der „Weingartener Erneuerung“ herumschlagen. Der Renovator behalf sich damals mit zusätzlichen Vermerken. Er unterschied z.B. „Hans Bundschuh der Alt“ und „Hans Bundschuh der Küfer“ vom einfachen „Hans Bundschuh“. Aus gleichen Gründen fanden sogar Necknamen Eingang in die Akten. „Hans Elseßer genannt Walch“ war eindeutig der Wirt und Erbauer der „Krone“, während „Hans Elseßer“ ohne Zusatz ein Bauer und Winzer war.

Weingarten war zu jener Zeit ein Bauern- und Winzerdorf, in dem 75 Bauern nebenher Weinbau betrieben. Das beweist die Weingärtenliste des Renovators. Von der Landwirtschaft ernährte man sich - der Weinbau brachte neben dem wichtigen Haustrunk das nötigste Bargeld.

Die Weingartener Handwerker wurden in der „Erneuerung“ an keiner Stelle ausdrücklich als steuerpflichtige Gruppe aufgeführt. Für sie galten in der Regel besondere Bestimmungen. So gehörten 1617/18 alle vier Weingartener Hafner (Töpfer) zur Schicht der besitzlosen Hintersassen. Weil sie für den „Leimen“ (Lehm) zahlen mußten, den sie aus den kurpfälzischen „Leimengruben“ für ihr Handwerk benötigten, kennen wir zufällig ihre Namen: Dieter *Haftner*, Hans *Schmied*, Michel *Großmann* und Wolf *Scheuermann*. Von den Schreibern Hans *Bender* und Conrad *Rotgeber*, dem Schneider Hans *Bender* (nicht mit dem Schreiner gleichen Namens identisch), dem Küfer *Golleisen*, dem Schmied *Dürreisen* (Dürreißer) und dem reichen Metzger Endris *Keimling* erfahren wir nur, weil sie zur kleinen Gruppe jener Handwerker gehörten, die über besteuerten Besitz verfügte, oder weil der Renovator aus Gründen der eindeutigeren Personenbezeichnung zu ihrem Namen den Beruf vermerkt hat. Entsprechend verhielt es sich mit dem Bader Conrad *Kögler*. Obwohl er sich auch als Heiler betätigte, war er doch kein

Mediziner, sondern eher eine „Heilhandwerker“. Die Schuster waren damals noch arm und fehlen deshalb - wie alle weiteren Handwerker - in der Renovation ganz. Es muß in dem großen Marktflücken eine ganze Reihe weiterer Handwerker gegeben haben. Zum Beispiel hätte ein einziger Küfer die Herstellung und Reparatur der Weinfässer für 75 bäuerliche Winzer und den Weinbau der „Kurpfälzischen Amtskellerei“ einschließlich der Bierfässer für das Eigengebräu der Bauern nicht bewältigen können.

In Weingarten haben in der männlichen Linie nur wenige Familien die Zeiten bis heute überdauert. Zu ihnen gehören aus den damals großen Sippen die Grötz und Kleiber. Aus damals noch kleineren Familienverbänden kommen noch hinzu: Martin, Müller und Schmitt (Schmidt, Schmid, Schmied), Hartmann, Langendörfer und Ziegler. Längst nicht alle Träger der anderen Weingartener Familiennamen, die uns aus der Zeit von 1544 bis 1618 bekannt sind, starben aus. Viele haben den Marktflücken einstmals nach Verlust ihrer Behausung und später aus anderen Gründen verlassen und sich in einem anderen Ort angesiedelt.

Die rund 2000 Einwohner des für damalige Verhältnisse sehr großen Ortes lebten in 224 ausdrücklich erfaßten, einfach gebauten, meist kleinen Häusern. Hinzu kamen vier weitere Gebäude, die ganz oder zum Teil bewohnt waren. Da ihre Besitzer nicht abgabenpflichtig waren, hat sie der Renovator nur beiläufig erwähnt. Diese Häuser waren: das Armenhaus am Setzberg (Turmberg), die Gebäude des Deutschen Ordens in der Kirchgasse, das Hundshaus des kurpfälzischen Forstpersonals in der Mittelmühlgasse (jetzt Hebelstraße 6) und die kurpfälzische Ziegelhütte an der Bruchsaler Straße. In Weingarten gab es demnach insgesamt 228 bewohnte Häuser, die durchschnittlich mit 8,8 Personen belegt waren. Diese Belegungsdichte galt damals als „bequem“.

Die Hausplätze sind aufgrund der mangel-

haften Beschreibungen oft nicht genau lokalisierbar, aber sie können stets einem bestimmten engeren Bereich zugeordnet werden.

Etwa 44 Häuser wurden von je zwei oder mehr Familien gleichzeitig bewohnt, während 184 Häuser nur jeweils eine Familie zu beherbergen hatten.

Die in der Ortsetterliste zusammengefaßten Abgabepflichtigen hatten jährlich allein aufgrund dieser Aufschreibung abzuliefern: 267 Rauchhühner und 473 Simeri Futterhafer. Simeri nannte man ein Hohlmaß zur Bestimmung von Getreidemengen. Unterschieden wurde zwischen dem Simeri für glatte und dem für raue Frucht. Futterhafer war „rauhe Frucht“, bei der ein Simeri etwa 6,6 Kilogramm wog. Zehn Simeri galten als ein Malter. Die 473 Simeri waren also 47,3 Malter und entsprachen etwa dem Gewicht von 3.122 kg.

Diese und andere Abgaben mögen für die reichen Familien keine drückende Last gewesen sein, und einige waren sehr reich. Besonders wohlhabend war die Erbin des verstorbenen Kurpfälzischen Amtskellers Außhelm. Eingedenk ihres höchst angesehenen Vaters wird sie in der „Erneuerung“ stets „das Töchterchen des Amtskellers Außhelm“ genannt. Ihr Vater hatte ihr neben Äckern, Wiesen und Weingärten an Häusern und innerörtlichen Grundstücken hinterlassen:

- auf dem Markt - ein Haus mit Scheuer und  
- zwei Häuser mit gemeinsamem Hof;
- bei der Kellerei - ein Haus mit Hof;
- unten im Dorf - ein halbes Haus mit Hof und Garten und
- im Dorf - ein Haus mit Garten.

Auch Schultheiß Michael Rau stand gut da. Ihm gehörten ebenfalls große Felder, Wiesen und Weingärten und im Ortsetter:  
auf dem Schuhmarkt - ein Haus mit Hof;

- in der Mützenau - ein Haus mit Hof und  
- ein halbes Haus mit Hof und Garten;
- in der Straße - ein Haus mit Hof und  
- ein halbes Haus mit Hof;
- unten im Dorf - ein Drittel an einem Garten und
- im Grasgarten - ein Grundstück.

Hier könnte der Verdacht aufkommen, Amtskeller Außhelm und Schultheiß Michael Rau wären erst während ihrer Amtszeit unter Ausnutzung ihrer Machtstellung reich geworden. Das ist jedoch nicht anzunehmen. Wenn auch nicht auszuschließen ist, daß sie während ihrer Amtszeit auf legalem Wege etwas hinzu erworben haben, so war es doch damals allgemein üblich, wohlhabende Männer, die etwas zu verlieren hatten, mit Ämtern zu betrauen. Das zeigt sich auch am Beispiel des Philipp Schweickhard, den das Brettener Oberamt anfangs des Dreißigjährigen Krieges zum Nachfolger des verstorbenen Schultheißen Michael Rau ernannte. Schweickhard besaß bereits 1618 in Weingarten einen Gartenanteil, ein Haus mit Hof, ein Haus mit Hof und Garten und einen Gartenanteil. In Grombach gehörte ihm mindestens ein größerer Weingarten.

Erst viel später, im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, hat der sonst sehr verdienstvolle und tüchtige Schultheiß Peter Sechele (auch Segelin), ein Enkel des anno 1618 eingangs der Kirchgasse wohnenden Peter Sechele, hin und wieder durch unrechtmäßige Bereicherung unter Ausnutzung seiner Machtstellung Schuld auf sich geladen. In dieser Zeit hatte die Moral unter großer Armut und häufigem Kriegschaos stark gelitten.

Unter den wohlhabenden Bauern verfügte Balthasar Kleiber über besonders umfangreichen Besitz an Häusern und Gärten.

- Ihm gehörten:
- am Holzmarkt - ein Haus mit Hof;
  - am Hafenmarkt - ein Haus mit Hof;

in der Graspasse - ein halbes Haus mit Hof und Garten;  
im Dorf - zwei Gärten und  
beim Ölschlag - ein Garten.

Selbst der Dorfbüttel Conrad Lauser war kein Armer. Er besaß in der damals bevorzugten Wohnlage der Mützenau ein Haus mit Hof und Garten. Man darf nicht vergessen, welche angesehene und mächtige Person ein uniformierter Büttel damals in den Augen des einfachen Volkes war.

### Plätze und Straßen 1618

#### An Plätzen nennt die „Erneuerung“:

Auf dem Markt = jetziger Marktplatz.

Grashof = damals ein bebautes Gebiet neben der Ziegelhütte.

Hafenmarkt = im Geviert zwischen Walzbach, dem nördlichen Teil des Marktplatzes, der Straße „am Setzberg“ und der Verbindungsgasse zwischen Walzbachfurt und „am Setzberg“.

Holzmarkt = ebenfalls in diesem Geviert; westlich vom Hafenmarkt.

Mützenau = heute nur eine Straße, damals ein eng bebauter Wohnbezirk. Mit der Bebauung konnte erst zu dem leider nicht mehr fixierbaren Zeitpunkt begonnen werden, zu dem man den einst von einer Mauer umfriedeten Mützenauplatz nicht mehr als Sammelplatz für die Froner benötigte. Dieses Gelände war offenbar neben dem Marktplatz und dem Schuhmarkt das bevorzugteste Baugebiet. Obwohl es im Ortsetter und im Anschluß daran noch genügend Bauplätze gegeben hätte, sicherten sich gerade in der Mützenau der Kurpfälzische Keller Außhelm, Schultheiß Michael Rau, Büttel Lauser und zahlreiche andere, angesehene und wohlhabende Bauern ein möglichst großes Areal. Das Gebiet war vor Hochwasser geschützt. In dieser zentralen Lage fühlte man sich aus generationslangen Erfahrungen in Friedenzeiten vor Raubgesindel und in Kriegszeiten vor militärischen Überfällen si-

cherer als in den Randlagen, wußte man doch um die gründlichen Zerstörungen der einst östlichsten Ortsgebiete „In der Hub“ und „Heidengäß“.

Schuhmarkt = Südostecke der Kirchstraße am Bach. Vom Schuhmarkt aus führte die in der „Erneuerung“ nur ganz nebenbei erwähnte „Steinerne Brücke“ über den Bach zur Jöhlinger Straße.

#### Eindeutig identifizierbare Straßen:

Alte Badergasse = in Nähe der Badgasse.

Am Setzberg = bergseitige Hausreihe an jetziger B3, beginnend am Marktplatz hinter dem Erdwall und endend etwa gegenüber der Einmündung der jetzigen Apothekenstraße.

Badgasse = oberer Teil der jetzigen Brunnenstraße, in der das neuere Badhaus stand.

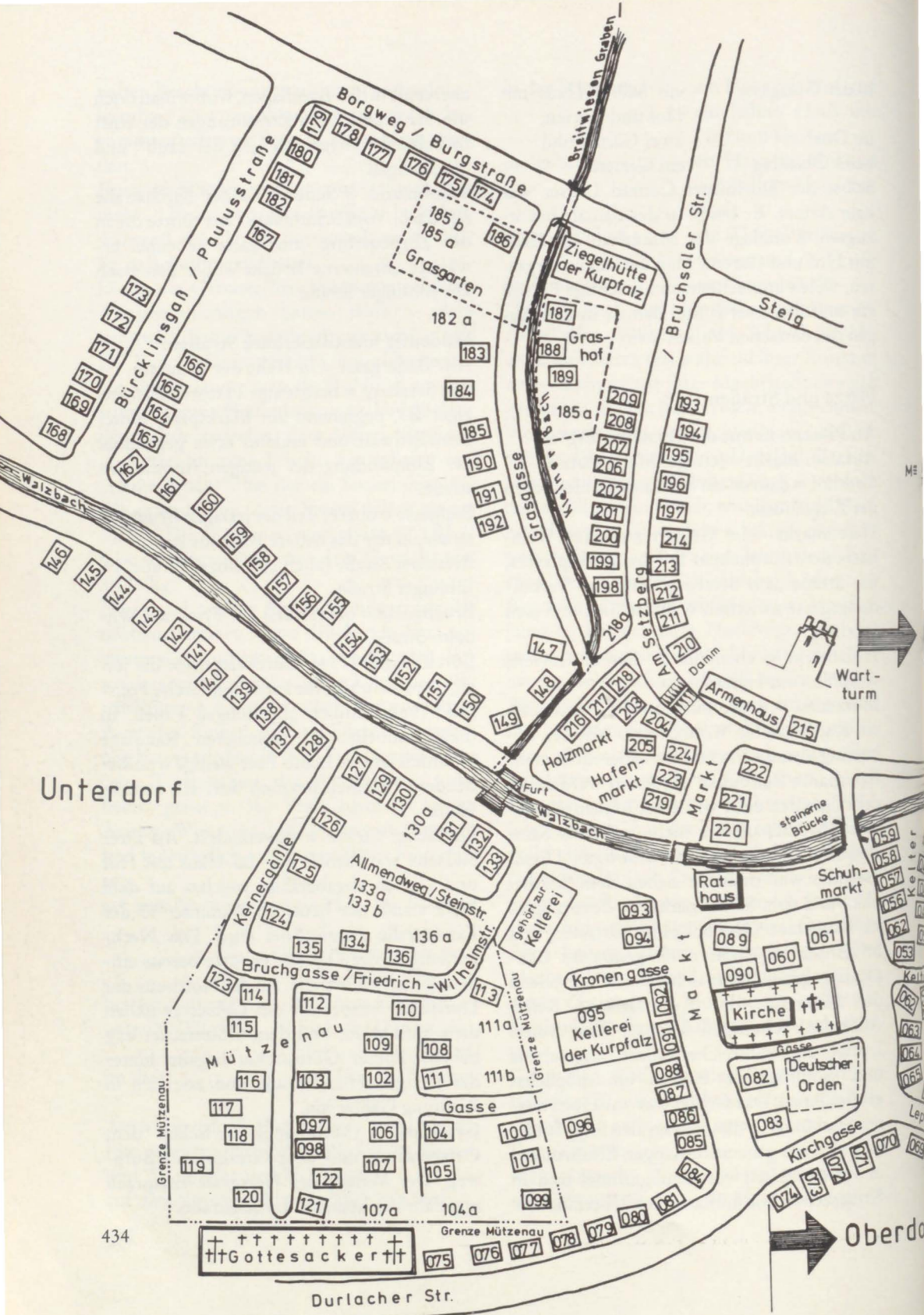
Brettener Straße (auch „Jöhlinger Straße“) = Jöhlinger Straße

Bruchgasse = oberer Teil der Friedrich-Wilhelm-Straße.

Bürcklingsgäß (1544: Bürckelsgäß) = die jetzige Paulusstraße, die zwischendurch „Polisgäß“ (volkstümlich „Bolischgäß“) hieß. In dieser unbeliebten, unsicheren Randlage wohnten ärmere Leute. Nur wenige wohlhabendere Familien besaßen dort ein zweites Haus.

Durlacher Straße = unverändert. An ihrer Südseite war damals nur das Haus mit Hof und Garten abgabefähig, welches auf dem Platz stand, der heute als Nummer 33 der Kirchstraße zugerechnet wird. Das Nachbarhaus an der Ostseite gehörte bereits eindeutig zur Kirchstraße. An der Nordseite der Durlacher Straße war das Gebiet zwischen dem Marktplatz und dem Gottesacker eng bebaut. Dieser Gottesacker begann hinter der jetzigen Hirschstraße und zog sich in Richtung Gäßler hin.

Graspasse = Verbindung zwischen dem Ortszentrum und dem Grashof am Burgweg. Der Verlauf der Graspasse entsprach ungefähr der heutigen Luisenstraße.

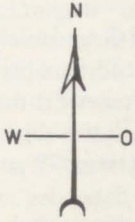


### Zeichenerklärung:

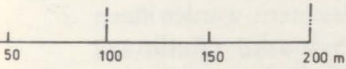
001 3stellige, umrandete Zahl = bewohntes Haus.

007a nicht umrandete, 3stellige Zahl mit einem Buchstaben = Acker, Wiese oder Weingarten im Ortsetter.

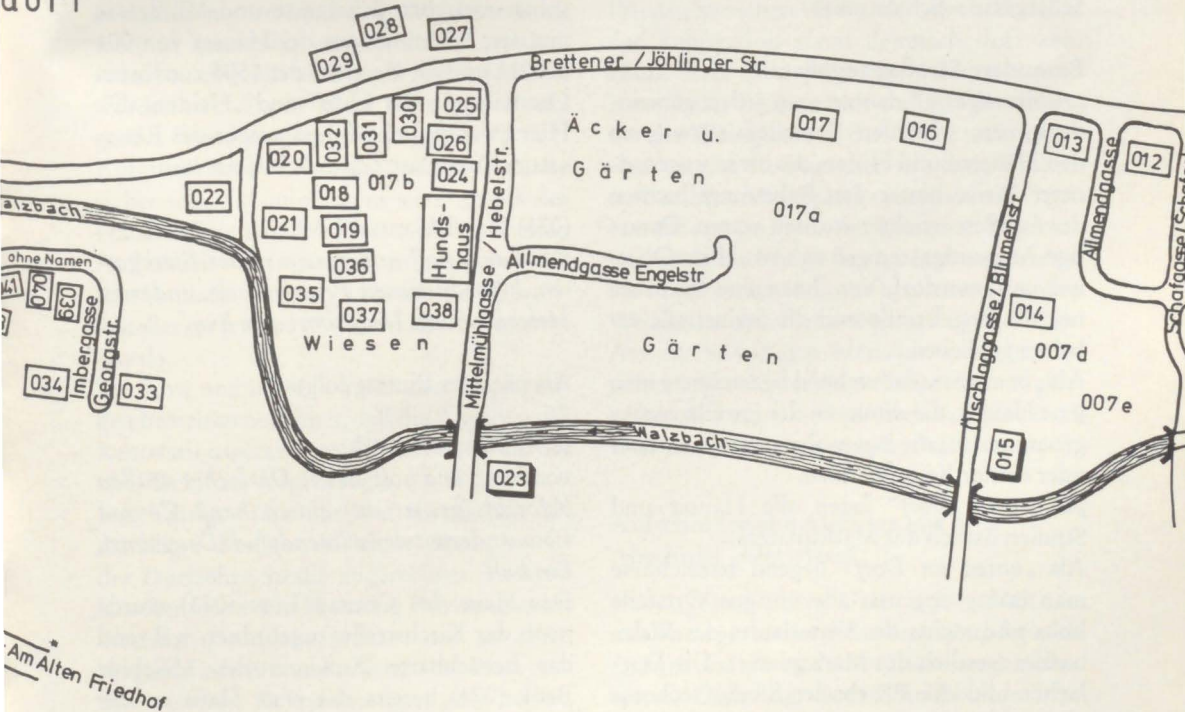
Die Zahlen sind nur redaktionell eingesetzt, fortlaufende Zähler und stellen keine Hausnummern dar.



## Weingartener Ortsetter 1618



dorf



Am Alten Friedhof

Imbergasse = Georgstraße. Bisher wurde als sicher angenommen, diese Gasse sei nach Himbeeren, damals „Imbern“ genannt worden. Jetzt ist jedoch bekannt, daß es noch 1544 in Weingarten eine Familie „Imber“ gab, von welcher die Gasse ihren Namen erhalten haben könnte.

Keltergasse = unverändert.

Kernengäßlein = Körnerstraße.

Kirchgasse = Kirchstraße. Zum ältesten Ortskern gehörig.

Lepfußweg = „Am alten Friedhof“. Der Weg führte bis zur Ölschlaggasse.

Mittelmühlgasse = Hebelstraße. Wie auch in der Mühlgasse, der Ölschlaggasse und der Schafgasse ist man im gesamten Oberdorf mit der Wohnbebauung möglichst weit vom Überschwemmungsbereich des Baches abgerückt.

Mühlgasse = Mühlstraße. Im Jahre 1618 war die Obermühle unbewohnt und völlig ruiniert.

Ölschlaggasse = Blumenstraße.

Schafgasse = Schafstraße.

### **Besondere Straßenangaben:**

„*Allmendgasse*“ nannte man jeden gemeindeeigenen, schmalen Erschließungsweg zu den Häusern und Höfen, die oft in ungeordneter Weise hinter den Bebauungsfluchten der Straßen errichtet worden waren. Derartige Allmendgassen gab es sowohl im Oberwie im Unterdorf. Von ihnen sind bis heute nur die Engelstraße und die Steinstraße erhalten geblieben.

Als „*in der Straße*“ stehend bezeichnete man jene Häuser, die direkt an der jeweils vorher genannten Straße lagen, also nicht in zweiter oder dritter Reihe standen.

„*Oben im Dorf*“ lagen alle Häuser und Straßen östlich des Marktplatzes.

Als „*unten im Dorf*“ liegend bezeichnete man etwas ungenau alle übrigen Ortsteile links und rechts des Unterlaufes des Walzbaches westlich des Marktplatzes. Die Durlacher und die Bruchsaler Straße rechnete

man manchmal weder dem Unterdorf noch dem Oberdorf zu.

### **Das Weingartener Ortsetter anno 1618**

Die Auflistung der Häuser und Grundstücke des Ortsetters beginnt im Oberdorf auf Seite 2 des Blattes 209 der „Weingartener Erneuerung“ und umfaßt einschließlich des abgängigen östlichsten Ortsteils insgesamt 79 sauber geschriebene Folioseiten.

Auf der Grundlage dieses Renovationsberichtes wurde die folgende Ortsskizze gezeichnet. Um darauf das Auffinden der einzelnen Objekte zu erleichtern, wurden ihnen in der Reihenfolge der damaligen Auflistung redaktionell dreistellige Ordnungsnummern zugeordnet. Sie sind in der Erneuerungsschrift nicht vorhanden und stellen keine Hausnummern dar.

Aus technischen Gründen fehlen auf dieser Ortsskizze das damals östlichste Bebauungsgebiet zwischen Schafgasse und Mühlgasse mit den Zählnummern der Häuser von 001 bis 011 und die Bereiche der 1504 zerstörten Ortsteile „In der Hub“ und „Heidengäß“. Hier zwei typische Eintragungen des Renovators. Auf Blatt 221, 2. Seite liest man:

#### **(073) Hanß Conrad Löw**

*von hauß, hoff und garten in der Kirchgassen, beforcht einseit Peter Sechele, anderseit Melchior Bock. Drey simri, Ein hun*

Als nächster Eintrag folgt:

#### **(074) Melchior Bock**

*von hauß und hoff an der Durlacher straßen beforcht (grenzt an) einseit hanß Conrad Löw, anderseit der allmendpfad. Drey simri, Ein hun*

Das Haus des Conrad Löw (073) wurde noch der Kirchstraße zugeordnet, während das benachbarte Anwesen des Melchior Bock (074) bereits das erste Haus an der

Durlacher Straße war. Derartige Eintragungen ermöglichen uns heute die Rekonstruktion des einstigen Ortsbildes. Sie stellen Fixpunkte dar. Besonders hilfreich sind Bezugnahmen auf noch bekannte Lagen von Einrichtungen und Häusern wie: beforcht (grenzt an) den Friedhof, die Kirche, das Armenhaus, die Untermühle usw.

Daß Löw und Bock je „Ein hun“ (Huhn = ein Rauchhuhn) zu liefern hatten, beweist uns, daß es sich in beiden Fällen um Hausbesitz gehandelt hat.

Die für Hausbesitz relativ große Ablieferungsmenge von je drei Simri Futterhafer ist ein zuverlässiges Indiz für ansehnliche und große Häuser.

Die Familie Bock war tatsächlich wohlhabend. Ihr gehörten außer diesem Hause etliche Äcker, Wiesen und Gärten, und Frau Bock besaß in der Mützenau, damals ein bevorzugtes Baugebiet, noch persönlich einen Anteil an einem Haus mit Hof und Garten. Ein Dieter Bock war Bauer und Winzer. Daß er damals mit im Hause des Melchior Bock wohnte, kann nicht ausgeschlossen werden, zumal er nirgends als Hausbesitzer erwähnt worden ist. Dann hätte Melchior Bocks großer Weinkeller mehr Sinn gehabt.

Aufgrund der Fachwerkkonstruktion dürfte sicher sein, daß mindestens alles Gebälk des Hauses Kirchstraße 33 aus der lebhaften Aufbauzeit Weingartens anfangs des 18. Jahrhunderts stammt, während der Gewölbekeller im frühen 17. Jahrhundert gemauert wurde.

Die Löw und Bock betreffenden Eintragungen beweisen nebenher, daß die Angaben des Renovationwerkes verlässlicher sind, als der oberflächliche Augenschein.

Das heutige Haus mit Hof Kirchstraße 33, damaliger Besitzer Melchior Bock, wurde der Durlacher Straße zugerechnet. Es hatte laut Renovation in Richtung Durlach keinen Nachbarn, sondern grenzte nur an einen bergaufwärts führenden schmalen Pfad. Aus den weiteren Aufzeichnungen geht hervor,

daß es zu dieser Zeit das einzige Haus an der Bergseite der Durlacher Straße war. Es grenzte an das erste Haus mit Hof und Garten in der Kirchgasse, das Hans Conrad Löw gehörte. Dessen Nachbar in Richtung Lepfuß war Peter Sechele (auch Segele oder Segelin).

Der Renovator vermerkte an dieser Seite der Durlacher Straße außer dem Haus des Melchior Bock kein weiteres, abgabefähiges Anwesen, aber auf dem jetzigen Grundstück Durlacher Straße 7 sieht man einen aufwendigen, steinernen Torbogen mit der Jahreszahl 1606 und dem Zunftzeichen eines Bäckers. Warum fehlt dieses Haus, das nur zwölf Jahre vor Abschluß der „Weingartener Erneuerung“ errichtet wurde, in der Liste des Renovators? Hat er in diesem Falle seinen hohen Freund und Gönner durch Nachlässigkeit um Rauchhuhn und Futterhafer gebracht?

Nein. Der Renovator hat auch hier zuverlässig gearbeitet. Die neue Bäckerei brannte im Frieden zwischen 1606 und 1618 ab. Zur Zeit der Renovation stand demnach dort kein Haus. Erst zwei Jahre nach der schweren Zerstörung Weingartens durch Tilly glaubten die Weingartener, der Krieg wäre überstanden und sie begannen mit dem Wiederaufbau. Am Marktplatz errichtete ein Optiker das jetzige Haus der Drogerie Weickum und auch der Bäcker baute sein Haus wieder auf und versah es nun mit einem großen Weinkeller. Am Kellerabgang ließ er die Jahreszahl 1624 in den Sandstein weißeln. Der aufwendige Kellerbau wäre nicht möglich gewesen, wenn das ursprüngliche Haus noch über der Baustelle gestanden hätte.

#### **Aufschlußreiche Auszüge aus dem Abschnitt „Ortsetter“:**

(014) „*Hanß Georg Grötz - Jörg Naß von hauß und garten im öhlschlaggaßen, beforcht (grenzt an) einseit Jacob Hartmann, anderseit die Öhlschlag. Zwei Simri Ein hun.*“

In jedem Falle ist im handschriftlichen Original die Menge des zu liefernden Futterhahners mit der Anzahl der fälligen Rauchhühner angegeben. Hier im Listenauszug wurden diese Zusätze aus Gründen der besseren Übersicht in den folgenden Fällen weggelassen.

(015) „*Heniges Lindenfels von der Öhlschlag und garten, oben der Bach, beforcht einseit Jörg Naß, anderseit hanß Jörg Daum.*“ Hier erfahren wir den Namen des damaligen Ölmüllers.

(036) „*Melchior Siemuth, Melchior Nasen Wittib (Witwe), hanß georg Kögler von hauß hoff garten und neuer badstüb, beforcht einseit Churfürstl. Pfaltz hundsbausß, anderseit hanß Ellwein der jung.*“ Dies ist einer jener Fälle, in denen mehrere Parteien Besitzanteil hatten. Zu fast jedem Haus gehörte ein Garten, und alle Bauernhäuser verfügten über einen Hof. Gärten fehlten damals nur in besonders eng bebauten Wohngebieten. In der gezeichneten Ortsskizze wurde auf die Angabe der Gärten, Scheuern und Höfe verzichtet.

(075) „*Henrich Schelterich und Michel Gyrich - Hauß hoff und garten in der Durlacher straßen, einseit der gottesakker, anderseit hanß Gaßmann.*“ Dies war das letzte von acht Häusern zwischen der Straßenkurve am südlichen Marktplatze und dem Friedhof.

(094) „*Hanß Rotgeber - hauß und hoff am Markt `Zur Crone` beforcht das hauß der kurpfalz und die gaße.*“ Die „Krone“ war damals Weingartens einzige Herberge und Gastwirtschaft.

(136a) „*Conrad Bock und Balthas Lang Von ihren hoffstätten und garten in der Bruchgaß beforcht einseit Leonbard Kleiber, anderseit die bruchgaß.*“ Dies ist ein Beispiel für all die Fälle, in denen nach der Zerstörung bäuerlicher Anwesen die Häuser noch nicht aufgebaut werden konnten und nur noch die Hofplätze und Gärten besteuert wurden.

(162) „*Hanß Linsenmeyer - hauß garten und*

*hoff unden im dorf beforcht einseit Wilhelm Vest, anderseit Jacob Zaupel.*“

(163) „*Jacob Zaupel von hauß hoff und garten an der Bürcklingsgaß beforcht einseit hanß Linsen Meyer, anderseit Jacob Pfisterer.*“

Die nebeneinanderliegenden Zählnummern (162) und (163) belegen, daß es die heutige Paulusstraße war, die damals „Bürcklingsgaß“ hieß. Linsenmeyer war der Besitzer des im Jahre 1618 letzten Hauses an der Nordseite der heutigen Bahnhofstraße. Man beachte auch die mit geringem räumlichem Abstand unterschiedliche Schreibung des Namens Linsenmeyer.

(187) „*Das Gottesauer Hoffhausß im Graßhof, beforcht einseit die Ziegelhütten und anderseit Peter Trunckana und hanß holchen Wittib.*“ In Verbindung mit weiteren Vermerken weist die Nachbarschaft zur bekannten Lage der damaligen Ziegelei an der Ecke Bruchsaler/Burgstraße auf die Lage des Grashofes und des Gottesauer Hofhauses hin.

(204) „*Remi Werner von hauß und hoff auf dem holtzmark, beforcht einseit Baltas Kleiber anderseit der haffenmark.*“ Dieser Eintrag und andere Vermerke beweisen, daß Holzmarkt und Hafemarkt (Markt für Töpferwaren) nebeneinander lagen.

### Fluren, „in denen vor diesem auch Häuser gestanden“

Auf einem Geländestreifen, der sich etwa 600 Meter von der nach Süden verlängerten Schafgasse aus bis zum heutigen Bärenalweg erstreckt hat, haben „vor diesem auch Häuser gestanden“. Wann diese Häuser und Höfe im östlichen Randgebiet des Oberdorfes abgängig wurden, steht nirgends geschrieben. Vermutlich ist dieser Ortsteil 1504 durch Herzog Ulrich zerstört worden, als dieser auch die Burg Schmalenstein niederbrannte.

Weil der Bedarf der Obrigkeit an Geflügel aller Art groß war, mußten „Rauchhühner“



auch von jenen Äckern, Gärten und Wiesen abgeliefert werden, auf denen schon seit über hundert Jahren kein Haus mehr stand, aus dessen Kamin oder Abzugsluke Rauch hätte aufsteigen können. Dieses Verfahren mutet uns heute sehr ungerecht an. Die Leute konnten aus ihren Häusern, die ohne ihre Schuld zerstört worden waren, längst keinen Nutzen mehr ziehen, aber die grundlos gewordene Belastung mit den Abgaben eines Hausbesitzers blieb ihnen mit den zum Teil heute noch im Boden als störend anzutreffenden Grundmauernresten.

Als Namen der zerstörten Ortsbezirke werden „In der Hub“ und „In der Heydengaß“ genannt. Diese Bezeichnungen sind heute noch als Flurnamen geläufig.

Auf die Zahl der abgängigen Häuser und Höfe kann nur aus der Anzahl der abzuliefernden Rauchhühner geschlossen werden. Weil einige Häuser zwei Rauchabzüge hatten, lag die Anzahl der Rauchhühner in Weingarten allgemein um etwa 20% über der Zahl der Häuser. Da aus dem zerstörten

Ortsteil 34 Hühner fällig waren, dürfte es sich dort um etwa 27 ehemalige Häuser gehandelt haben, deren rund 230 Bewohner im Jahre 1504 obdachlos wurden, sofern sie den Überfall durch den rücksichtslosen Herzog Ulrich und seine Mannen überlebten. Wenig später wurde Ulrich als „vogelfrei“ erklärt und mußte sich verbergen. Diesem damals siebzehnjährigen, „hochwohlgeborenen Herrn“ würde heute jedes Gericht bei der Beurteilung seiner Untaten wegen jugendlicher Unreife „mildernde Umstände“ zubilligen müssen.

---

#### Quellen

Weingartener Erneuerung, angefangen 20. August 1617, abgeschlossen 1618, Gemeindecarchiv Weingarten, Abt. B Nr. 179.

Erneuerung von 1544 aller Abgaben an die Weingartener Kirche St. Remigius. Archivalien des Oberkirchenrates Karlsruhe, ohne Archivnummer.



*Carl Lehmann als Soldat*

## Dr. Carl Lehmann (1865-1915)

*Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer*

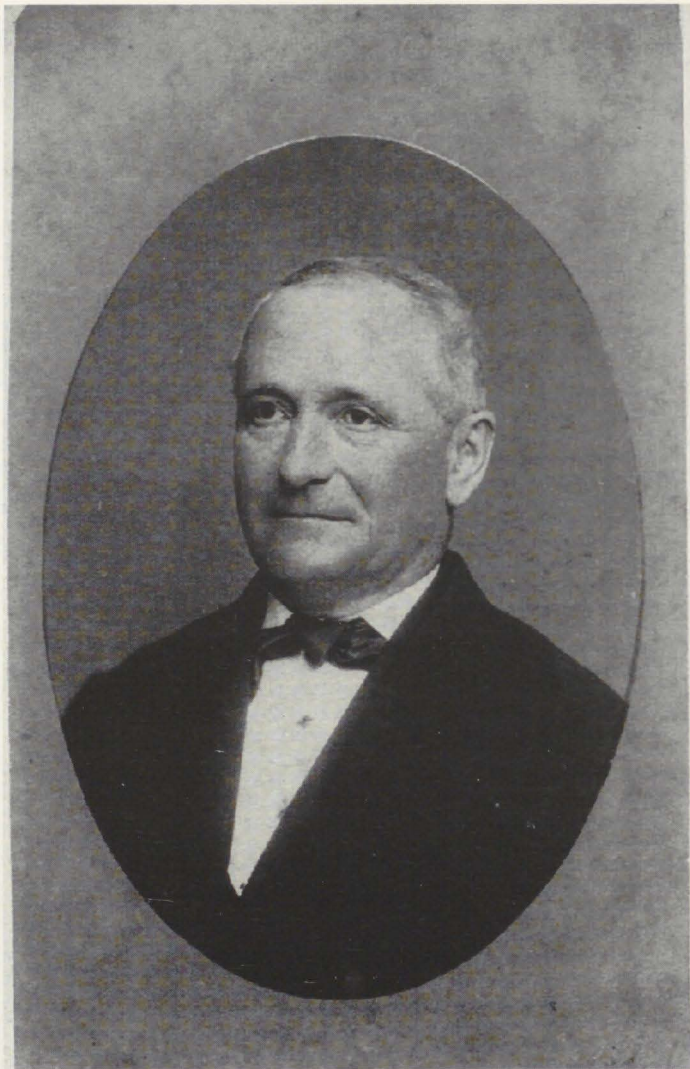
### Sturm und Drang

Zutreffend charakterisierte Chefredakteur und Reichstagsabgeordneter Oscar Geck seinen Jugendfreund Carl Lehmann, der mit dem Hause Geck eng befreundet war, als Stürmer und Dränger. Vater Roman Lehmann übte in Offenburg nicht nur erfolgreich das Gerberhandwerk aus, sondern war auch kommunalpolitisch im Bürgerausschuß tätig. Er stammte von Bergzell (Fräulinsberg), wo die Lehmann zu den alteingesessenen Familien zählen und er am 20. 3. 1824 auf die Welt kam. Seinen ersten Ehebund schloß er in Offenburg mit der aus dem „Löwen“ in Heitersheim stammenden und 1824 geborenen Katharina Neumayer noch in der relativen Ruhe des Vormärz, 10. 2. 1848, an einem bemerkenswerten Tag für Italien, da Ferdinand II. von Sizilien seinem Land eine neue Verfassung gewähren mußte. Die am 1. 7. 1850 geborene älteste Tochter Catharina Josepha war anscheinend mit dem Gastwirt Joseph Fuchs verheiratet, die jüngere Schwester Maria Franziska, geb. am 5. 8. 1852, starb im 11. Lebensjahr und der am 22. 6. 1854 geborene Paul Theodor anfangs des folgenden Jahres.

Auch Andreas (\*30. 8. 1820), der älteste Sohn des Bauern Mathias Lehmann und der Catharina, geb. Schmidt aus Wittichen, die 1813 in Schenkenzell geheiratet hatten, wanderte wie sein Bruder Carl nach Offenburg ab. Im Mai 1851 machte er bekannt, „daß er sich als neuangehender Sattlermeister dahier etabliert hat und im Hause des Herrn Dr. Gei-

ger an der Hauptstraße wohnt“,<sup>1)</sup> und bald darauf, am 18. 12. 1851, schloß er die Ehe mit Franziska Winterhalter (\*29. 4. 1829) aus Griesheim. Die Ehefrau von Dr. Geiger war Vorsteherin des Offenburger Frauenvereins, der damals über 200 Mitglieder zählte und dem auch Franziska angehörte.

Die Ehe Roman Lehmanns mit Catharina währte nur 8 Jahre. Bei ihrem am 8. 1. 1856 erfolgten Tode war die jüngste Tochter noch keine 3 1/2 Jahre alt, so daß sich Roman am 23. 3. 1857 in Offenburg mit Karoline Fuchs (\*7. 11. 1826) aus der Mühle in Ettenheim wiederverheiratete. Aus dieser 2. Ehe entsprossen 5 Kinder: die frühverstorbene Sophia Karolina (\*30. 11. 1857), Elisabeth Bertha (\*17. 11. 1859), die sich mit Carl Oréans verheiratete, Emma Karolina (\*31. 8. 1862), die nur einen Monat lebte, Karl Roman (\*8. 7. 1865) und Maria Franziska (\*2. 1. 1867), genannt Mizel.<sup>2)</sup> Von ihrem Bruder Carl Roman, der übrigens mit Carl A. unterschrieb, überlieferte uns Joseph Belli<sup>3)</sup> humorvoll in einem kurzen Lebensbild einige wertvolle aufschlußreiche Episoden aus seiner Sturm- und Drang-Periode: „Die Farbe des ‚schwarzen Stadtrats‘ hatte auf den Sprößling nicht abgefärbt. Er haßte jeden Zwang und liebte die Freiheit mehr, als ihm gut war. Wie weiland auf der Wartburg der Doktor Luther es mit dem eingebildeten Teufel machte, so tat Jung-Karlchen mit dem Professor, der für ihn ein richtiger Teufel war. Das Tintenfaß flog aber nicht an die Wand, auch nicht an den Kopf, sondern dem Teufel selbst an die weiße Hemdenbrust.



*Vater Roman*

Und der schlimme Schütze wurde mit Exklusion gepönt. Für solche Sünder gab es im Schwabenland nicht weit von Ludwigsburg eine Anstalt, auf der ‚Freiheits-Enthusiasten‘ aus allen Herren Länder wieder in Richtung gebracht wurde.“ Dort fluchte aber Karl nicht nur der Tyrannei, sondern war auch Anführer bei einem Jungentreich, bei dem den Lehrern nach einer Vesperpause der Zu-

tritt vom Hof zum Schulgebäude versperrt wurde. Deren Sturm durch die Fenster wurde zwar zunächst abgeschlagen, aber dann ein Waffenstillstand geschlossen, bei dem Karl nebst „einem hispanischen Grandensöhnchen“ als Anstifter geopfert und von der Schule gewiesen wurden. Er fand ein neues Unterkommen bei einer Reutlinger „Schnellbleiche“, so daß er schließlich als



*Mutter Karoline, geb. Fuchs*

Einjährig-Freiwilliger seine Dienstzeit ableisten konnte. Nach der Heimkehr schickte ihn der gestrenge Vater als Lehrling in seine Gerberei; aber als er das Handwerk beherrschte, zog es ihn die Ferne, „bald wandernd, bald schaffend“, bis in Skandinaviens Fjorde.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat durchwanderte er oft mit einem gleichgesinnten

Gefährten die Schwarzwaldtäler: „In allen Tälern war Freude, wenn die Gesellen einzogen. Und sie hielten oft Einkehr, denn beide waren keine Verächter des Clevner, Klingenberg und Zeller. Waren dann die Wandervögel abgezogen, so fand man häufig den ‚Züricher‘, den ‚Wanzentod‘ und sonst allerlei Lesbares.“ Was die beiden in den Wirts- und Bauernstuben zurückließen, war sozialisti-

sches Schrifttum, das oft unter unverfänglichen Titeln verbreitet wurde. Belli hat uns den Namen des Freundes nicht übermittelt, aber eine Beschreibung, die eine Identifizierung erlaubt: „Dieser Waldgeselle war acht Fuß hoch, und stets begleiteten ihn zwei Doggen auf seinen Streifzügen und zwei Revolver hingen an seinem Gürtel herab. Die Bauern raunten sich über ihn seltsame Gerüchte zu, und ganz Kundige erzählten, er sei aus einem Geschlecht der ungarischen Steppe entsprossen. Weil ihm sein Vater nicht mehr gehorchen wollte, habe er sich einem anderen Teile der Monarchie zugewandt. Da herrschte er in Tirols Hauptstadt über ein Dragonergeschwader. Dort fand er auch seine Auserkorene, die der geldstolze Papa aber ihrem Helden verweigerte, weil er seine Gulden zu sehr liebte. Eine Weile sah der Kriegsmann zu, dann hing er Pallasch und Litewka an den Nagel. So war ein Vater ohne Töchterchen. Aber auf Schwarzwälder Bergeshöhen hauste nun das Paar in Liebe und Eintracht.“ Dieser Fremdling war kein anderer als der österreichische Oberleutnant Wilhelm Strehlen, der nach einer Schilderung Adolf Gecks im Winter 1879/80 bei seiner Durchreise in Offenburg halt machte und sich beim Schlittschuhlaufen auf einer Eiswiese ein Bein brach. Sein behandelnder Arzt war Dr. Wilhelm Basler aus Zell-Weierbach, der 1876 beim Brandecklindle für seine lungenkranke Frau eine Blockhütte errichten ließ, in der Strehlen sich von seinem Unfall erholen konnte. Ende Juli 1880 ging das Baslersche Anwesen in den Besitz von Strehlen über, der im Verlaufe seines Aufenthaltes auf der Brandeck freundschaftliche Beziehungen zu Offenburger Sozialdemokraten anknüpfte, unter ihnen Adolf Geck, Hermann Hambrecht und Carl Lehmann. Als dieser nach einem gemeinsamen Ausflug mit Strehlen auf dem Heimweg in Zell in einem Lokal unter den Winzern agitierte, protestierten ein Gendarm und der Ortsbote, die der kräftige Carl schließlich verprügelte, was

nicht ohne gerichtliche Folgen abgehen konnte. Auf den Rat seiner Freunde zog er nach Zürich, um seine Kräfte in den Dienst der Roten Feldpost zu stellen. Als ihn nach einiger Zeit wieder der Wandertrieb erfaßte, zog „Lederstrumpf“, wie sein Deckname innerhalb der „Roten Feldpost“ hieß, nach ihrem Umschlagplatz Hamburg: „Es wurde eine Zurichterei und Handel mit Häuten an einem geeigneten Orte aufgemacht. Die Sendungen der roten Post gelangten auf Schleichwegen vom Freihafengebiet in die alte Hammonia, wo sie in der Häute- und Lederzurichterei Karlchens verschwanden. In neuer Aufmachung wurden sie von da ins weite Reich gesandt. - Ein paar Jahre blühte so die Lederei, dann erlag sie der Konkurrenz der hanseatischen Polizei. Einer blieb in den Maschen hängen, Lederstrumpf wanderte aus.“ Lehmann hat später viel über seine Hamburger Zeit erzählt,<sup>4)</sup> doch konnten diese paar Jahre, von denen Belli spricht, nicht ermittelt werden. Nach den Feststellungen des Hamburger Staatsarchivs läßt Lehmann sich in den Fremdenmeldeprotokollen nur für eine kurze Zeit im Jahre 1885 nachweisen. Nach seiner Anmeldung vom 5. 6. 1885 wohnte er in der Lincolnstraße 8. Bereits am 23. 9. 1885 wird im Protokoll vermerkt, daß er vor zwei Monaten ohne Abmeldung nach Kopenhagen abgereist sei. Habe er tatsächlich einige Jahre in Hamburg gewohnt, so könne das nach Auffassung des Archivs nur illegal geschehen sein. Ohne Anmeldung konnte er aber auch keine Gerberei betreiben; im Adreßbuch von 1886 war auch keine verzeichnet. Da der Schmuggel mit dem „Sozialdemokrat“ zur fraglichen Zeit über Altona und Ottensen - damals noch nicht zu Hamburg gehörend - lief,<sup>5)</sup> vermutet das Staatsarchiv, daß Lehmann sich dort aufhielt, aber „Meldeunterlagen von Altona und Ottensen sind für den fraglichen Zeitraum nicht erhalten. In den Adreßbüchern für Altona und Ottensen ist ein Gerber Karl Lehmann nicht nachzuweisen.“

Bleibt nur der Schluß, daß die Gerberei nicht unter seinem Namen betrieben wurde.

### Ein Bravourstück im Gerichtssaal

In den Maschen war ein Mitangeklager wegen eines angeblich von ihm geschriebenen Frachtbriefes hängengeblieben. Der rechtlich denkende Lehmann wollte seinen Genossen nicht sitzen lassen und bekannte sich als der Verantwortliche: „Während der Verhandlung wurde plötzlich dem Gerichtshof verkündigt, daß der wirkliche Schreiber des Frachtbriefs im Publikum anwesend wäre und bereit sei, ein Duplikat zu geben, zum Beweis, daß der Angeklagte unschuldig auf dem Sünderbänkchen sitze. Lederstrumpf, der zu diesem Zweck zurückgekehrt war, lieferte auch das Schriftstück und damit den Beweis seiner Täterschaft und verschwand dann, ehe man ihn fassen konnte.“ Leider nützte das ehrenhafte Bravourstück dem Angeklagten nichts, denn der Schreibsachverständige blieb bei seinem Gutachten. Lehmann, der keine körperliche Anstrengung scheute, was er schon als Gerber bewiesen hatte, wandte sich nun einem noch härteren Beruf zu: in einer westfälischen Grube schob er zehn Monate lang den „Kohlenhund“, bis ihm Adolf Geck einen Wink zukommen ließ, daß sein Vater mürbe geworden zu sein schien: „Ein verlorener Sohn dürfte bei seiner Wiederkehr ein geschlachtetes Kalb finden!“ Die Arbeit im väterlichen Betrieb, zu der er zweifellos angehalten wurde, war zwar mit der körperlichen Schinderei im Bergbau kaum zu vergleichen, aber sie konnte ihn auf die Dauer kaum befriedigen. Das Schicksal fügte es, daß er nicht allzulange über seine Zukunft zu grübeln hatte, was ohnehin nicht in seiner Art zu liegen schien. Mit dem Einzug neuer Bewohner in der „Villa Strehlen“ erhielt die Welt für ihn auch einen neuen Reiz. Die zu Beginn des Jahres 1887 dort einziehenden Gäste waren nicht nur zwei bemerkenswerte Doktoren

der Medizin, sondern auch engagierte Sozialisten: Otto Walther und seine Frau Hope Bridges Adams-Walther.

Hope Adams-Walther war die am 17. 12. 1855 in Hallifort bei London geborene Tochter des Ingenieurs William Bridges Adams und seiner Frau Ellen, geb. Rendall.<sup>6)</sup> Sie hatte ihr in London begonnenes Studium an der Universität Leipzig fortgesetzt. Da es Frauen dort erst 1906 erlaubt wurde, sich ordnungsgemäß immatrikulieren zu lassen, was im Großherzogtum Baden bereits seit 1900 möglich war und in Bayern seit 1903, konnten sie vorher nur als Hörerinnen die Universität besuchen. Als solche wurde Hope B. Adams vom Winter-Semester 1876/77 bis zum WS 1878/79 und vom WS 1879/80 bis zum SS 1880 geführt.<sup>7)</sup> Anschließend hatte sie am 30. 7. 1880 an der Universität Bern ihr Propädeutikum abgelegt, am gleichen mit der Arbeit über „Hämoglobinausscheidung in der Niere“ promoviert<sup>8)</sup> und sich „zur weiteren klinischen Ausbildung zu Franz Winkel nach Dresden“ begeben und Wien, Paris, Dublin und London besucht.<sup>9)</sup>

Im Jahr 1880 legte auch der am 1. 8. 1855 in Limbach/Sachsen geborene Otto Walther sein Staatsexamen ab. Er hatte sich in seiner Leipziger Studienzeit leidenschaftlich in H. Adams verliebt und reiste nun zu ihr nach London, um sich dort evtl. niederzulassen. Er arbeitete einige Zeit an einem deutschen Hospital, konnte sich aber offenbar mit der englischen Mentalität nicht befreunden. Auch seine Beziehungen zu Hope, die eine starke Zuneigung zu ihrem Vetter hegte, verliefen nicht nach Wunsch; es bedurfte seiner Drohung, sich in die Themse zu stürzen, wenn sie ihm einen Korb gebe, um ihr Jawort zu erhalten! So berichtet jedenfalls seine Tochter Gerda.<sup>10)</sup> Das mag so gewesen sein - sie bezieht sich unter anderem auf eine unveröffentlichte, bei den Fliegerangriffen im 2. Weltkrieg vernichtete autobiographische Skizze, die ihr Halbbruder ihr einmal zu le-

sen gab, aber sicher ist nur, daß sich Otto Walther nicht selbstmörderisch in die Themse zu stürzen brauchte! Man darf ihren späten Rückblick nicht immer wörtlich nehmen, denn Walther ließ sich auch nicht erst nach der Hochzeit 1883 in Frankfurt a.M. nieder, wie sich nach Überprüfung ihrer Angaben herausstellt, da er bereits am 9. 10. 1881 nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Darmstadt nach Frankfurt in die Mainzer Str. 12 gezogen war, wo Hope schon seit dem 15. 6. 1881 nach ihrer Abreise aus London wohnte. Im Adreßbuch für 1881 wurde sie als Dr. med. Adams, Ärztin und Geburtshelferin, aufgeführt.<sup>11)</sup> Getraut wurden sie nicht schon in London, wie Pohl vermerkt,<sup>12)</sup> sondern am 6. 1. 1882 in Frankfurt a.M. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor: Heinz, der am 11. 12. 1884 auf die Welt kam und später in Darmstadt als Arzt praktizierte, und die am 27. 4. 1886 geborene Mara, die im Herbst 1908 den Professor für innere Medizin an der Universität Montevideo, Dr. Angel Carlos Maggiolo,<sup>13)</sup> den sie in Berlin kennengelernt hatte, heiratete.

Nach der Schilderung von Gerda Walther wollte ihr Vater einer Ausweisung zuvorkommen, die alle bekannten Sozialdemokraten noch vor Weihnachten 1886 betreffen sollte; nach der Lesart von Pohl drohte eine Verhaftung wegen sozialdemokratischer Umtriebe, was aber nicht belegt wird. Ins Gewicht fielen wohl eher gesundheitliche Überlegungen, denn die schwer an einer Lungentuberkulose erkrankte Hope bedurfte dringend einer Luftveränderung. Man darf auch vermuten, daß der Wegzug aus der Stadt nicht überstürzt erfolgte und Otto Walther seine Praxis quasi über Nacht aufgab, sondern schon Fühler ausgestreckt worden waren, um ein Unterkommen zu finden. Retter in der Not auf der Suche nach einem neuen Zuhause wurde Adolf Geck, „ein sozialdemokratischer Freund“, der ihn und Hope - die Kinder hatte man vorläufig bei seinem Bruder Friedrich, der ebenfalls Arzt

war, in Frankfurt zurückgelassen - auf der klimatisch günstigen Brandeck in der Villa Strehlen unterbringen konnte. Wie die Fäden zu Adolf Geck liefen, der als Sekretär der Deutschen Volkspartei nur bis zum 15. 4. 1881 in Frankfurt weilte, wissen wir nicht. Wahrscheinlich führten sie über Bebel, dessen Schrift über die Frau sie übersetzt hatte und die 1885 unter dem Titel „Woman in the past, present and future“ in London erschien, oder über Ludwig Opificius, der mit dem Bankier Hermann Ullmann zum engeren Freundeskreis der Walthers zählte und am 23. 9. 1892 zusammen mit August Bebel bei der Trauung Adolf Gecks in Frankfurt mit Marie Schretzmann, geb. Moßmann, als Trauzeuge fungierte. Auf der Brandeck fühlten sich die Walthers sehr rasch heimisch, war diese doch das Ziel mancher Offenburger Genossen, mit denen Bekanntschaft oder Freundschaft geschlossen wurde. Auch die Jugend fand sich bei den neuen Bewohnern ein, unter ihnen Adolfs Neffen Eugen und Oscar, damals (1887) 17 und 19 Jahre alt, mit ihrem Freund Anton Fendrich. Nach einer ersten Begegnung mit Hope ging nach den Worten Fendrichs seit jener Stunde der Stern dieser Frau in ihrem jungen Leben auf. Sie erschien ihm vom ersten Augenblick an als „Priesterin der Gewaltlosigkeit, verehrt und geliebt“. Hopes überall gegenwärtige, griffige Hilfsbereitschaft sei ihre große stille Leidenschaft eines anspruchslosen Lebens für andere: „Es schien, als ob sie im Helfenmüssen ihr einziges Lebensrecht, ihre einzige Lebenslust sehe, ja, daß es eine seltene Form von Selbsterhaltungstrieb bei ihr gewesen sei, die Gedanken anderer zur Reife zu bringen.“<sup>14)</sup> Zu ihren jungen Bewunderern zählte auch der 22jährige Carl Lehmann, von dem Gerda Walther schrieb, daß er wie ihr Vater ein großer, stattlicher Mann gewesen sei, allerdings viel jünger als dieser und Hope: „Auf diese scheint er von vornherein einen großen Eindruck gemacht zu haben. - Hope trieb Englisch mit ihm und suchte auch sonst





Heinz und Mara Walther

seine besten Seiten zu wecken. Immer wieder erzählte man mir, es sei erstaunlich gewesen, wie dieser Hüne sich von der kleinen Frau leiten ließ." Ihre Bemühungen, seinen Geist für ein weitgestecktes Ziel zu entzünden, waren erfolgreich, denn Eugen Geck berichtet vom wilden Abitur in Lörrach, das Lehmann nach verhältnismäßig kurzem Studium abgelegt habe,<sup>15)</sup> und das offenbar mit einem glänzenden Ergebnis, wie sein Karlsruher

Landsmann Gustav Landauer einmal seinem Vetter Siegfried mitteilte.<sup>16)</sup>

### Lehmann sprengt „Karl den Großen“ in die Luft!

Für den 14. August 1887, wo August Bebel nach einer neunmonatigen Gefängnisstrafe wieder das Zwickauer Landesgefängnis verlassen durfte, hatten sich die Offenburger

Genossen zur Ankündigung seiner Rückkehr in die Freiheit eine besonders demonstrative Begrüßung einfallen lassen: „Ein Salut zu schießen, damit das Echo von Fels zu Fels die Freiheitskunde trage hinüber zum Wasgau, war der Zweck, dessentwegen die alten Stadtböller Offenburgs an den Halden der Brandeck weithin zerstreut aufgestellt und geladen wurden. Zur Minute der mitteleuropäisch gerichteten Uhrzeit begann die Kanonade in genügenden Intervallen. Die gewaltigen, mälig abtönenden Nachsalven eines vielfachen Echos gestalteten den Donnerschlag des aus seiner Gefangenschaft befreiten Pulvers zu einem rauschenden Schlachtendonner. Zuletzt entlud sich ‚Karl der Große‘, den der gigantische Offenburger Bürger, Karl Lehmann, mit seiner Muskulatur und dem Eisenhammer geladen hatte. Es war ein Meisterschuß, der just die Wolken des Äthers zerriß und das Granitgebirge erzittern ließ. Die Bauern befürchteten beim Knall, das Ende der Welt sei nahe. Der Schuß schien so grausam zu bummern, daß August Bebel, der in weiter Ferne soeben das Kerkertor durchschritt und von seinen Freunden bewillkommnet wurde, diesen erdbebenähnlichen Gruß vernehmen mußte, die Freudenbotschaft aus der Hochburg des Badnerlandes. Das war das größte, aber auch das letzte Wort des Königs der alten Stadtböller. Er starb für August Bebel. Er starb den Tod eines Invaliden, dem die von einem angehenden Mediziner verschriebene Dosis Sprengpulver ein jähes, glorreiches Ende bereitete. Das war ein Heldentod. Das Zentner-Eisen löste sich in ehernen Staub auf, ward durch das Pulver selbst zu Pulver, so sich über Berg und Tag zerstäubte. Nimmer konnte eine Spur des alten Böllers mehr entdeckt werden“.<sup>17)</sup>

Mit schwerem Kaliber revanchierte sich die Obrigkeit für den historischen Salut gen Himmel auf der Brandeck, als sie nach Aufzeichnungen von Hope am 16. 8. 1888 bei Walther in der „Villa Strehlen“ und beim

Bauer Josef Klein von Zell-Weierbach Haus-suchungen hielt und beide am 8. 9. wegen des Verdachtes der Verbreitung verbotener sozialdemokratischer Schriften verhaften ließ. Nach wochenlanger Untersuchungshaft mußte Walther Mitte Oktober freigesprochen werden.

### **Angeklagter im Freiburger „großen Sozialistenprozeß“**

Am 9. 9. waren Adolf Geck und Lehmann mit der Untersuchungshaft an der Reihe. Gesellschaft leisteten ihnen Gecks Neffe Ludwig Dotter, Frau Fanny Zwick, die mit Geck unter einem Dache lebte, und Johann Basler: „In unserem heimatlichen Gefängnis auf dem ‚Graben‘ entwickelte sich unter der Regie unseres Freundes Karl Lehmann ein Leben und Treiben, so daß man mit Recht von einem ‚fidelen Gefängnis‘ reden konnte“ (Eugen Geck). Das änderte sich allerdings, als die Häftlinge im Oktober nach Freiburg verlegt wurden, wo auf Beschluß des Landgerichtes Freiburg vom 8. 11. gegen 15 Angeklagte wegen Verbreitung verbotener sozialdemokratischer Druckschriften und Teilnahme an einer unerlaubten Verbindung das Hauptverfahren vor der Strafkammer am 16. 11. 1888 eröffnet wurde. Lehmann wurde u.a. angeklagt, verbotene Druckschriften, insbesondere die Zeitung „Sozialdemokrat“ und eine Reihe von Heften der sozialdemokratischen Bibliothek, empfangen und weiterverbreitet zu haben. In Freiburg litt er allerdings keine Not, wurden doch die Offenburger Genossen, wie wir aus einem Brief von Mina Schell vom 22. 10. 1888 an ihren Bruder Carl Geck in Offenburg wissen, von ihr und von Frau Fuchs, einer Halbschwester Lehmanns, mit Betten und Verpflegung versorgt. Es war auch Frau Fuchs, welche die dem Gefängnis gegenüberliegende Wirtschaft „Zur Reichspost“ betrieb und die 1884 an dem Versuch Adolf Gecks und des Berner Karl Moor beteiligt war, den russischen So-

zialisten Leo Deutsch, den man in Freiburg verhaftet hatte, aus dem Untersuchungsgefängnis zu befreien. Geck hatte gehofft, die Befreiung über das Gefängnisfenster bewerkstelligen zu können.<sup>18)</sup>

Das Urteil wurde am 19. 11. 1888 verkündet. Drei der Angeklagten wurden freigesprochen, unter ihnen Lehmann, der bei seiner Begrüßung nach der Verhandlung in Freiburg erklärte, „er habe selbst nicht gewußt, daß er so unschuldig sei“. Vierzig Jahre später, als der „Volksfreund“ der Zeit unter dem Sozialistengesetz gedachte, erklärte Eugen Geck, man könne nun öffentlich zugestehen, daß gerade der Lehmann sehr viel auf dem Kerbholz gehabt habe. Aber man hätte von ihm nicht verlangen können, das den Richtern auf die Nase zu binden. Die badischen Genossen dankten Lehmann seinen Einsatz für die Partei, indem sie ihn als einen der vier badischen Delegierten zu dem vom 14.-20. 7. 1889 tagenden Internationalen Arbeiterkongreß in Paris entsandten. Dort logierte er auf dem Montmartre in dem kleinen Gasthof „Hotel St. Charles“ in der rue Pigalle 45, wo die Delegierten von Georg von Vollmar, dem „Ritter Görgl“, betreut wurden. Nach dem Kongreß begab sich Lehmann nach London, wo er sicherlich die Redaktion des „Sozialdemokrat“ aufsuchte, die am 18. 4. 1888 aus der Schweiz ausgewiesen worden war und sich nach London abgesetzt hatte.

### Studienjahre in Halle und Straßburg

Am 1. November 1889 trug sich der damals 25jährige, nach seiner Angabe katholischer Konfession, in die Matrikel der Universität Halle zum Studium der Landwirtschaft ein. Er legte ein Zeugnis für den freiwilligen einjährigen Dienst, datiert vom 15. Mai 1880, sowie ein polizeiliches Führungsattest vor. Das Zeugnis war in Göppingen ausgestellt, wo er die Realschule besucht hatte. Nach einer Bestätigung der Philosophischen Fakultät der Universität in Halle vom 27. 10. 1891

hatte der stud. agr. im Winter-Semester 1889/90 Exp. Chemie und Gesteinskunde als Grundlehre der Bodenkunde belegt und im Sommer-Semester 1890 Agrikulturchemie sowie Elemente der Zoologie.<sup>19)</sup> Unklar ist, warum er offenbar nicht bis Ende des Semesters in Halle blieb. Einen Fingerzeig könnte ein Hinweis von Belli bieten, daß er während des Studiums zu einer Übung eingezogen wurde und von seinem Pferd einen Schlag erhielt. Wahrscheinlich kurierte er die Verletzung bei den Walthers aus und Hope mag ihn animiert haben, vom Studium der Landwirtschaft zur Medizin überzuwechseln.

Als er sich in Straßburg immatrikulieren lassen wollte, bekam er infolge der Saumseligkeit der Universitätsbehörde in Halle Schwierigkeiten; obwohl er am 22. 10. um Zusendung der Exmatrikulation ersucht und auch umgehend die finanzielle Anforderung erfüllt hatte, erhielt er das vom 27. 10. 1890 dadierte Abgangszeugnis erst im Dezember. Der Termin für die Einschreibung war verstrichen, das Semester für ihn verloren. Da bot sich für ihn die Möglichkeit, sich bei Otto Walther nützlich zu machen. Dieser hatte auf der Suche nach einem für die Errichtung einer Lungenheilstätte günstigen Standort trotz widriger Umstände, welche die Behörden dem Sozialdemokraten bereiteten, zahlreiche Anwesen erwerben und schließlich 1889 das Sanatorium Nordrach-Colonie gründen können.<sup>20)</sup> Pohl spricht von Lehmann als einem „der dortigen ärztlichen Praktikanten“, während Adolf Geck, der es am besten wissen mußte, berichtet, daß Lehmann Teilhaber wurde „und nun Medizin studierte“. Gerda Walther glaubt, daß dieser ernsthaft das Studium der Medizin betrieb, „als sein Ausscheiden als Verwalter unvermeidlich wurde“, denn zwischen Hope und ihm hatte sich ein Liebesverhältnis entwickelt. Wie auch immer alles gewesen sein mag, jedenfalls schrieb Lehmann sich am 22. 4. 1891 unter Vorlage seines Reifezeugnisses des Lörracher Gymnasiums für das Sommer-



*Carl Lehmann als Student*

Semester als Student der Medizin an der Universität Straßburg ein.<sup>21)</sup>

Während seiner Studienzeit feierte er die Feste, wie sie fielen, sei es unter Studenten oder in heimatlichen Gefilden, wo er 1892 bei einer bäuerlichen Hochzeitsfeier im Ohlsbacher „Rebstock“ durch sein entschlossenes Eingreifen als „rasender Roland“ nach der Freilegung eines Brandher-

des, den er mit Wein löschen ließ, ein größeres Unglück verhütete! Nicht minder einsetzungsbereit zeigte er sich 1893 bei der Wahl zum Reichstag, den Reichskanzler Graf von Caprivi am 6. Mai aufgelöst hatte, weil seine Heeresvorlage, die er am 23. November des vorangegangenen Jahres eingebracht hatte, auf starken Widerstand gestoßen war. Da August Bebel in Straßburg kandidierte,

war die Wahlagitation für Lehmann ohnehin Ehrensache. Die Wahl fand am 15. Juni statt. Am 2. 6. traf Bebel zwei Tage vor einer angesetzten Veranstaltung in der Stadt ein und informierte Adolf Geck von seiner Ankunft: „Lieber Adolf. Hier in Straßburg ist Sonntag nachmittag Versammlung, ich kann daher nach Offenburg erst abends kommen... Lehmann will Sonntag abend mit nach O. kommen. Herzlichen Gruß“ (GLA).

Bebel hatte auch in Hamburg kandidiert, wo er im ersten Anlauf den 1. Wahlkreis gewann, in Straßburg aber erst am 24. Juni in der Stichwahl mit einem Vorsprung von 500 Stimmen erwartungsgemäß siegte. Er entschied sich für den Straßburger Wahlkreis, den er bis 1898 im Reichstag vertrat, und stand vor der unangenehmen Aufgabe, den Hamburgern seine Entscheidung überzeugend zu begründen, was ihm auf der Mitgliederversammlung des Sozialdemokratischen Vereins für den 1. Hamburger Wahlkreis am 30. Juni auch glückte. Hilfestellung leisteten ihm die Abgesandten aus Straßburg, zu denen Lehmann zählte, denn Eugen Geck berichtete am 2. 7. 1893 seinen Eltern: „Carl Lehmann ist nach Hamburg delegiert, wo er dafür tätig sein mußte, daß die Hamburger zu Gunsten der Straßburger auf Bebel verzichten, was ja auch gelang.“

Einen Höhepunkt im politischen Leben dieses Sommers bildet für Lehmann die Teilnahme am Kongreß der II. Internationale, der vom 6. - 12. August in Zürich tagte. Am Abschluß des Kongresses nahm auch Friedrich Engels teil, der am 2. 8. in Köln von August und Julie Bebel empfangen worden war. Ihre Reise führte zunächst nach Straßburg, wo sie vom 3./4. übernachteten und dann nach Zürich weiterfuhren. Ob Lehmann mit der Reisegesellschaft in Straßburg zusammentraf, wissen wir nicht genau. Jedenfalls sah Lehmann Engels in Zürich und Hope sprach mit diesem noch im gleichen Jahr in London.

## München: Studium und Heirat

Nach der am 26. März 1895 erfolgten Exmatrikulation in Straßburg siedelte sich Lehmann in München an, wo er sich am 14. April 1895 anmeldete. An der Ludwig-Maximilians-Universität war er vom Sommer-Semester 1895 bis zum Winter-Semester 1896/97 zum weiteren Studium der Medizin immatrikuliert.<sup>22)</sup> Hope scheint im gleichen Jahr in die Stadt gekommen zu sein, da sie in den Jahren zuvor nicht in den Adreßbüchern auftaucht; besondere Meldeunterlagen können für sie nicht ermittelt werden.<sup>23)</sup> Eine Ehe mit Lehmann rückte in greifbare Nähe, als Walther eine junge Dänin, die Tochter des Nobelpreisträgers Fredrik Bajer, kennenlernte und nun in eine Scheidung einwilligte, die am 31. 5. 1895 vom Landgericht Offenburg ausgesprochen wurde. Zwei Monate später, am 1. 8. 1895, heiratete Walther Ragnhild Bayer, und am 8. Juni 1896 schloß Lehmann in München die Ehe mit Hope Bridges Adams. Sein berufliches Ziel erreichte er am 16. 7. 1897; an diesem Tag promovierte er mit seiner Dissertation „Über Bindegewebs-Cysten“ zum Dr. med. Das Arzteehepaar eröffnete eine gemeinsame Praxis in der Gabelsbergerstraße. Ihren in Bern erworbenen Titel „Doctor medicinae“ durfte Hope A.-L. nach einer ministeriellen Mitteilung v. 25. 7. 1904 auch in Bayern führen. Sie muß in München eine der ersten praktizierenden Ärztinnen gewesen sein, da die Karlsruher Medizinerin Rahel Straus, geb. Goitein, nach ihrer Promotion im Jahre 1908 als dritte Ärztin in München ihre Praxis eröffnete.<sup>24)</sup>

## Mit Parvus in die russischen Hungergebiete

Lehmann, dem am 5. 4. 1899 die bayerische Staatsangehörigkeit verliehen wurde, erhielt am 20. 4. einen Paß für „Österreich, Rumänien über Orsowa, Türkei, Bulgarien, Serbien, Rußland“, der bis zum 1. 9. 1899 Gültigkeit hatte. Er benötigte ihn für eine große

Fahrt, die er zusammen mit Parvus durchführen wollte, einem der „besten Publizisten der deutschen Sozialdemokratie“.<sup>25)</sup> Sie sollte nach Rußland führen, das im Jahr zuvor wieder einmal von einer großen Hungersnot heimgesucht worden war. Parvus, das war Dr. Israel Lasarewitsch Helphand, der am 27. 8. 1867 als Sohn eines jüdischen Handwerkers in Beresina geboren wurde. Sein Studium der Volkswirtschaft, Physik und Mineralogie hatte er im Herbst 1888 in Basel begonnen. Er promovierte im Sommer 1891, um dann nach Stuttgart überzusiedeln. 1895 wurde er als Redakteur bei der „Leipziger Volkszeitung“ angestellt. Nach seiner Kündigung wurde er 1896 Chefredakteur der „Sächsischen Arbeiterzeitung“, in der er 1898 einen scharfen Kampf gegen Eduard Bernstein führte. Ende jenes Jahres wurde er mit Dr. Julian Marchlewski aus Sachsen ausgewiesen. Das gleiche Schicksal erlitten beide in Gera, so daß sie nach München übersiedelten, wo zunächst die überaus gastfreundliche Familie Lehmann Parvus „durchfütterte und in der Wohnung in der Gabelsbergerstraße logieren ließ“ (Pohl).

Der Weg der von beiden im Mai 1899 unternommenen Reise führte nicht durch die im Paß genannten Länder, sondern über „Petersburg nach Moskau, von dort weiter mit der Eisenbahn nach Nischni-Nowgorod, dann die Wolga hinunter nach Kasan, von Kasan erst die Wolga hinunter, dann die Kama hinauf nach dem kleinen Landungsplatz Mursicha im Regierungsbezirk Spassk. Den Regierungsbezirk haben wir während mehrerer Tage zu Pferde bereist, dann fuhrten wir, ebenfalls per Wagen, nach dem angrenzenden Regierungsbezirk Tschistopol hinüber, von dort die Kama hinauf nach Pjanibor (Gouvernement Wjatka), dann per Kahn - in Folge der großen Überschwemmung - zwanzig Werft nach Menselinsk (Gouvernement Ufa); von Menselinsk zu Pferde in den Regierungsbezirk Bugulma, von dort in den benachbarten Regierungsbezirk Bugurslan

(Gouvernement Samara), den wir ebenfalls durchquert haben, bis an die Strecke Orenburg-Samara, die Wolga hinauf bis Simbirsk (Gouv. Simbirsk); mit einer Zweigbahn an die Eisenbahnlinie Moskau-Rjasan-Kasan; zurück nach Moskau und über Wilna, Warschau nach Deutschland zurück.“ Die zurückgelegte Strecke betrug über 8000 Kilometer. Die Ergebnisse ihrer Forschung legten sie in dem Buch „Das hungernde Rußland. Reiseeindrücke, Beobachtungen und Untersuchungen“ nieder, das 1900 bei Dietz Nachf. erschien und das die besondere Aufgabe hatte, „die Wahrheit über die regelmäßig wiederkehrende Hungersnot, ihre Ursachen und Wirkungen aufzudecken“. Der medizinische Teil des 536 Seiten umfassenden Buches stammt von Lehmann; „die allgemeine Darstellung ist von Parvus unter Benutzung des von Dr. Lehmann geführten Tagebuchs und seiner eigenen Notizen. Die Schilderung von Moskau, Petersburg und den anderen Städten, der Wolga- und der Kama-reise von Dr. Carl Lehmann“.<sup>26)</sup> Ihre gewonnenen Erfahrungen schlugen sich in der Erkenntnis nieder: „Rußland leidet an einem chronischen Getreidemangel. Das Verhungern seiner Bauernmassen ist die unerläßliche Bedingung seiner Getreideausfuhr.“ Aber diesen Zusammenhang hatte Friedrich Engels schon 1875 in einem Artikel „Soziales aus Rußland“ konstatiert, der im gleichen Jahr als Broschüre erschien: „Die große Kornausfuhr beruht, wie man sieht, ganz direkt auf dem Hunger der Bauernbevölkerung.“

Die Frage drängt sich auf, was die beiden Sozialdemokraten bewogen haben mag, die Strapazen und das Risiko einer solchen Reise auf sich zu nehmen, denn Parvus wurde in Rußland immerhin steckbrieflich gesucht. Er sei nur einmal auf illegale Weise zurückgekehrt, schrieb Solschenizyn, und zwar als Begleiter eines Arztes, „der sich als Experte mit der Bekämpfung der Hungersnot beschäftigte“. War dieser aber nicht auch ein



*Hope Bridges Adams-Lehmann*

erfahrener Experte in illegaler politischer Arbeit, also gerade der ideale Partner für Parvus? Hinzu kam bei Lehmann, daß er offensichtlich von einem abenteuerlichen Zug in die Ferne beseelt war. In späteren Jahren ließ er sich noch mehrmals Pässe ausstellen, darunter im Dezember 1912 einen Paß für Südamerika. Oscar Geck erwähnt einmal, daß Lehmann im Laufe der letzten Lebensjahre als Schiffsarzt bei großen

Ozeanverkehrsgesellschaften in die entferntesten Länder der Übersee gefahren sei.

#### **Dr. Karl Lehmann: Deckadresse für Lenin**

Daß das Interesse an Lehmann wachgehalten wurde, dafür sorgten auch die „Erinnerungen an Lenin“ von Nadeshda Krupskaja, oder wenn das auch gelegentlich nur in einer Fußnote geschah, wie bei Reinhard Jansen,

der in seinem 1958 erschienenen Buch über Georg von Vollmar vermerkte, daß es „Revisionisten' wie Dr. Lehmann" gewesen seien, die Lenin im Exil in München beistanden. Dieser war im Oktober 1896 verhaftet und im Februar 1897 zu drei Jahren Verbannung nach Schuschenskoje in Sibirien verurteilt worden, wo er 1898 Nadeshda Krupskaja heiratete. Nach der Verbannung, die am 29. 1. 1900 endete, verließ er im Juli Rußland in Richtung Schweiz, um mit der Gruppe „Befreiung der Arbeit" die Modalitäten der Herausgabe einer gesamtrossischen Zeitung als zentrales Parteiorgan, der „Iskra", und der Zeitschrift „Sarja" festzulegen. Von Bern aus begab er sich nach München, wo er am 6. 9. 1900 eintraf und zunächst in dem Gasthaus des Sozialdemokraten Rittmeyer, „Zum Goldenen Onkel", in der Kaiserstr. 53 logierte: „Die Wohnung hatte Dr. Carl Lehmann vorbereitet. Das war einer jener Genossen, denen die Führer der deutschen Sozialdemokraten, Bebel und Clara Zetkin, den Auftrag gegeben hatten, den russischen Genossen zu helfen."<sup>27)</sup> Lehmann besorgte nicht nur die Wohnung, sondern stellte Lenin auch seine Anschrift - Gabelsbergerstraße 20a, wo er seit November 1897 wohnte - als Deckadresse zur Verfügung: „Briefe aus Rußland waren an die deutschen Genossen in verschiedenen Städten Deutschlands adressiert, und diese richteten sie an Dr. Lehmann, der sie an uns weiterleitete." Insgesamt gab es für die Übermittlung von Nachrichten aus Rußland an Lenin ein Netz von über 50 Deckadressen, für die sich auch 9 Frauen, darunter Käthe Duncker und Clara Zetkin, zur Verfügung stellten.<sup>28)</sup> Wie Nadeshda Krupskaja, deren Verbannung erst im März 1901 abgelaufen war und die nach ihrer Ankunft in München ab 16. 4. 1901 sofort das Sekretariat der „Iskra" übernahm, weiter berichtet, hätte Lehmann vorher beinahe eine Panik verursacht. Akim, der Leiter einer Druckerei in Kishinev, hatte an Lehmann ein Kissen adressiert, in das Kopien

von in Rußland publizierten Broschüren eingnäht waren. Dieser verweigerte die Annahme des Postpaketes, da er einen Irrtum vermutete. Als aber die russischen Emigranten davon erfuhren und Alarm schlugen, holte er das Paket vom Postamt ab und erklärte den Genossen, daß er künftig alles annehmen werde, was an ihn adressiert sei, und sei es eine Zugladung.<sup>29)</sup>

Die Bedeutung dieser eminent wichtigen Hilfestellung Lehmanns würdigt Hitzer: „Von Anfang seines Münchener Aufenthalts wickelte Lenin die wichtigste Korrespondenz unter den Redakteuren der ‚Iskra' und der sie unterstützenden Emigranten in Berlin, Genf, London, Zürich über Lehmanns Anschrift ab. - Wenn Lenin am 22. März 1901 in einem Brief mitteilen konnte, ‚das Geld kann man über die Bank schicken, mit einem Scheck im Einschreibebrief auf den Namen des Doktors der Medizin Carl Lehmann, Gabelsbergerstr. 20a. Merken Sie sich diese Adresse: Sie ist sowohl für das Geld, als auch für die Briefe und Bücher geeignet', so war für den Empfänger wie für den Absender klar, daß diese Adresse in jeder Hinsicht und von allen beteiligten Organisationen und Personen den höchsten Grad der unter den bestehenden Umständen möglichen Sicherheit gewährleistete."<sup>30)</sup> Sollte von Lenin einmal eine Sendung nicht bestätigt werden, dann mußte nach seiner Anweisung vom 22. 3. 1901 an den „Petersburger Kampf Bund für die Befreiung der Arbeiterklasse" eine Anfrage an die Adresse der „Zahnärztin" gerichtet werden. Die Zahnärztin war Maria Blei, die 9 Semester Medizin in Zürich studiert hatte, wo sie am 5. Juni 1894 den Dr. phil. Franz Blei, genannt Loge, heiratete,<sup>31)</sup> der als Novellist, Kritiker, Übersetzer und Herausgeber geschätzt wird und als „vielseitiger, literarhistorisch hochgebildeter und sprachgewandter Essayist" gilt.<sup>32)</sup> Sie erwarb später am Dental College in Philadelphia den Doctor of Dental Surgery, den D.D.S., und trat damit in die Fußstapfen der 1834 in



# Das hungernde Rußland



Reiseindrücke,  
Beobachtungen und Untersuchungen

von

Dr. C. Lehmann und Parnus



Mit vielen Illustrationen und einer Karte des Hungergebietes



Stuttgart

Verlag von J. G. W. Dietz Nachf. (G. m. b. H.)

1900

Westerland auf Sylt geborenen Henriette Hirschfeld, geb. Pagelsen, die im Geburtsjahr von Maria Lehmann, 1867, in Philadelphia eintraf, um als zweite Frau am Dental College Zahnmedizin zu studieren. Als erste Studentin bestand sie nach 4 Semestern 1869 das Examen und erwarb den Doctor of Dental Surgery; als die erste Zahnärztin in Deutschland eröffnete sie noch in jenem Jahr ihr Zahnatelier.<sup>33</sup>) Maria jedoch konnte ihren Beruf wegen einer Verletzung nur kurze Zeit ausüben.

Während der nicht gerade glücklichen Ehe lebte das Ehepaar Blei des öfteren getrennt, möglicherweise aufgrund ständiger Eskapaden des Ehemannes. Von ihren beiden Kindern wurde Maria Eva Sibylla am 22. 3. 1897 und Sohn Peter Maria am 16. 6. 1905 geboren. Sibylla vermählte sich 1925 in Wien mit Dr. jur. Ernst von Lieben (Einsele). Blei starb am 10. 7. 1942 in der Emigration in Westbury-New York, seine Frau Maria am 8. 11. 1943<sup>34</sup>) an einem Schlaganfall in Gengenbach. Nach Ernst Bäumler hat Lenin fast jeden Tag das Haus in der Gabelsbergerstraße aufgesucht oder seinen Münchener Freund Lehmann in einem Restaurant Ecke Schelling-/Bayerstr. getroffen.<sup>35</sup>) K.H. Pohl spricht sogar, wohl in Anlehnung an Bäumler, von einer engen, nahezu freundschaftlichen Bindung Lehmanns zu Lenin, die dann eigentlich die Münchener Zeit hätte überdauern müssen. Es war naheliegend, daß auch Lehmanns Schwager Blei, zumal er nach Bäumler zeitweise in der Gabelsbergerstr. wohnte, mit Lenin in Berührung kam. In seinem Buch „Zeitgenössische Bildnisse“ berichtet er, daß er ihn 1901 öfters gesehen und gesprochen habe.

Unter den Besuchern des gastfreien Hauses in der Gabelsbergerstraße führte Gerda Walther auch Vera Sassulitsch an, die einst einen hohen russischen Polizeibeamten erschossen habe. Nun hatte Vera Iwanowa Sassulitsch den General Fjodor Trepow zwar nicht erschossen, sondern schwer verletzt,

wurde aber am 31. 3. 1878 von einem Schwurgericht freigesprochen. Nach Enthüllungen von Adolf Geck weilte sie nach ihrer Emigration öfters im Pavillon des Offenburger Zähringer Hofes, wo nicht nur die „Rote Feldpost“ sozialistische Literatur für den illegalen Versand verpackte, sondern auch Vera Sassulitsch, die der marxistischen russischen Gruppe „Befreiung der Arbeit“ angehörte, für den Transport nach Rußland.<sup>36</sup>) Es ist wahrscheinlich, daß Lehmann Vera bereits in Offenburg kennenlernte. Zum engeren älteren Freundeskreis der beiden Lehmann zählte Clara Zetkin, die sie am liebsten für dauernd in München gesehen hätten. Deren beide Söhne, um die sich Lehmann schon früher gekümmert hatte, wohnten bei ihnen während ihrer Studienzeit in München: Maxim seit 1902 und Kostia vom 21. 11. 1903 bis 30. 8. 1906. Dieses alte Freundschaftsverhältnis zu Clara und auch zu Adolf Geck, dem Hope nach ihren Worten das ganze Glück ihres Lebens verdankte, konnte auch durch neue Freunde in München nicht getrübt werden. Das betrifft insbesondere den szd. Landtagsabgeordneten und Chefredakteur der „Münchener Post“, Adolf Müller, den Pohl im Kapitel „Bayerischer Separatismus“ seines Buches über die Münchener Arbeiterbewegung zitierte: „Die Zetkin in Stuttgart und Geck und Eichhorn in Karlsruhe, das sind die preußischen Satrapen, nach deren Pfeife wir tanzen sollen.“ Bei einer solchen vitalen Persönlichkeit wie Lehmann ist es nicht verwunderlich, daß er sich über seine ärztliche Praxis hinaus auch in anderen sozialen Bereichen engagierte, so daß er 1906 in den Landrat für Oberbayern gewählt wurde, dem er 9 1/2 Jahre angehörte. Drei Jahre später zog er in das Gemeindegremium ein, war dort Mitglied des Schul- und Sanitätsausschusses, dessen Vorsitz er drei Jahre führte, sowie des verwaltenden Ausschusses für die Krankenanstalten. Als er sich mit Arbeitszeit der barmherzigen Schwestern im Münchener Krankenhaus be-



*Maria Blei*

schäftigte, wurde ihm das Lob des in Rosenheim erscheinenden Zentrumsblattes zuteil, daß sich ein sozialistischer Referent im Gegensatz zu anderen der Schwestern angenommen habe, deren Überlastung er als himmelschreiend kritisierte. Auch das Amt des Gemeindebevollmächtigten bekleidete er bis zu seinem Tode. Bei all den gesellschaftlichen Funktionen, die er ausübte - er gehörte einer Kommission für Arbeitshygiene und Statistik an, zusammen mit Hope, die im Rahmen dieser Kommission die Einrichtung eines Frauenheimes als Entbindungsanstalt betrieb<sup>37)</sup>, er arbeitete im Arbeiterbildungsverein „Vorwärts“ mit, war u.a. Revisor der 1899 gegründeten Münchener Volksbühne und wirkte im Münchener ärztlichen Bezirksverein -, kamen seine persönlichen Leidenschaften doch nicht zu kurz. Den Reise-

lustigen zog es nicht nur in die Ferne, sondern auch in seine geliebte Alpenwelt; als erprobter Bergsteiger steuerte er dem „Kleinen Taschenbuch für Alpenwanderer“ ein Kapitel „Anweisung zur Hilfeleistung bei Unglücksfällen“ bei.<sup>38)</sup> Fast zwei Jahrzehnte gehörte er der Sektion Oberland des Alpenvereins an.

### **Mit dem Krieg kam der Tod**

Am 5. August 1914 mußte Hope A.-Lehmann bestürzt zur Kenntnis nehmen, daß sich Deutschland seit vergangener Nacht mit ihrem Heimatland im Kriegszustand befand. Sie konnte damals nicht wissen, daß die britische Regierung im Juli 1914 an der Aufrechterhaltung des Friedens ernsthaft interessiert war<sup>39)</sup> und daß erst der Einmarsch



*Karl Lehmann (um 1914)*

deutscher Truppen im neutralen Belgien auch einen Stimmungsumschwung bei der Bevölkerung bewirkte. Das englische Expeditionskorps, mit dessen Einschiffung am 9. August begonnen wurde<sup>40</sup>), mußte sich erstmals am 23. 8. in der Schlacht von Mons bewähren und in einem Gefecht am 26. 8. bei Le Cateau stärkere Verluste hinnehmen. Ansonsten hätte Hope L. mit der Führung des Expeditionskorps zufrieden sein können, da der Oberkommandierende Sir John French bemüht war, es in Anbetracht der zügigen erfolgreichen deutschen Offensive möglichst zu schonen. Der Rückschlag der deutschen

Armee in der Marneschlacht (6.-12. 9. 1914) führte zu einer politischen Initiative von Adolf Müller: „Nach der Marneschlacht habe ich infolge einer vertraulichen Mitteilung aus dem bayerischen Kriegsministerium unsere militärische Lage für so angespannt angesehen, daß ich mit einigen politischen Freunden die Notwendigkeit der Aktivierung des Einflusses verständiger Sozialdemokraten namentlich in den neutralen Ländern zwecks Vermittlung und Herbeiführung eines für Deutschland ehrenvollen Abschlusses beriet. Wir kamen zu dem Beschluß, diese Angelegenheit von München

aus in die Hand zu nehmen, und gründeten zu diesem Zweck eine kleine Vereinigung. Dieser gehörten außer dem Unterzeichneten an: Justizrat Dr. Heinsfurter, Gemeindebevollmächtigter und Landrat Dr. med. Karl Lehmann, Frau Dr. med. Adams-Lehmann, Landtagsabgeordneter Johannes Timm. Später, etwa ein halbes Jahr nachher, trat noch Dr. Helphand bei.<sup>41)</sup> Nach Pohl spielte dieser Freundeskreis während des Krieges für die sozialdemokratische und deutsche Außenpolitik eine hervorragende Rolle. Anscheinend begab sich Hope A.-L. noch im September nach England, von wo sie am 5. Januar 1915 wieder zurückkehrte (Kirschstein). Vermutlich hat die Regierung ihre Reise nach England, wo sie in Gesprächen mit Freunden und Gesinnungsgenossen Friedensmöglichkeiten erkunden wollte, ermöglicht. Der lange Aufenthalt schien allerdings nicht eingeplant gewesen zu sein, denn Lehmann schrieb im Brief vom 17. 1. 1915 an Adolf Geck: „Meine Frau ist seit 8 Tagen wieder in München. Sie war vier Monate in England festgehalten. Endlich gelang es ihren Freunden, die Erlaubnis zur Abreise zu bekommen“ (GLA). Ihre Erfahrungen legte sie in einer Broschüre „Kriegsgegner in England“ nieder, die anfangs 1915 anonym herauskam. Während ihrer Abwesenheit trat Karl Lehmann im November freiwillig als Chirurg in das Etappenlazarett der 6. Armee in Valenciennes ein, wo er alle Hände voll zu tun bekam, „denn es kracht Tag und Nacht“, schrieb er am 17. 1. 1915 an Adolf Geck. In einem weiteren Gruß, den dieser am 11. 3. erhielt, vermerkte er, daß man sich allem Anschein nach auf eine recht lange Kriegsdauer einrichte. Vier Wochen später, am 8. 4. 1915, starb der knapp Fünfzigjährige an einer schweren Blutvergiftung. Auch die viertägige aufopferungsvolle Pflege von Hope hatte sein Schicksal nicht abwenden können. Am 9. 4. wurde Lehmann auf dem Friedhof zu Valenciennes beerdigt. Ein Herzenswunsch von Hope ging leider nicht in Erfül-

lung. Adolf Müller hatte beabsichtigt, nach dem Krieg eine Biographie Carl Lehmanns zu schreiben, und Hope hatte sowohl Adolf als auch seine Neffen Eugen und Oscar Geck gebeten, mit Material dazu beizutragen. Doch im Nachlaß von Dr. Adolf Müller werden nach einer Mitteilung des Archivs für Zeitgeschichte der Eidgenössischen Hochschule in Zürich vom 8. 12. 1993 weder Adolf Geck, Dr. Carl Lehmann noch Dr. Hope Bridges Adams-Lehmann erwähnt, auch keine ihrer Schriften: „Der bei uns liegende Bestand ist leider nur sehr dezimiert vorhanden, wurden doch die Papiere des ehemaligen Gesandten Adolf Müller durch die Gestapo durchwühlt und z.T. beschlagnahmt, obwohl er seinen Wohnsitz seit Jahren in der Schweiz gehabt hatte.“ Hope folgte ihrem Manne am 11. 10. 1916. „Von der Stunde seines Todes an war ihre Kraft erloschen“,<sup>42)</sup> die sie zur Überwindung ihrer Lungenerkrankung benötigt hätte; sie „starb buchstäblich vor Gram“.<sup>43)</sup>

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> D'r alt Offeburger, 12. 5. 1901.

<sup>2)</sup> Familienkundliche Hinweise erhielt ich von Frau Carola Schwarz; weitere Daten sind den im „alt Offeburger“ veröffentlichten Auszügen aus den Kirchenbüchern der kath. Pfarngemeinde entnommen.

<sup>3)</sup> Joseph Belli, Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz, 1978.

<sup>4)</sup> H. B. A.-Lehmann, München, 14. 6. 1915, an Adolf Geck (GLA).

<sup>5)</sup> Staatsarchiv Hamburg, 27. 5. 1993, 10. 6. 1993.

<sup>6)</sup> Stadtarchiv München (Nr. 330387 Hauptliste für den Jn-Reichs-Aus-Länder).

<sup>7)</sup> Universitätsarchiv Leipzig, 5. 8. 1993 (Hörerlisten).

<sup>8)</sup> Universitätsarchiv Bern, 21. 8. 1993 (Barbara Bachmann, Medizinstudium von Frauen in Bern 1871-1914, Diss., 1990. - Universität Bern, Medizinhistorisches Institut, 30. 8. 93 (Examensprotokolle, Promotionen 2. 2. 1876 - 10. 1. 1883).

<sup>9)</sup> Eva Brinkschulte (Hrsg.), Weibliche Ärzte. Durchsetzung des Berufsbildes in Deutschland, Berlin 1933, S. 71 (Frdl. Hinweis von Gabi Einsele, Zürich, 27. 5. 1994).

<sup>10)</sup> Gerda Walther, Zum anderen Ufer. Vom Marxismus und Atheismus zum Christentum, Remagen 1960, S. 19.

<sup>11)</sup> Stadt Frankfurt, Institut für Stadtgeschichte, 30. 1. 1994 (Meldekartei), 2. 2. 1994.

<sup>12)</sup> Karl Heinrich Pohl, Hope Bridges Adams-Lehmann und die Frauenemanzipation im Deutschen Kaiserreich: Zur Person, Vorstellungswelt und politischen Tätigkeit einer Münchener Sozialdemokratin und Frauenrechtlerin im Wilhelmischen Deutschland. In: IWK 3/88, S. 296.

<sup>13)</sup> Auf der Todesanzeige von Dr. Otto Walther v. 7. 4. 1919 lautet der Name: Mara Wather de Maggiolo.

<sup>14)</sup> Anton Fendrich, Hundert Jahre Tänen. 1848-1948, 1953, S. 50, 59.

<sup>15)</sup> Eugen Geck, Karl Lehmann, Ein nicht alltäglicher Mensch („Volksfreund“, 20. 10. 1928). Text in: Erwin Dittler, Erinnerungen an Dr. Carl & Dr. Hope Bridges Adams-Lehmann und die Zeit unterm Sozialistengesetz, Heft 2, 1993, S. 24.

<sup>16)</sup> Frdl. Mitt. von Christoph Knüppel, Herford, v. 1. 6. 1994.

<sup>17)</sup> D'r alt Offeburger, 20. 2. 1910.

<sup>18)</sup> Die Überlieferung des Befreiungsversuches durch Hansjakob (Allerlei Leute und allerlei Gedanken, 1913, 335 f.) verdanken wir Adolf Geck (Erwin Dittler, Adolf Geck und Heinrich Hansjakob. In: Manfred Hildenbrand/Werner Scheurer, Heinrich Hansjakob (1837-1916), Haslach 1987, 81).

<sup>19)</sup> Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 17. 6., 22. 6. 1993

<sup>20)</sup> D'r alt Offeburger, 25. 11. 1906.

<sup>21)</sup> Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studenten der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg, 1872-1918. Frdl. Mitt. der Direction des archives départementales du Bas-Rhin v. 15. 6. 1993.

<sup>22)</sup> Ludwig-Maximilians-Universität, Archiv, München.

<sup>23)</sup> Stadtarchiv München, 10. 5. 94.

<sup>24)</sup> Margarete Kraft, Beteiligt am Aufbau eines neuen Frauendaseins. In: Badische Heimat 4/1993, 679.

<sup>25)</sup> Alexander Solschenizyn, Lenin in Zürich, Heyne Sachbuch, 1975, 122. Zu Parvus: Winfried B. Scharlau/Zbynek A. Zeman: Freibeuter der Revolution Parvus-Helphand. Eine politische Biographie, 1964.

<sup>26)</sup> Dr. C. Lehmann und Parvus, Das hungernde Rußland, 1900, 4 f.

<sup>27)</sup> Jakow Drabkin, Die Aufrechten, 1988, 77.

<sup>28)</sup> Hans-Jürgen Arendt/Siegfried Scholze (Hrsg.), Zur Rolle der Frau in der Geschichte des deutschen Volkes (1830 bis 1945). Eine Chronik, Leipzig 1984, S. 57.

<sup>29)</sup> Our Lenin. Reminiscences, stories, articles and poems about V.I. Lenin, Moskau 1970, 54.

<sup>30)</sup> Lenin in München. Dokumentation von Friedrich Hitzer. Hg. v. d. Bayer. Gesellschaft für Förderung der Beziehungen zwischen der BRD und der SU e.V., München o.J. (1977). (Frdl. Hinweis von Manfred Bosch).

<sup>31)</sup> Gabi Einsele, Zürich: „Dieser Kreis um - sagen wir - Maria Lehmann. Ein biographisches Puzzle zu Maria Blei-Lehmann“, Referat, gehalten auf dem Blei-Symposium im Juni 1994 in Heidelberg. - Die Vermählten versandten allerdings ihre gedruckten Hochzeitsanzeigen mit dem Datum „Zürich im Mai 1894“, Offenburg (Baden) - Wien. In der Neuausgabe von Bleis Buch „Talleyrand oder der Zynismus“, München 1984, findet sich der Text eines interessanten Briefes vom 7. 12. 1939 aus Cagnes s.m. an seine Tochter Billy mit einer Charakterisierung seines Sohnes Peter, „ein reines Lehmannskind“, im Gegensatz zu Billy, als einem „reinen Bleikind“, welcher der SA beigetreten war. Während des Krieges lebte Billy nach Mitt. von Carola Schwarz in Lissabon, geschieden von ihrem Mann, der trotzdem täglich bei ihr zu Gast gewesen sei. Peter Bley war als Soldat (Wetterdienstassistent) in Posen. Starb in der Schweiz.

<sup>32)</sup> BI Schriftstellerlexikon, Bibl. Institut Leipzig, 1990.

<sup>33)</sup> Henriette Hirschfeld-Tiburtius (1834-1911). In: Renate Feyl, Der lautlose Aufbruch. Frauen in der Wissenschaft, 1984.

<sup>34)</sup> Frdl. Mitt. von Julius Roschach, Gengenbach.

<sup>35)</sup> Ernst Bäuml, Verschwörung in Schwabing, 1972, 24.

<sup>36)</sup> Erwin Dittler, Der „Alte Bund“ in Offenburg. In: Die Ortenau 1990, 324 f.

<sup>37)</sup> Über die sozialen Tätigkeiten des Ehepaares Lehmann informiert Karl Heinrich Pohl in seinem Buch: Die Münchener Arbeiterbewegung. Sozialdemokratische Partei, Freie Gewerkschaften, Staat und Gesellschaft in München 1890-1914, München 1992. - Vgl. dazu die Nachrufe bei Erwin Dittler, Erinnerungen, Heft 2.

<sup>38)</sup> Frdl. Hinweis von Dr. Christine Kirschstein, die in ihrer Schrift „Fortgesetzte Verbrechen wider das Leben“ (1992) die Ursachen und Hintergründe des 1914 nach Paragr. 219 RSTGB eingeleiteten Untersuchungsverfahrens gegen Dr. Hope B. A.-Lehmann untersucht, ihrem Werdegang und ihren sozialpolitischen Aktivitäten in München nachgeht.

<sup>39)</sup> Vgl. dazu Hermann Kantorowicz, Gutachten zur Kriegsschuldfrage 1914, 1967, insbesondere das Kap. 70 „Keine Mitschuld Englands“.

<sup>40)</sup> Barbara Tuchmann, August 1914, 1979, 143.

<sup>41)</sup> Pohl, Münchener Arbeiterbewegung, 104.

<sup>42)</sup> Münchener Post, 11. 10. 1916 (Hope Adams-Lehmann †)

<sup>43)</sup> Rosa Luxemburg. Band 5. Gesammelte Briefe. Dietz 1984, 141 f.

# Wilhelm Nokk und der badische Kulturkampf

Leonhard Müller, Karlsruhe

Aufstieg und relativer Niedergang des deutschen Liberalismus im 19. Jh. sind nicht zuletzt in seinem Verhältnis zur Katholischen Kirche begründet. In Baden, das besonders stolz auf seine liberale Tradition war und ist, entbrannte schon vor 130 Jahren der erste jener „Kulturkämpfe“, denen besonders das Preußen Bismarcks seit 1871 folgte. Neben aller partei- und sozialgeschichtlicher Problematik spielten gerade in Baden bestimmte Personen eine richtungsweisende Rolle. Zu ihnen gehörte Wilhelm Nokk - seit 1860 im badischen Ministerialdienst, 1881-1901 Minister -, dessen umfangreiche Korrespondenz bereits Quelle für zahlreiche Publikationen war. Das Generallandesarchiv hat diesen Nachlaß 1993 durch den Ankauf von über 100 Briefen und Unterlagen ergänzt.\* Der derzeitige Nachlaß von mehr als tausend Schriftstücken ist bald nach dem Tod Nokks dem Generallandesarchiv zugeleitet worden. Der Rest - einige Korrespondenzen wurden vernichtet - verblieb bei Carl Nokk, seinem Sohn. Es handelt sich z.T. um persönliche Schreiben von Nokks Schwager Heinrich v. Treitschke, Dankschreiben von Gottfried Keller, Paul Heyse, Conrad Ferdinand Meyer, Berufungsverhandlungen mit deutschen Hochschulen, ein Protokoll über ein Gespräch Wilhelms II. mit Papst Leo XIII.: am 23. April 1893, vor allem wichtige Briefe von Freiburger Bischöfen. Damit rundet sich das Bild eines Mannes, der auf weiten Gebie-

ten der badischen Innenpolitik einen besonderen Einfluß ausgeübt hatte.

## Nokks Lebensweg bis 1862

1832 wurde Wilhelm Nokk in Bruchsal als Sohn eines Gymnasialprofessors geboren, der 1848 die Leitung des Freiburger Lyceums übernahm und an dem sein Sohn 1850 das Abitur bestand. Nach einem juristischen, breitangelegten Studium in Freiburg, Bonn und Heidelberg legte er in Freiburg 1854 und 1857 seine Examina ab. Nach kurzer Tätigkeit an Gerichten wurde er 1860 Sekretariatspraktikant beim Ministerium des Inneren, 1862 Sekretär beim neuerrichteten Oberschulrat in Karlsruhe. Damit trat er unmittelbar in den badischen Kulturkampf ein, der vierzig Jahre lang seine Arbeit bestimmen sollte.

## Die Phasen des Kulturkampfes

In einer Vorphase (1850-59) versuchte sich das Erzbistum Freiburg von einem Staatskirchentum zu befreien, wie es in der ersten Hälfte des 19. Jh.s gang und gäbe war, und das nun durch die Revolution (Würzburger Bischofskonferenz 1848) abgeschüttelt werden sollte. Die reaktionären Regierungen widersprachen, auch in Baden, entschieden z.B. einem kirchlichen Monopol der Theologenausbildung, der alleinigen Besetzung von

Kirchenämtern, der Verwaltung des Kirchenvermögens u.a.m. Der Erzbischof konnte selbst keinen Hirtenbrief ohne Vorlage bei Karlsruher Ministerien verlautbaren. 1854 führte der „Badische Kirchenstreit“ zu Hausarrest und Anklage gegen den Erzbischof v. Vicari (1773-1868), doch nach längeren Auseinandersetzungen sollte in einem Konkordat zwischen Vatikan und dem Großherzog 1859 dieser Konflikt in dem Sinne beigelegt werden, als sich die Kirche einerseits von Fesseln des Staatskirchentums befreite, andererseits ihren Besitzstand, vor allem im Schulwesen, behielt. Dagegen erhob sich im liberalen Lager, das seit 1857 die bedeutendste politische Kraft geworden war, ein außerordentlicher Entrüstungssturm. Man sah in dieser „Konvention“ einen Pakt zwischen dem alten Absolutismus und dem Ultramontanismus, d.h. der Führung des Katholizismus durch den nicht weniger absoluten Vatikan, wobei auch national politische Töne eine Rolle spielten. Politiker wie August Lamey und Franz v. Roggenbach, letzterer selbst Katholik und Studienfreund des Großherzogs, gewannen Friedrich I. dafür, 1860 den Liberalismus als „regierende Partei“ anzuerkennen, d.h. das Prinzip einer parlamentarischen Monarchie als erste im Deutschen Bund zu realisieren. Um als Vorbild mit neuen liberalen Strukturen wirken zu können, gehörte auch die Reform des Schulwesens dazu, ein Feld, dem die Liberalen eine besondere aufklärerische und zugleich nationale Bedeutung zumaßen. 1862 wurde in einer ersten Phase ein Oberschulrat institutionalisiert, der die protestantischen und katholischen Oberkirchenräte bzw. den Oberrat der Israeliten im Bereich der Volksschulen und den Oberstudienrat im Mittelschulwesen (Gymnasien, Bürgerschulen) ablöste. In dieser ersten außerkonfessionellen Schulaufsichtsbehörde in Deutschland wirkte Wilhelm Nokk am Schulaufsichtsgesetz 1864 mit, wonach die geistliche Schulinspektion nun durch Orts- bzw. Kreisschul-

räte ersetzt wurde, nicht ohne auf den heftigen Widerstand des Erzbistums zu stoßen, das zum Boykott der Ortsschulratswahlen aufrief.

1865 wechselte Nokk als Assessor und Referent für Kirchensachen in das Innenministerium, das ab 1866 sein Freund Julius Jolly (1825-94) übernahm. Während der spätere Nokk im Ministeramt als ausgleichender Politiker galt, bestimmte der Geist des kombattanten Jolly den Stil des bereits 1867 zum Ministerialrat beförderten Beamten, der zudem von 1867-70 Mitglied der II. Kammer war. Mit dem Kulturexamen-Gesetz setzte die 2. Phase des Kulturkampfes ein, wonach jeder Theologiestudent Kenntnisse in alten Sprachen, Philosophie, deutscher Literatur, Geschichte sowie Staatskirchenrecht nachzuweisen hatte, wenn er eingestellt werden wollte, eine Maßnahme, als deren Urheber sich Jolly selbst später bekannte. Erzbischof v. Vicari verbot die Ablegung dieses Examins, in dem man nicht nur den bisherigen staatskirchlichen Oktroy, sondern auch eine kirchenfeindliche Indoktrination sah. Nokk begründete gegenüber dem Landtag die Gesetzesvorlage mit dem bestimmten nationalen Ton jener Zeit: „Wer in der Welt segensreich wirken soll, darf nicht einseitig und in feindlicher Abwendung von dem nationalen Leben seine Bildung empfangen.“<sup>1)</sup> Als einer der zuverlässigsten Mitarbeiter Jollys war Nokk zudem Referent für das gesamte Unterrichtswesen einschließlich der Universitäten und des Karlsruher Polytechnikums geworden. Vielleicht gab es aber zwischen ihm, dem liberalen Katholiken, und seinem angriffslustigen Minister, der aus einer Hugenottenfamilie stammte, zunehmend Unterschiede in der kirchenpolitischen Beurteilung. Darin gründen wohl auch die Versuche, in den preußischen Staatsdienst übernommen zu werden.<sup>2)</sup> In der Tat bot Kultusminister Falk ihm 1873 eine Stelle als Vortragender Rat in Berlin an. Anfangs geneigt zum Wechsel, freilich mit gewissem Horror



vor der Großstadt Berlin, scheiterten die Verhandlungen an einem wesentlich geringeren Gehalt, das Preußen anbot.<sup>3)</sup>

### **Direktor des Oberschulrats**

Jolly begrüßte Nokks Verbleiben in Baden und ermöglichte 1874 eine Beförderung zum Direktor des Oberschulrats, wobei er, entgegen diesem Behördenprofil, die Aufsicht über die Hochschulen behielt, ein Bereich, dem er sich mit Leidenschaft widmete und wo er auch große Erfolge erzielte.

In dieser dritten Phase des Kulturkampfes, nach einem „Waffenstillstand“ während des deutsch-französischen Krieges, wurde das Kulturexamen insofern noch verschärft, als es nicht nur für die Zulassung zum Kirchenamt, sondern auch auf die Ausübung kirchlicher Funktionen, z.B. das Spenden von Sakramenten, ausgedehnt wurde. Die Regierung konnte damit Seelsorge wie kirchliche Dienstaufsicht lähmen, zumal auch die Knabenseminare und Theologenkonvikte geschlossen wurden. Gegen oppositionelle Geistliche wurden Geld- und Haftstrafen verhängt. 1875 befand sich ein ganzer Jungpriesterjahrgang angeklagt. Als schließlich die seit 1868 fakultative Simultanschule 1876 obligatorisch wurde, war der Höhepunkt dieses Konflikts erreicht, zu dem andere einschneidende Maßnahmen (Zivilehe, Stiftungen, Dotationen, Ordensverbot, Altkatholikengesetz) traten. Friedrich I., den diese Auseinandersetzung beunruhigte, entließ Jolly und gab mit seiner Nachfolge zu erkennen, daß er nun nicht mehr eine Regierung nach rein parlamentarischer Mehrheit zu bilden bereit war und nach Möglichkeiten suchte, ohne Gesichtsverlust den Kirchenkampf zu beenden, zumal der politische Katholizismus zunehmend an Bedeutung gewann. Die neue Regierung Turban legte auf den Kulturkampf nicht mehr das innenpolitische Hauptgewicht, zeigte sich flexibler beim Kulturexamen, das 1880 vollends auf-

gegeben wurde, so daß nun über 400 Pfarreien wieder neu besetzt werden konnten.

Mit dem Rücktritt des Innenministers v. Stoesser 1881, der bereits ein Gegner der konsequenten Simultanisierung der Volksschule war und damit in Konflikt mit der liberalen Fraktion geriet, wurde eine umfangreiche Neuorganisation der höchsten Staatsbehörden vorgenommen. Zum neuen Justizminister, der zugleich für Kultus und Unterricht zuständig war, berief der Großherzog den bisherigen Oberschulratsdirektor Wilhelm Nokk.

### **Minister für Justiz, Kultus und Unterricht**

Während im Bereich des Justizwesens erst ab 1899 eine breitere Ausführungsgesetzgebung zum neuen Bürgerlichen Gesetzbuch notwendig wurde und das Verhältnis zur evangelischen Kirche relativ entspannt war, blieb der Abbau des Kulturkampfes Nokks wichtigstes Aufgabenfeld. Nicht zuletzt war es „das Gespenst des Socialismus“, das nun neue Fronten entstehen ließ und zur Begräbigung alter Fronten Anlaß gab.<sup>4)</sup> So erschien nach dem Tod des bisherigen Kirchenverwesers v. Kübel 1881 die seit vierzehn Jahren überfällige Besetzung des Freiburger Stuhls mit einem neuen Erzbischof notwendig, und Nokk versuchte bisher geltende grundsätzliche Schwierigkeiten wie den „Staatseid“, verbunden mit einem Gehorsamsrevers, auszuklammern. Auf der Liste des Domkapitels - nun im Bestand des Generallandesarchivs - befindet sich auch der Name von Johann Baptist Orbin, geboren 1805, der bereits 1868 von der badischen Regierung akzeptiert worden wäre. Orbin, seit 1881 Domdekan und Kapitularvikar, strebte nicht nach diesem Amt und schrieb an Nokk (8. Nov. 1881): „Wenn Sie auf der angeschlossenen Liste auch meinen Namen finden, so bitte ich, darin nichts anderes zu erkennen, als daß da doch noch andere Dom-

kapitulare genannt wurden, meine sämtlichen Kollegen mir nur einen Beweis ihres Vertrauens mit meiner bisherigen Dienstführung geben wollten. Sie wissen von mir ganz bestimmt, daß ich eine etwaige Wahl, wenn sie auf mich fiel, nicht annehmen werde. Ich erlaube mir auch Sie zu bitten, nicht an mich zu denken." Und nochmals am 13. Dez. 1881: „... daß ich die Wahl zum Erzbischof nicht annehmen könnte und dürfte, wenn ich der guten Sache nicht selbst Nachteil zufügen will. Ein gealterter Mann mit geschwächter Lebenskraft kann nicht mehr viel, kann nur kurze Zeit vielleicht noch etwas leisten.“\* Er fürchtete angesichts seines Alters von 75 Jahren, daß nach seinem Tode bei „Wiederbesetzung der Erzbischofsthuhls ein neues Zerwürfnis eintreten könnte“. Orbin, von allen nun angenommen, wurde dennoch gewählt und fügte sich der Entscheidung. Seiner friedfertigen Natur und Altersweisheit, die sich in vielen Briefen mit Nokk widerspiegeln, war es zu verdanken, daß nicht nur auf der Führungsebene ein kooperatives Gespräch zustande kam, sondern auch in den publizistischen Tagesstreit eingegriffen wurde, wonach z. B. Liberale die Theologen als „schwarz angestrichene Bauernburschen“ verunglimpften, andererseits Pfarrer „dem Austräger liberaler Zeitungen das kirchliche Begräbnis verweigerten“.<sup>5)</sup> So schrieb Orbin an den Großherzog am 7. Sept. 1883 anlässlich seiner Glückwünsche zum Geburtstagsfest nach einem Treffen auf Schloß Mainau am 3. Sept.: „In Beziehung auf die Tagesliteratur - wenn man den Zeitungen einen solchen Namen geben darf - suchte ich sofort dahin zu wirken, daß die geistlichen Redakteure - weil ja das damalige Zeitungswesen auf einem so niedrigen Standpunkte der Zänkerei und Hetzerei stehe - lieber sich davon zurückziehen. Es waren mir 3 Blätter bekannt, welche der Redaktion eines Geistlichen unterstanden, von denen das eine in Karlsruhe, das andere in Freiburg und das dritte in Säckingen er-

scheint ... Allerdings wurde mir von denselben, wie noch von mehreren geistlichen und weltlichen Männern entgegengehalten, daß, wenn gegen die Katholiken nicht so viele feindselige und gehässige Angriffe gemacht würden und ihnen nicht soviel Unrecht angetan worden wäre, auch von ihnen sicher keine solche Polemik hätte entstehen können.

Doch werden fortgesetzte Mahnungen und Belehrungen auch gute Wirkungen hervorbringen, und es wird nach und nach wieder Ruhe und Besinnung einkehren, wofür ich stets wirken werde. Besonders werde ich mir angelegen sein lassen, mein Vertrauen auf die gerechte und für alle Confessionen wohlgesinnte Regierung bei allen mir sich darbietenden Gelegenheiten kund zu geben auch jenen gegenüber, welche mir oft mit Zweifeln, ja selbst mit Klagen und unbegründeten Verdächtigungen nahen.“\* Am 31. Okt. 1883 schrieb er an Nokk: „Es gibt Leute, denen es Gottlob nicht viele sind, welche sich keineswegs über das friedliche und einmütige Zusammenwirken des weltl. und geistl. Regiments erfreuen; das Gegenteil wäre ihre Lust und würde vielen ihr Zutrauen verschaffen. Auch an Lobpreisungen würde es nicht fehlen. Würde ich dagegen in meiner bisherigen Haltung auch das geringste Recht der Kirche preisgeben, dann ginge es gegen mich los. Aber weder das eine noch das andere kann mich von meinen Grundsätzen und dem hier eingeschlagenen Weg abbringen. Ich weiß, daß ich ein kath. Bischof bin und rede, wie ich seit 50 Jahren wie ein kath. Priester und Seelsorger war.“\* Am 2. Feb. 1885 versicherte er in einem weiteren Brief noch einmal: „Ich wurde da und dort in liberalen Zeitungen spöttischer Weise der ‚Friedensbischof‘ geheißen und verdächtigt, so daß selbst gute Katholiken auf den Verdacht kommen konnten, als gäbe ich die Rechte der Kirche auf.“\* Auf die Frage, zu welcher Partei er stehe, antwortete er mit den Worten des Hl. Augustinus „in dubiis libertas, in

necessariis unitas, in omnibus caritas und ich bin streng konservativ im Festhalten des Guten, liberal gegen jene, welche anderer Ansicht sind, und gegen niemand feindselig, suche vielmehr alle für das Gute zu gewinnen.“\*

Nokk stimmte in vielem mit Orbin überein und schrieb nach dessen Tod an den Großherzog 1887: „Wir haben den Frieden im Lande ... auf kirchenpolitischem Gebiet. Was ich anstreben möchte ... ist die dauernde Aufrechterhaltung dieses tatsächlichen Friedenszustandes, und dieses Ziel ist gewiß sicherer zu erreichen, wenn wir, solange von keiner Seite eine Nötigung dazu vorliegt, in voller Freiheit die Gesetzgebung, ohne staatlich irgend wichtige Rechte aufzugeben, so gestalten, daß ein Angriff gegen die staatliche Position erschwert und unwirksam gemacht wird ... Wir haben in Deutschland so große Aufgaben vor uns, daß wir uns auf längere Zeit die Last des alten kirchenpolitischen Haders füglich entheben dürfen, soweit dies möglich.“<sup>6)</sup> Eine solche Haltung ist auch dem nun erworbenen Entwurf für die Ansprache zum Geburtstag des neuen Kaisers Wilhelm II. 1888 zu entnehmen, die mehr ist als eine übliche Ergebenheitsklärung: „Das junge Reich ist keine Stätte behaglichen Genießens, es hat uns an die Schwelle größter und schwerster Arbeit gestellt. Aber wir Deutschen werden bei den gewaltigen Aufgaben sozialer Fürsorge, für die kaum des Staates gesamte Kraft ausreicht, die Heilighaltung der individuellen Freiheit, die uns Germanen so tief im Blute liegt, nicht vergessen: des Menschen Wert ist seine Eigenart. Der glänzende Fortschritt der materiellen Kultur mahnt uns, auch die Ideale höchster Menschenbildung ... in alter Treue hochzuhalten. So lange wir unsere Gedanken der Welt mitteilen, wähnte man ‚das Volk der Denker‘. Heute, da wir mit der Kraft des Willens der alten Hansen auch die Arbeit unseres von Kunst und Wissenschaft stets neu befruchteten Gewerbefleißes der Welt dar-

bieten, sieht man erstaunt, was Deutschland geworden, seit es einig, seines großen Sohnes daseinsfreudiges Wort in sein Leben aufgenommen hat: ‚Was bringt uns Ehren? - Sich mehren‘“. Wahrlich nicht zu trüber Betrachtung haben wir Anlaß, sondern zu hoher Freude, daß wir mit der Arbeit des Kopfes und der Hände unter unseres Kaisers tatenfroher und machtvoller Führung gleichwertig und gleichberechtigt mitschaffen an der Weltkultur.“\*

Als Nachfolger Orbins hätten 1886 der Großherzog und die Regierung den Kirchenhistoriker Franz Xaver Kraus gewünscht. Es folgte aber der Limburger Bischof Johann Christof Roos (1828-96), der beiden noch tragbar erschien. Unter ihm gewann die aktive Gruppe der Katholischen Volkspartei, jetzt Zentrum, 1888 wieder stärkeren Einfluß. Die Forderungen der Kirche wurden angesichts des Priestermangels um so nachdrücklicher, wenn auch in Freiburg wieder mehr als 200 Studenten Theologie belegt hatten. Und obwohl mit einem neuen Revisionsgesetz 1888 alte Regelungen abgebaut wurden, z.B. das Verbot von Seminaren und Konvikten, gab es doch heftigen Widerstand gegen die Neuzulassung religiöser Orden. Nokk wäre persönlich auch in diesem Punkt entgegengekommen, fürchtete aber entschiedenen politischen Druck im Landtag, wo er am 23. 1. 1890 betonte: „Alle politischen Kämpfe sind nicht so schädlich wie diese Verschärfung der konfessionellen Gegensätze. Politische Kämpfe sind Dinge der Notwendigkeit ... jedes Aufreizen des religiösen Gegensatzes aber führt viel schlimmere Folgen mit sich.“<sup>7)</sup> Nicht weniger als den Landtag hätte man auch den Großherzog für eine Kursänderung gewinnen müssen. Nach einem Treffen mit dem neuen Erzbischof Noerber (1846-1920) berichtet Friedrich I. in einem Brief an Nokk vom 27. 11. 1899: „Ich habe sehr bestimmt erklärt, es sei völlig ausgeschlossen, daß eine Niederlassung irgend eines Männerordens zugelassen

werde, in solange ein gewisser Teil der Landesgeistlichkeit die politische Hetztätigkeit als ihres Berufes nötig erachte. Die ... staatsfeindliche Propaganda durch Berufung von Männerorden noch zu vermehren, das sei, wie der Erzbischof einsehen werde, kein Bedürfnis einer ordnungsliebenden Regierung ... Wie dem auch sei - fest und treu steht die Wacht am Rhein und auf den Bergen und dann ist Kampf = Leben, aus dem Friede erwachsen muß. Die Schwarzen und die Roten sind noch schlimmere Feinde als der Gegner von 1870, aber sie müssen erfahren - es hat nicht sollen sein."<sup>\*</sup>

Der Duktus dieses Schreibens verrät, daß auch ein letztlich toleranter Monarch in einem Katholizismus, der in der Gesellschaft mit politischen Mitteln seinen eigenständigen Platz erringen wollte, einen der „Reichsfeinde“ sah, der ihm gefährlicher schien als der „Erbfeind“ Frankreich. Erst kurz vor Ende des I. Weltkriegs 1918 wurde in Baden die Neuzulassung von Männerklöstern in Freiburg und Säckingen toleriert.

In diesem Geflecht differenzierter weltanschaulicher Gegensätze bestach Wilhelm Nokk durch seine konziliante, oft auch bescheidene Art. Einerseits verstand er sich als loyaler Staatsdiener, und dieses Dienen betonte er nachdrücklich, allein schon durch sein immenses Arbeitspensum bis ins neunundsechzigste Lebensjahr. Andererseits

warb er bei seinen katholischen Mitgläubigen um ein modernes Staatsverständnis und um eine Mitarbeit an diesem Staat, zumal er gegen Ende seiner Amtszeit in der katholischen Bevölkerung - zwei Drittel Badens - ein staatstragendes Element gegen den atheistischen Marxismus sah. Insgesamt trat die deutsche katholische Kirche nach diesen Kulturkämpfen mit einer entschiedenen Kirchenleitung und neuen Strukturen im politischen wie im gesellschaftlichen Bereich 1919 gestärkt in die Weimarer Republik.

---

#### Anmerkungen

\* Die zitierten Briefe finden sich unter GLA 52 Nokk Zugang 1993 Nr. 131

<sup>1)</sup> Karl Rhein, Wilhelm Nokk. Ein badischer Staatsmann, ms. Diss. München 1955

<sup>2)</sup> Lothar Gall, Die partei- und sozialgeschichtliche Problematik des badischen Kulturkampfes, Oberrheinische Studien II, Karlsruhe 1973, S. 126, Anm. 83

<sup>3)</sup> Rhein, a.a.O.S. 6

<sup>4)</sup> vgl. Josef Becker, Der badische Kulturkampf und die Problematik des Liberalismus, in „Badische Geschichte“, Stuttgart 1979, S. 10

<sup>5)</sup> Wolfgang Hug, Geschichte Badens, Stuttgart 1992, S. 272

<sup>6)</sup> Manfred Stadelhofer, Der Abbau der Kulturkampfgesetzgebung im Großherzogtum Baden 1878 - 1918, Mainz 1969, S. 154

<sup>7)</sup> Badische Landtagsprotokolle, II. Kammer, 23. 1. 1890

## Historiker – Archivar – Biograph

Professor Bernd Ottndad zum 70. Geburtstag

*Fred Ludwig Sepaintner, Freiburg*

Historiker vom Wesen her, Archivar aus Berufung und Biograph, den die Wechselwirkung zwischen schöpferischer Individualkraft und (scheinbar) anonymem historischem Prozeß, die Frage nach dem, was war, wie und warum es wurde und was noch daraus werden mag zeitlebens bewegt: das ist Bernd Ottndad, der am 9. September seinen 70. Geburtstag feierte.

Der gebürtige Karlsruher hatte nach RAD, Kriegsdienst und amerikanischer Kriegsgefangenschaft vom Sommersemester 1947 an an der Universität Freiburg Geschichte, Germanistik, Philosophie und Romanistik studiert, und wurde - Schüler des Historikers Gerd Tellenbach und des Philosophen Max Müller - mit einer Arbeit über „Mensch und Geschichte bei Johann Gustav Droysen“ promoviert. 1955 trat er in den baden-württembergischen Archivdienst ein. Berufliche Stationen wurden Karlsruhe, das Universitätsarchiv in Freiburg, Ludwigsburg, dann für fast ein Jahrzehnt das Hauptstaatsarchiv in Stuttgart, bis er 1973 die Leitung der damaligen Außenstelle des Generallandesarchivs in Freiburg übernahm. Die Entwicklung dieses Archivs hat Bernd Ottndad maßgeblich geprägt. Während seiner 15jährigen Amtszeit wurde es zum selbständigen Staatsarchiv, zuständig für mehr als 500 Behörden im Regierungsbezirk Freiburg. Episode zwar, doch bezeichnend für die Beharrlichkeit des Jubilars ist die Tatsache, daß er bald nachdem er wieder in Freiburg arbeitete sich intensiv und schließlich erfolgreich um einen historisch wertvollen Bestand bemühte. Ak-

ten der ehemaligen vorderösterreichischen Landesregierung zu Freiburg aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert waren in den Wirren der napoleonischen Zeit nach Wien und nach dem Frieden von St. Germain 1919 ins heutige Staatsarchiv Modena gelangt. Sie sind seit 1987 im Staatsarchiv Freiburg dem Benutzer auf Filmen wieder zugänglich. Selbst das Auswärtige Amt hatte sich in diesen Vorgang eingeschaltet. - Ottndad erhielt 1984 das Bundesverdienstkreuz, 1989 wurde ihm der Professorentitel verliehen.

Ottndads wissenschaftliches Werk ist breit angelegt, reich in Thematik wie Umfang. Dennoch sind seine Beiträge durchweg so prägnant wie brillant formuliert, spritzig und gedankenreich, von der Originalität des Autors lebend. In seinem Oeuvre finden sich Arbeiten zur mittelalterlichen Territorialgeschichte genauso wie zur politischen Landeskunde Badens im 19. Jahrhundert. Untersuchungen über die Beziehungen des Deutschen Südwestens zu den Vereinigten Staaten und zu Japan stehen neben kirchenhistorischen Beiträgen.

Breite Quellengrundlage und oftmals jahrelange intensive Quellenauswertung - auf seine Beiträge zur Geschichte des Bistums Konstanz sei hier verwiesen - sind charakteristisch für die quellenorientierte und -kritische Arbeitsweise des Archivars und Historikers.

Manch Anregendes hat Bernd Ottndad zur Archivistik bemerkt. Oftmals schöpfte er aus der praktischen Erfahrung des Alltags im Archiv, gewann daraus theoretische Er-

kenntnisse, die er dann wieder der Archivpraxis zuführte. In über 10jähriger Arbeit hat er als geschäftsführender Präsident den Südwestdeutschen Archivtag in den 1970er und 1980er Jahren „in souveräner Art, mit Würde und Eloquenz“, wie der frühere Präsident der Baden-Württembergischen Landesarchivdirektion, Eberhard Gönner, treffend formulierte, geprägt. Das grenzüberschreitende Konzept, das andere Bundesländer wie das benachbarte Ausland einbezog, Aktualität in der Wahl der Themen und die bewußte Hereinnahme der Öffentlichkeit sind seinem Einfluß zuzuschreiben. Ottnad war um dieselbe Zeit Vorstandsmitglied des Vereins deutscher Archivare und ist seit 1973 auch korrespondierendes Mitglied des Vereins der österreichischen Archivare. Oft schauten seine archivtheoretischen Ansätze weit in die Zukunft, sahen Entwicklungen voraus, wiesen Wege, gingen Grundsätzliches an. Ottnads kritische Auseinandersetzung mit der „Entwicklung des Berufsbildes des Archivars vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart“ ist bis heute zukunftsweisend geblieben. Er gehörte zu den Ersten, die Themen wie Datenschutz oder Archiv und EDV aufgriffen und daraus entstehende archivspezifische Probleme formulierten. Sein Beitrag „Mensch und Geschichte in George Orwells Roman 1984“ verbalisiert das Antimodell der totalitäreideologischen Vorgabe, die den Tageserfordernissen gemäß umdatiert, eliminiert, fälscht. Davon kontrastiert Ottnad die Grundprinzipien der Arbeit des Archivars: Archivschutz als Daseinsfürsorge, Archivarbeit als kulturstiftendes Schaffen. Seit seiner Pensionierung 1988 konzentriert sich Ottnads Hauptinteresse auf die Reihen

der „Badischen Biographien“ und neuerdings auch der „Baden-Württembergischen Biographien“, die er beide im Auftrag der Historischen Kommission des Landes als deren Vorstandsmitglied herausgibt. 730 Mitarbeiter hatte und hat dieses Projekt seither, die Ottnad auswählte und betreut. Bisher sind drei Bände der Neuen Folge der Badischen Biographien mit über 545 Einzelbiographien erschienen. Zwei weitere sind in Vorbereitung, desgleichen der erste Band der neuen Reihe, die Leben und Werk nach 1952 verstorbener bedeutender Badener und Württemberger darstellt. Der erste Band der Baden-Württembergische Biographien mit 185 Beiträgen (z.B. Theodor Heuss, Kurt-Georg Kiesinger, Carlo Schmid, Alex Möller, Otto Dix, Karl Rahner, Felix Wankel u.v.a.) erscheint Mitte September. Auch Ottnads biographische Bemühungen sind geprägt von der in seinem Schaffen immer wieder zu beobachtenden Grundsätzlichkeit, wie sein Beitrag zum 19. österreichischen Historikertag in Graz 1992, „Zielsetzung und Methodik regionaler Biographien“ einmal mehr belegt. Er zielt darauf ab, wissenschaftliche Einzelbemühungen zu koordinieren und letztlich im Niveau anzuheben.

Ottnads Werk ist mannigfaltig, weist in viele Richtungen. Läßt sich ein gemeinsamer Zug erkennen, ein Ziel? Gewiß, und es mag erblickt werden im stets wieder sichtbar werdenden Streben nach vertiefter, methodisch besser fundierter Kategorisierung. Über bloßes Sammeln stellt er immer die Einsicht in die Notwendigkeit zum Ordnen und fragt nach den bestmöglichen Kriterien dazu, so daß der rechte geistige Erwerb möglich wird.

## IX. Buchbesprechungen

**Wolfram Förster**

**Arbeitsamt Mannheim: 1893-1993**

Institution, Wirtschaft, Bevölkerung, Politik - Eine Jahrhundertbetrachtung, Pylon Verlag, Mannheim 1994.

Großformat 21 x 29 cm, EfaIn-Einband, 216 Seiten. 30 Fotos, 67 Tab., 39 Abb., 39,80 DM.

ISBN 3-9803632-0-1

Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entstanden gerade in den süddeutschen Ländern in großer Zahl öffentliche Arbeitsnachweise, da es wegen ihrer unüberwindbaren ideologischen Differenzen nur selten zu einem gemeinsamen von Arbeitgebern und Gewerkschaften getragenen Arbeitsnachweis kam. So gründeten auch in Mannheim im Jahr 1893 verschiedene Vereine und Korporationen eine gemeinnützige und paritätische „Centralanstalt für Arbeitsnachweis jeglicher Art“. Diese Einrichtung vermittelte dann als eine der ersten im Reich von Anfang an ohne Gebühren. Für den größten Teil der anstehenden Kosten kam die Stadt Mannheim auf. Wegen des guten Erfolges - bis Ende 1894 kam es zu knapp 7000 Vermittlungen - und wegen des damit erforderlichen Ausbaus der Institution erhöhten sich die Ausgaben derart, daß die Gründervereine im Laufe der Zeit diese nicht mehr übernehmen konnten. Schließlich wurde die Anstalt im Jahre 1906 vollständig in die Kommunalverwaltung integriert. In Baden waren bis zu diesem Zeitpunkt nahezu alle Arbeitsnachweise in die Hand der Städte übergegangen.

Wie in kaum einer anderen staatlichen Institution spiegeln sich gerade in der Geschichte der deutschen Arbeitsverwaltung die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen der vergangenen 100 Jahre wider. Das Aufzeigen dieser Zusammenhänge ist einer der unbestreitbaren Vorzüge der von dem Wirtschaftshistoriker Dr. Wolfram Förster vorgelegten Publikation. Im Gegensatz zu den bisher veröffentlichten lokalen Studien über die Geschichte der Arbeitsämter beschränkt sich diese nicht auf das Aufzeigen der innerbehördlichen Entwicklungen. Vielmehr werden hier die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Vorgänge sowohl auf der nationalen als auch auf der kommunalen Ebene untersucht, wodurch die Hintergründe wesentlicher Auseinandersetzungen und Veränderungen erst verständlich werden. Der Verfasser gliedert seine Arbeit daher nicht chronologisch nach den verschiedenen, für die Arbeitsverwaltung wesentlichen Gesetzen, z. B.

Arbeitsnachweisgesetz (1922), Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung (1927), Arbeitsförderungsgesetz (1969), sondern nach den für die gesamtstaatliche Geschichte bedeutsamen Epochen: Wilhelminisches Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialistische Gewaltherrschaft, Deutschland unter den Alliierten und schließlich Bundesrepublik Deutschland. In diesen Abschnitten werden neben der Darstellung der Kontinuität und des Wandels der Behörde folgende Aspekte reflektiert: Kommunalpolitik; Wirtschaft, Bevölkerung und Arbeitsmarkt; staatliche Sozialpolitik; Zeitgeschichte und große Politik. Wolfram Förster hat, wie er selbst in der Einleitung bemerkt, das seltene Glück des Historikers gehabt, für seine wissenschaftliche Arbeit genügend aussagekräftige Quellen gefunden zu haben, so insbesondere fast durchgängig alle Arbeitsmarktberichte des Arbeitsamtes Mannheim seit den zwanziger Jahren. Darüber hinaus fand er wichtige Unterlagen für sein Thema in den Beständen des Generallandesarchivs Karlsruhe und des Stadtarchivs Mannheim. Weitere amtliche Statistiken und Berichte sowie die einschlägige Literatur über die reichsweite Entwicklung der Arbeitsverwaltung und der Arbeitsmarktpolitik im Untersuchungszeitraum hat der Verfasser für seine beispielhafte Darstellung ebenfalls sachkundig ausgewertet.

Vorzüglich wiedergegebene Abbildungen und Tabellen ergänzen den Text und erleichtern so das Verständnis für die komplexe Materie. Eine Reihe seltener Fotos sowie Interviews mit ehemaligen Mitarbeitern des Arbeitsamtes illustrieren auf ihre Weise, was in amtlichen Dokumenten oft nur angedeutet ist. Auch die äußere Gestaltung der Publikation, an der der Autor maßgeblich beteiligt war, ist gut gelungen. Man darf sie ohne Bedenken als präsentabel bezeichnen.

Im vergangenen Herbst hat die Hermann-Burte-Gesellschaft (Lörrach) die längst vergriffene alemannische Gedichtsammlung „Madlee“ des bekannten Dichters und Malers **Hermann Burte (1879-1960)** herausgegeben. Es ist ein schmucker, vom Verlag Resin (Binzen) im neuen Schriftbild sorgfältig gedruckter und in hellblauem Leinen gebundener Band (Format 20,5 x 14,5 cm; 368 Seiten), eine wertvolle, von Dr. Magdalena Neff sorgsam betreute Neuauflage mit einem klug durchdachten Geleitwort des Schweizer Schriftstellers Dr. Georg Thürer, ehemals Professor für

deutsche Sprache und Literatur an der Hochschule St. Gallen.

Es handelt sich um eine getreue Wiedergabe der zweiten „Madlee“-Auflage (1933), wobei nicht nur der ursprüngliche Wortlaut der Verse beibehalten wurde, sondern auch die phonetische Schreibweise der Wörter, so wie sie Hermann Burte in seiner Wiesentäler Mundart von Anfang an handhabte. Eine graphische Normierung ist nur da vorgenommen worden, wo die optische Vielfalt der Transkription bei etwaigem, in ein und demselben Gedicht mehrmals auftretenden Wörtern sich nachteilig auf die Lesbarkeit des Mundartlichen auswirkte.

Die Neuauflage des Buches war besonders sinnvoll, nicht nur weil es vergriffen war, sondern weil es zu jenen dichterischen Erbgütern des alemannischen Raumes gehört, die aus sprachlichen und kulturellen Gründen unbedingt erhalten werden müssen. In der Tat ist es das Ureigenste, was der leidenschaftliche Hebel-Verehrer in seinem genialen, regionalistisch ausgerichteten Sturm- und Drang-Alter hervorgebracht hat. Darin ist schon, wenn auch in mundartlicher Sprachform, Burtes Dichtkunst in all ihrer Urwürdigkeit und Bildhaftigkeit, Reichhaltigkeit und Spannweite am unmittelbarsten zum Ausdruck gekommen.

In seinem aufschlußreichen Geleitwort bespricht Professor Georg Thürer, als Spezialist des Alemannischen, die Entstehung und Schöpfung der „Madlee“ mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Fachkundig schildert er den langen Werdegang, der von der spontanen Niederschrift der ersten Verse anno 1905 im Pariser Luxemburg-Garten über die allmähliche Manuskript-Gestaltung bis zur ersten Auflage im Herbst 1923 führte. So wie Hebel, der Vater der alemannischen Dichtung, als entwurzelter südbadischer Alemanne im nordbadischen Karlsruhe seinem Heimweh auf einmal Laut gegeben und dadurch Luft gemacht hatte, so schuf der sprachgewandte, zur Fortbildung in der französischen Weltmetropole weilende Maulburger Kunstmaler (damals noch unter seinem Namen Hermann Strübe) aus Sehnsucht nach der fernnen Heimat plötzlich seine ersten mundartlichen Reime.

Märchenhaft mutet es einen an, daß die versinnbildlichte Gestalt der „Madlee“, eines stolzen, „Magdalena“ getauften Mädchens im Schmuck der Markgräfler Tracht, dem jungen, schöpferisch angeregten Wiesentäler in der Fremde als Verkörperung des vermißten Heimatlandes und Volkes vorschwebte.

Zur sachlichen Bewertung des mundartlichen Meisterwerkes von Hermann Burte beruft sich Professor Georg Thürer auf die Beurteilung mehrerer zeitgenössischer Literaturhistoriker, die einmütig gesagt und geschrieben haben, daß der Gedichtband „Madlee“ zu den großartigsten Schöp-

fungen der Mundartlyrik unseres Jahrhunderts zähle, ja, daß er eine Welt für sich sei, ein noch nie vollbrachtes dichterisches Kunststück, ein Buch voller Kühnheiten, thematischen und prosodischen Wagnissen, von Geist und Leben strotzend, kurzum etwas Einzigartiges in der deutschen Mundartdichtung.

Und was das sprachliche in dieser heimatlich geprägten lyrischen Schöpfung zum Durchbruch gelange Können Burtes anbelangt, so haben bewährte Sprachwissenschaftler und Volkskundler behauptet, daß darin die alemannische Mundart zu üppigstem, farbenprächtigstem Leben aufgeblüht sei, daß die einmalige Sprachgewandtheit des „Madlee“-Dichters ältestes Gut mit neuesten Gebilden zu einem organischen Sprachganzen verbunden habe, ja, daß dadurch der ersten deutschen Mundartliteratur nach Hebel ein neuer lyrischer Klassiker entstanden sei ... Schließlich bekam ja Hermann Burte als erster den anno 1936 geschaffenen, die besten alemannischen Mundartdichter belohnenden Johann-Peter-Hebel-Preis unumstritten zugesprochen.

Als aufgeschlossener, gewissenhafter Gelehrter hat Professor Georg Thürer in seinem einleitenden Vorwort natürlich auch Hermann Burtes bedauerliche, jedoch nicht schwerwiegende, ja, eher verzeihliche „Irrwege auf braune Gefilde“ gestreift und ihn, der aus politischen Nachkriegsverhören ja als „Minderbelasteter“ hervorging, mit großmütigem Verständnis literarisch rehabilitiert, betont er doch mit Recht, daß - wenigstens was die „Madlee“ angeht - die Handschrift schon vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges druckfertig vorlag und daß die zweite Auflage 1933 erschien, d.h. vor Hitlers wirklicher Machtergreifung, daß der fragliche Gedichtband als „seinem Ursprung und Wesen nach kein nationales oder gar nationalistisches Buch sein konnte, sondern guten Gewissens als ein regionales Werk angesprochen werden darf“ und somit im heutigen „Europa der Regionen“ als Vorläuferversion regionalistischer Vorstellungen gelten sollte, namentlich in der beispielhaften oberrheinischen Regio Basiliensis.

Um seine Mundartgedichte möglichst vielen deutschsprachigen Lesern zugänglich zu machen, hatte Hermann Burte seiner ersten „Madlee“-Fassung an die tausend Worterklärungen beigegeben. Im neuen Band hat Dr. Magdalena Neff umsichtig deren Zahl verdoppelt und nach dem heutigen Stand der Volkssprache ergänzt bzw. präzisiert, was dazu beitragen dürfte, den Kreis der interessierten Leser zu erweitern und dadurch der neuerstandenen „Madlee“-Dichtung zusätzlichen Wert zu verleihen. Schließlich wollte der große Markgräfler Dichter laut späteren autobiographischen Notizen mit seinem originellen, regional geprägten Buch „seinem Volksstamm und seiner Heimat ein Geschenk machen, gewissermaßen eine Ge-



gengabe für alles, was sie ihm in der Jugend so reich geschenkt hatten”.

Die postume Neuauflage ist eigentlich wieder ein Geschenk, diesmal an die mittlerweile geistig und kulturell erweiterte Heimat, ein unerwarteter wirksamer Beitrag zur grenzüberwindenden, ja, den Rhein überbrückenden alemannischen Verbundenheit.

Professor Raymond Matzen,  
Universität de Strasbourg

**Ertz, Michael: Geschichte der Bürgerwehr der Stadt Bretten.** Herausgegeben von der Bürgerwehr der Stadt Bretten e.V. Verlag: Bürgermeisteramt Bretten ISBN 3-928029-23-1, 223 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Der Verfasser dieses geschichtlichen Werkes, Dekan i.R. Michael Ertz, hätte es sicherlich gerne gesehen, wenn damals in den 30er Jahren auch die Bürgerwehr Bretten als der „Badischen Heimat“ zugehörig in diese eingegliedert worden wäre. Die Tendenz war da, und die Nähe und der Bezug von Bürgerwehren zur „Badischen Heimat“ wurde landauf, landab durch solche Kooperationen vollzogen, doch die Brettener Bürgerwehr blieb selbständiger Verein. Wir erinnern uns an die Veröffentlichung in unserer Zeitschrift im Jahre 1934 von Wilhelm Fladt „Gesamtausgabe über Bürgerwehren in Baden“.

Als Verein bzw. Ortsgruppe „Badische Heimat“ in Bretten ist diese seit 1921 dem Landesverband angehörig. Der Verfasser des hier besprochenen Buches fungiert derzeit als Vorsitzender in Bretten. Ihn, den Kenner und Liebhaber der Heimat - Hanauer Land mit Elsaß, Kraichgau - hat die Bürgerwehr Bretten immer fasziniert, und er wird auch in Zukunft mit ihr verbunden bleiben. Bei der Präsentation seines Buches in der „guten Stube“ der Stadt Bretten im alten Rathaus am historischen Marktplatz wünschte er den Lesern viel Freude am Text und auch an den Bilddokumenten: „Es ist ein Stück, man könnte sagen ein Kapitel aus der Geschichte der Stadt Bretten, aber genauso auch ein Stück kurpfälzischer und badischer Geschichte, in deren beider Geschichte die Stadt Bretten hineingehört und darin auch eine gewisse Rolle spielt. Das eine oder andere, das mitgeteilt wird, kann jetzt schärfer und konkreter gesehen werden, weil es belegt wird in der Auswertung der Akten.“

Und genau das ist dem Autor bei seinem immensen Quellenstudium gelungen. Die wissenschaftlich somit fundierte Arbeit, seine umfangreichen und gründlichen Recherchen werden umrankt von bildhaft-lebensnahen Darstellungen und Deutungen. So kann nur einer schreiben und Geschichte für den heutigen Menschen lebendig werden lassen, der selbst seine Heimat, hier den

Kraichgau und die Stadt Bretten, in geistiger Umfassung liebt und engen Kontakt pflegt mit den Menschen, die hier leben und denen die Geschichte ihrer Stadt ein inneres Anliegen ist.

Michael Ertz beschreibt die Bürgerwehr als ein wichtiges und prägendes Element der Geschichte dieser Stadt. „Die Bürgerwehr der Stadt Bretten tradiert etwas Originelles aus dieser Vergangenheit und stellt das heute noch überzeugend zur Schau.“ Ja, für Michael Ertz ist die Bürgerwehr das „Originellste und Typischste“, was die Stadt Bretten darstellt.

In seiner Gliederung hat sich der Autor vom „genchronologischen Verfahren“ leiten lassen. Ertz verfolgt zwar die Geschichte dieser Region bis 1504 zurück - während des Bayrisch-Pfälzischen Erbfolgekrieges schlugen die Verteidiger der Stadt Bretten im Jahre 1504 den Angriff des Herzogs Ulrich von Württemberg zurück (Grundlage des Peter-und-Paul-Festes in Bretten) -, doch beginnt er in unserem Jahrhundert. Der erste Teil des Buches befaßt sich mit der Wiedergründung der Bürgerwehr im Jahre 1924 und ihrer Entwicklung bis heute. Mit der Würdigung des größten südwestdeutschen Heimatfestes, eingebettet in diesen ersten Teil, erleichtert er dem Leser den Einstieg in die verschiedenen Epochen der Entwicklung dieser Bürgerwehr. Besonders interessant ist im zweiten Teil die Gründung des „Uniformierten Bürger Militärs zu Fuß“ im Jahre 1824 und die Darstellungen des „Freischießens“. Die Schwierigkeiten und Verwicklungen in den Revolutionsjahren 1848/49 und deren Folgen für den Bürgerwehrgedanken im Großherzogtum Baden und in der Stadt Bretten sind im zweiten Teil ebenso umfassend und objektiv dargestellt, wie im ersten Teil der mühsame Anfang nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Trennung der Bürgerwehr vom KK-Schützenverein Bretten, die bei Erzählungen alter Brettener Bürger oft in emotionaler Unklarheit stecken bleibt, sind hier mit Begründungen und logischen Entwicklungen ausgeführt.

Der Autor kommt zu dem Schluß, daß das Wehrhafte, die Tradition des Freischießens und die Bürgerwehr als Ordnungsorganisation die Wurzeln sind, auf denen die heutige Existenz der Bürgerwehr fußt. Und die „Vereinigung Alt Brettheim“, die für die Gestaltung des großen Heimatfestes verantwortlich ist, sieht die Bürgerwehr und die Mitwirkung anderer Bürgerwehren und Stadtgardien nach wie vor als wichtiges und tragendes Fundament des Festes und des Festzuges an.

Michael Ertz, den wir als Autor anderer Bücher, heimatgebundener Aufsätze, Essays, Besprechungen auch in unserer Zeitschrift kennen, ist es gelungen, in plastischer, bildhafter und verständlicher Sprache, die den Prediger nicht verleugnet, ein bedeutsames heimatgeschichtliches Werk zu schaffen.

Bertold Augenstein

**Exner-Seemann, Konrad: Josef Zieglmeyer. Badische Landes- und Kommunalpolitik im frühen 20. Jahrhundert.** 80 S. Verlag Regionalkultur, 76698 Ubstadt-Weiher, 1993

Dr. Exner-Seemann würdigt in dem vorgelegten Buch die Tätigkeit seines Landsmannes Josef Zieglmeyer (1855-1928), der Bürgermeister in Langenbrücken war und Abgeordneter des Zentrums in der II. Kammer des badischen Landtages in den bedeutungsvollen Jahren 1909-1918. Seine Arbeit bedeutet daher auch ein interessantes Kapitel Heimat- und Landesgeschichte, eines beschränkten Raumes zwar, aber beispielhaft aufgezeigt am Wirken eines einfachen, engagierten Mannes, der an seinen Aufgaben wuchs und sich für die Belange seiner näheren und weiteren Heimat unermülich einsetzte.

Der Autor schildert den Lebenslauf Zieglmeyers, der nach seiner Schulzeit in Langenbrücken bald den elterlichen bäuerlichen Betrieb übernahm. Seine religiöse und politische Überzeugung veranlaßten ihn, wichtige Ehrenämter zu übernehmen, die ihm in schweren Zeiten eine große Arbeitslast aufbürdeten. Als Zieglmeyer 1928 starb, verlor das Land einen verdienstvollen Parteipolitiker, Landtagsabgeordneten und Bürgermeister. Hohe Persönlichkeiten des Staates und der Politik gaben ihm das letzte Geleit.

Das Buch ist in Zieglmeyers Hauptwirkungsgebiete eingeteilt: Bürgermeister und Mitglied der Landwirtschaftskammer, als Einstieg in die Abgeordnetentätigkeit Aufbau und Arbeitsweise des Landtages, dann die Landtage von 1909-1913 und 1913-1918. Die Arbeit des Landtages wird systematisch gegliedert: Eisenbahn und Verkehr, Landwirtschaft, Forst- und Domainenverwaltung, Kommissionsberichte. Zieglmeyers Einsatz galt in vielen Debattenreden den genannten Sachgebieten, also vor allem den vielseitigen Problemen der Landwirtschaft, den Forstangelegenheiten und dem Eisenbahnbau. Der ganze Zeitraum seiner Zugehörigkeit zur Zweiten Kammer ergibt in der Summe das kulturelle und wirtschaftliche Bild des Landes, weit über den heimatischen Raum hinaus. Das pragmatische Denken Zieglmeyers, sein wacher Verstand machten ihn zu einem ausgezeichneten Anwalt der Gemeinden seines Wahlkreises. Wie interessant sind, um nur ein Beispiel zu nennen, aus heutiger Sicht die Bemühungen, Östringen an die Hauptbahn in Mingolsheim oder Langenbrücken anzuschließen, oder der leider gescheiterte Plan, eine Nebenbahn von Langenbrücken über Eichersheim, Sinsheim nach Waibstadt zu bauen. Durch die Darstellung solcher Vorhaben, sozialer und wirtschaftlicher Zustände wird das Buch, das vom Verlag sehr gut betreut wurde, zu einem wertvollen Helfer im Heimatkundeunterricht. Es füllt eine landeskundliche Lücke aus und stellt eine willkommene Ergän-

zung der in den letzten Jahren entstandenen guten Heimatliteratur dar. L. Vögely

**Nunnenmacher, Paul: Über kurz oder lang. Gedichte, Erzählungen und Spielszenen in alemannischer Mundart mit Zeichnungen von Georg Mezel.** 96 S., Kehrler-Verlag, Freiburg 1994 Paul Nunnenmacher ist ohne Zweifel einer der erfolgreichsten und angesehensten Mundartdichter im alemannischen Raum. Nach den von seiner Lesergemeinde so gut aufgenommenen Büchern „Us de Schuel geschwätzt“, „Gälle si“, „Kumm, gang mr eweg“ liegt nun sein neues Werk „Über kurz oder lang“ vor. Und wieder hat Nunnenmacher mit seinen Gedichten und Geschichten aus dem vollen alemannischen Leben und Tun geschöpft und in seiner überlegenen Art dargestellt.

Nunnenmacher kennt seine Alemannen, er schaut ihnen „aufs Maul“ und verbindet das Aufgenommene, Beobachtete und Gehörte mit der Philosophie seines tätigen Lebens und seinem Gefühl für das Echte. Das bewahrt ihn vor jeder Heimattümelei, die so schwer erträglich ist. Und trotzdem, oder gerade deshalb, geraten seine Verse, Geschichten und Spielszenen zu einem Stück literarischer Heimat, weil sie eben unverkrampft empfunden und nicht mit Gewalt herbeigezogen worden sind. Feine Ironie und ein hintergründiger Humor des Autors sind immer gegenwärtig, er steht über dem Menschlichen und Allzumenschlichen. Und nicht zufällig stellt Nunnenmacher Betrachtungen über das „kurz oder lang“ im alemannischen Verständnis den Gedichten voran.

Über kurz oder lang,  
heißt's bliib - heiß's gang -  
frog't's di allwäg noch de Zitt,  
mahnt's, es isch scho ball so witt,  
will's tröschedra oder Hoffnig mache  
's git ähnedra no andri Sache?  
Mr ka's nit messe, 's kurz un's lang,  
au kurz isch mänkmol scho viel z'lang,  
un mänkmol isch au lang viel z'knapp -  
wer weiß scho, goht's duruff, durab?  
Was kahsch do lenke als aifache Mensch,  
wenn nit mol dini Grenze kennsch,  
muesch alles näh, grad so wie's kunnt,  
an jedem Dag, zu jedre Stund -  
un keinem isch si Zitt bekannt -  
„über kurz oder lang“ liegt in Gottes Hand.  
Adäquat zu diesen Gedanken sind die Zeichnungen von Georg Mezel, vor allem der an einer morschen Dachkante hängende junge Mann, der keinen festen Boden mehr unter sich hat und „über kurz oder lang“ abzustürzen droht.

Das menschliche Leben in all seinen Facetten zieht so durch Nunnenmachers Gedichte und Geschichten: Jugend, Schulzeit, Gesundheit und Krankheit, Hausmittel, das Alter, Betrachtungen

über die Sprache und viele, viele Lebensweisheiten machen das Lesen zur Freude. Dieses Büchlein wird mit Sicherheit viele Freunde finden, es hat dies verdient.

L. Vögely

**Rumpf, Joachim: Die Salpetererunruhen im Hotzenwald.** 158 S., Werkstatt-Edition Axel Dietrich Verlag, Wolpadingen 6, 1993

Hat das Wort von Gustav Heinemann, das er 1970 gesprochen hat, noch Gültigkeit? Er sagte damals: „Kennzeichnend für unser mangelhaftes Geschichtsbewußtsein erscheint mir, daß auch Einwohner des Südschwarzwaldes so gut wie nichts von dem Kämpfen der Salpeterer wissen, obwohl sie sich praktisch vor ihrer Hoftüre abgespielt haben und in manchen Fällen die eigenen Urhahnen daran beteiligt gewesen sind. Wie steht es heute um das Wissen um die Kämpfe der freien, keiner Obrigkeit untertanen Leut auf dem Hotzenwald?“ Sicher ist wohl, daß im Südschwarzwald durch Forscher wie Paul Eisenbeis, Jakob Ebner, Leopold Döbele, Emil Müller-Ettikon, Hans und Hubert Matt-Willmatt u.v.m. oder durch Roland Kröll und seine Musikgruppe, die er bewußt „Salpeterer“ genannt hat, das Wissen um den Kampf der Salpeterer um ihre alten Rechte, so wie diese von ihnen verstanden wurden, wach gehalten bzw. wieder ins Bewußtsein der Menschen gerückt wurde. Regionales Geschichtsbewußtsein ist in den letzten Jahren in vielfältiger Art, auch durch den Einsatz der Medien, gefördert worden. Beispiel dafür ist auch die Singener „Heckergruppe“, die dem Leben des Revolutionärs sogar in den USA nachgespürt und diese Spurensuche in einem Buch dokumentiert hat. Mangelndes Geschichtsbewußtsein der Bundesbürger? Darüber kann hier nicht entschieden werden, wohl aber darüber, daß wir Badener eines haben und auch dessen um so mehr bedürfen, als Baden als Staat nicht mehr existiert. Und in die facettenreiche Geschichte des einst aus vielen Herrschaftsgebieten zusammengesetzten Baden gehören auch die Salpeterer.

Scheffel, der die Hotzenwälder durch seine Tätigkeit in Säckingen gut kannte, hat gesagt, daß, wenn der Bauer aufmüßig werde, er immer nach „rückwärts“ revolutioniere. Das heißt, daß er Zustände, die einer oft langen Vergangenheit angehören und verloren gegangen sind, wieder herstellen will. Die Wahrheit des Scheffel-Wortes beweisen die Salpeterer. Zu der reichen Literatur, die über deren Wollen und Kämpfen vorliegt, kommt nun als neues Buch das von Dr. Rumpf. Der Autor ist unseren Lesern kein Unbekannter, hat er doch bereits 1977 in der Badischen Heimat (Heft 3 S. 377 ff.) einen Aufsatz über die Salpeterer-Bewegung im 19. Jhd. veröffentlicht, ein Beweis, wie lange er sich schon mit dem Thema beschäftigt. Seine Absicht ist, das Interesse an der Vergangenheit in ei-

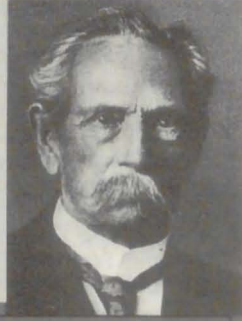
ner allgemeinverständlichen Sprache zu fördern und aufzuzeigen, daß es den Salpeterern darum ging, sich „von der Bevormundung all jener Personen oder Institutionen, die sich zwischen sie und den Kaiser geschoben hatten“, zu befreien, daß es ihnen nicht „um Reichtum, Macht und Ansehen, sondern um die Erhaltung ihrer genossenschaftlichen Verfassung bzw. um den Schutz alter Freiheiten“ ging (S. 11). Um seinen Zweck zu erreichen, hat der Autor das Buch entsprechend gegliedert.

Nach einer Einführung und der Besiedlungsgeschichte des Schwarzwaldes und dem Entstehen einer freien Bauernschaft in der Grafschaft Hauenstein wird die Bildung der Einungen geschildert. Dann folgen die doch wahrhaftig interessanten und beeindruckenden Versuche der Salpeterer, ihre alten Freiheiten zu bewahren: 1. Mit dem Widerstand des Salpeterer-Hans und seiner Freunde beginnt die erste Phase der Unruhen. 2. Der Versuch, durch Abschaffung der Leibeigenschaft Ruhe in die Grafschaft zu bekommen. 3. Hans Fridolin Gerspach und seine Freunde wollen den Freikauf mit Hilfe des Landfreunds verhindern. 4. Es gärt weiter im Hauensteiner Land. 5. Die Salpeterer wollen unter Führung des Eggbauern und Dr. Bergers ihre Heimat verteidigen. 6. Der Gaudihans führt die Salpeterer vor die Tore Waldshuts. 7. Die oberflächliche Befriedung der Grafschaft und die Verbannung von Salpeterern nach Ungarn. 8. Die Grafschaft nach den Salpeterer-Unruhen.

Das letzte Kapitel gilt den Salpeterern des 19. Jahrhunderts, der Zeit also, in der die Grafschaft Hauenstein badisch geworden war. Das war nun ein weiterer Grund für die Salpeterer, die sich nach wie vor dem Kaiser in Wien verpflichtet fühlten, gegen den badischen Staat, die badische Schule und die katholische Kirche in Baden zu kämpfen. Und das alles ist so lange nicht her. Eine sehr gute und informative Zusammenfassung des Erarbeiteten bildet mit der Literaturangabe den Schluß des Buches. Und man kann J. Rumpf zustimmen, wenn er abschließend meint: „Ruhige und Unruhige hat es in der Menschheitsgeschichte immer gegeben. Sie leben heute unter uns und werden uns in der Zukunft immer wieder begegnen“ (S. 148).

Der große Vorzug dieses neuen Salpeterer-Buches liegt darin, daß es dem Autor gelungen ist, komplizierte historische Vorgänge in einer klaren Sprache so zu schildern, daß der Leser gefangen genommen wird, daß er Anteil nimmt an dem Schicksal der Salpeterer, die nicht vergessen werden dürfen. Deshalb wird das Buch viele Freunde finden. Es eignet sich vorzüglich zum Gebrauch im Heimat- und landeskundlichen Unterricht.

L. Vögely



# Große Badener

Gestalten  
aus 1200 Jahren

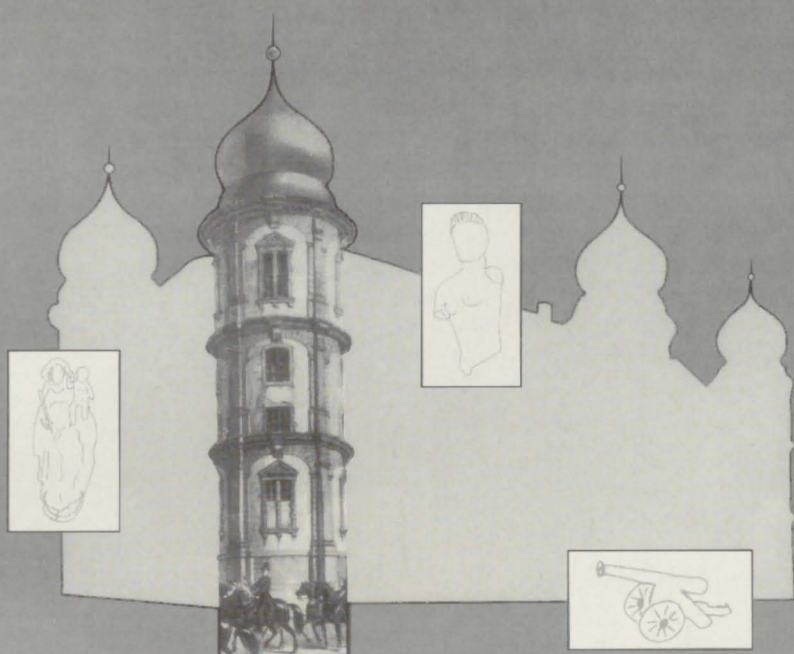
Herausgegeben  
von Helmut Engler



DVA



# 900 Jahre Gottesau



## Spurensuche – Spurensicherung

Herausgegeben vom Förderverein  
des Generallandesarchivs Karlsruhe

Bearbeitet von  
Wilfried Röbling, Peter Rückert  
und Hansmartin Schwarzmaier

## Autoren dieses Heftes

*Christian Burkhart,*  
*Heimatismuseum der Gemeinde Dossenheim*  
Rathausstraße 16, 69221 Dossenheim

*Dr. Erwin Dittler*  
Offenburger Straße 4,  
77694 Kehl-Goldscheuer

*Prof. Dr. Helmut Engler, Minister a. D.*  
Neumattenstraße 5, 79102 Freiburg

*Gerhard Kaiser, Baudirektor*  
Damaschkestraße 7, 76275 Ettlingen

*Wilhelm Kelch*  
Breslauer Straße 6, 76356 Weingarten

*Dr. Meinhold Lurz*  
Schmitthennerstraße 37, 69124 Heidelberg

*Dr. Leonhard Müller, Präsident a. D.*  
Reinhold-Schneider-Straße,  
76199 Karlsruhe

*Dr. Fred Ludwig Sepaintner,*  
*Regierungsdirektor*  
Staatsarchiv Freiburg, Postfach 3 23,  
79003 Freiburg

*Wilhelm Seußler*  
Gellertstraße 16a, 76185 Karlsruhe

*Dr. Christoph Timm, Kulturamt Pforzheim*  
Postfach 7, 75158 Pforzheim

---

### Errata

Im Heft 2/94 wurde die Anschrift des Autors zu dem Aufsatz „Der Heidelberger Philosophenweg“ (S. 237 ff.) nicht abgedruckt. Die Anschrift lautet: Dr. Arthur Tischer, Luisenstraße 10, 69115 Heidelberg.

Im Jahresverzeichnis der Beiträge 1994 wurde versehentlich nicht aufgenommen: Karl August Mühlhäuser (1825-1881), Pfarrer und Landtagsabgeordneter, von Dr. Gerhard Schwinge in Heft 4/94.

Wir bitten um Entschuldigung!

---

*Dieser Ausgabe liegen Prospekte von Archiv-Verlag GmbH, 38120 Braunschweig, und DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co., 70745 Leinfelden-Echterdingen, bei. Wir bitten um Beachtung.*